Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

E 66 717

Deutsche Dichterhalle

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. J. Schenckel.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von C. G. Kunze.
1851.

PT 1172

S 4

v. 2

Buchdruckerei: Chr. Friedr. Will in Darmstadt.

Viertes Buch.

Joh. Chriſtian Friedr. Hölderlin. — Juſtinus Kerner. — Gottfried Kinkel. — Albert Knapp. — Auguſt Kopiſch. — Theodor Körner. — Nikolaus Lenau (Niembſch Edler von Strehlenau).

Willſt du leſen ein Gedicht —
Sammle dich, wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch ſeine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahneſt,
Und, wie's Dichteraugen ſahn,
Selbſt der Schönheit Urbild ahneſt.

Ludw. Adolph Stöber.

Joh. Christian Friedr. Hölderlin.

Ein Sohn der Erde bin ich,
Zu lieben gemacht, zu leiden.
Fr. Hölderlin.

Den Klugen leiten sicher stets die Horen,
Nur mit dem Genius spielen oft die Winde;
Daß er so Glück, wie Unglück, früher finde,
Wird er mit Schwingen in die Welt geboren.

Doch bleibt ihm treu die Gottheit zugeschworen;
Sie legt am bösen Tag dem armen Kinde
Mit weicher Hand ums Aug des Wahnsinns Binde,
Daß es nie sehe, was das Herz verloren.

Die Götter haben freundlich dein gedacht,
Die du so fromm gehalten einst in Ehren,
Und lebend schon dich aus der Welt gebracht.

Nichts Irdisches kann fürder dich versehren,
Und reiner, denn ein Stern zum Schooß der Nacht,
Wirst du zurück zur großen Mutter kehren.

G. Herwegh.

Johann Christian Friedrich Hölderlin wurde am 29. März 1770 zu Laufen, unweit Heilbronn, geboren. Sein Vater und Großvater waren Verwaltungsbeamten des dortigen Klosters. Hölderlin war kaum drei Jahre alt, als sein Vater starb. Die Mutter, welche sich wieder verehelichte und darauf in dem schönen Nürtingen wohnte, verlor 1779 auch ihren zweiten Gatten und besorgte nun die Erziehung ihrer 4 unmündigen Kinder mit frommer, liebevoller Hingebung, wobei sie von der ehrwürdigen, greisen Großmutter unterstützt wurde, die Hölderlin an ihrem 72. Geburtstage besungen hat. Der Sohn erbte die vortrefflichen Eigenschaften seiner achtbaren Mutter, nämlich ein „edles Gemüth,

inniges Gottvertrauen und reines, ſittliches Gefühl". Die große Liebe, welche der Knabe ſchon zur Natur hatte, erklärt die herrliche Begeiſterung des Mannes für dieſelbe. Mit gereiftem Geiſte ſagte er ſpäter:

„Mich erzog der Wohllaut
Des ſäuſelnden Hains.
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen."

In der trefflichen lateiniſchen Schule zu Nürtingen ſammelte er ſich gute Kenntniſſe in den altklaſſiſchen Sprachen und verkehrte freundlich mit dem 5 Jahre jüngern F. W. J. Schelling, dem ſpäter ſo berühmten Philoſophen. Auf den Wunſch ſeiner Mutter wählte er die theologiſche Laufbahn und trat in die niedern Seminare zu Denkendorf und Maulbronn. Oſſian's Gedichte machten durch ihre großartige Naturanſchauung und zwangloſe Andacht einen ungeheuern Eindruck auf ihn. Schiller und Schubart zogen ihn an und Klopſtock liebte er noch aus ſeiner erſten Knabenzeit her. Inzwiſchen hielt er ſich wegen Kränklichkeit einige Zeit bei ſeiner Mutter auf und quälte ſich viel mit Todesgedanken. Als 18jähriger Jüngling bezog er die Univerſität Tübingen und das theologiſche Seminar. In Maulbronn entließ man ihn als einen „planen" Lateiner, der auch ſchöne deutſche Verſe mache. Seine Mitſchüler hielten ihn für einen ausgezeichneten Helleniſten. Auf der Univerſität lernte er Hegel, Ludw. Neuffer, Conz, L. v. Seckendorff, Sinklair ꝛc. kennen und in Stäudlins Muſenalmanach von 1792 erſchienen ſchon viele Hölderlin'ſche und Neuffer'ſche Gedichte. Muſik übte und liebte er ſehr und Kaffee war ihm ein belebendes, geiſterregendes Mittel. Matthiſſon lernt ihn kennen in „überwallend lyriſchem Reichthum". 1793 machte er auch die Bekanntſchaft ſeines großen Vorbildes Schiller. Mit Ernſt widmete er ſich philoſoph. Studien, las mit Hegel ꝛc. den Plato in der Urſprache und ſtudirte „Winkelmanns Geſchichte der ſchönen Künſte Griechenlands". Als er 1793 ſeine akademiſche Laufbahn vollendet hatte, ward er durch

Schillers Vermittlung Erzieher beim Freiherrn v. Kalb in Waltershausen bei Meiningen, wo er an seinem „Hyperion" arbeitete und Kants Philosophie studirte. In Jena, wohin er mit seinem kränkelnden Zögling gegangen, verkehrte er freundlich mit Schiller und saß als ein glühend begeisterter Jünger zu den Füßen des großen Meisters Fichte. Bald lernte er auch Goethe und Herder kennen und weil ihn Schiller's Freundschaft und Fichte's Philosophie so sehr anzog, so nahm er als Erzieher seine Entlassung, um in Jena zu bleiben. Leider gestatteten es aber seine Verhältnisse nicht die wohlthätige Nähe der großen Geister länger zu genießen, weßhalb er trüb und schwermüthig gestimmt zu den Seinigen zurückkehrte. Sein Freund Sinklair verschaffte ihm in einem Frankfurter Bankierhause 1796 eine Hauslehrerstelle. Hier ward ihm die wohlwollendste Behandlung zu Theil und er verliebte sich in die Mutter seiner Zöglinge, die nun die Seele seines Hyperion, seiner Lieder und Elegien „an Diotima", wie das Fatum seines irdischen Lebens wurde. Diotima's Familie flüchtete sich mit Hölderlin nach Cassel, der daselbst Heinse kennen lernte und, nach Frankfurt zurückgekehrt, auch Goethen auf seiner Schweizerreise begrüßen konnte. Im Herbste 1798 trennte sich Hölderlin von Frankfurt und seiner Diotima und legte so den Grund zu namenlosem Elend. Bei Sinklair in Homburg arbeitete er fleißig, um sich zu ermannen, vermochte aber die Liebe zu Diotima nicht zu bemeistern. Unruhig und bewegt irrt er umher und nimmt am „Eingange in die Reife des Mannesalters" noch eine Hofmeisterstelle bei Constanz und bald darauf beim Hamburgischen Consul in Bordeaux an. Im Juli 1802 erschien er plötzlich vor seiner Mutter mit „verwirrten Mienen, tobenden Geberden, im Zustande des verzweifelsten Irrsinns und in einem Aufzuge, der die Aussage, daß er unterwegs beraubt worden sei, zu bestätigen schien." Wenige Tage vorher war Diotima gestorben, das Wesen, welches „das wandellose Leben der Gottheit lebte" und in dem er die sonst vergebens gesuchte Idealwelt gefunden hatte. Die Nacht des Wahnsinns umlagerte seinen Geist nun mit geringer Unterbrechung 40 Jahre hindurch. In lichten Augenblicken dichtete

er wieder und, als man ihn im Sommer 1804 für genesen hielt, ward er Bibliothekar beim Landgrafen zu Homburg; allein schon 1806 mußte er wegen Irrsinns nach Tübingen gebracht werden, wo er im Hause des Tischlermeisters Zimmer die sorgfältigste Pflege fand. Die Musik, namentlich das Klavierspiel, liebte er bis an sein Ende und unermüdlich variirte er die Melodie: „Mich fliehen alle Freuden". Manchmal war er heiter, oft aber auch lebensüberdrüssig, wenn er fühlte, daß es mit ihm vorbei sei. Er sagte:

„Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,
Die Jugendstunden sind wie lang! wie lang! verflossen,
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin Nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne".

Als 1826 unter Mitwirkung Uhland's, Kerner's und Schwab's Hölderlin's gesammelte Gedichte im Druck erschienen, da freute er sich sehr und hatte das Buch immer auf seinem Zimmer. Auf alle Papierschnitzel, die er fand, schrieb er Verse. Den Namen Hölderlin wollte er später nicht mehr hören. Gern ließ er sich „Bibliothekar" tituliren. Er unterschrieb und nannte sich „Buonarotti" oder „Skartanelli". In letzter Zeit dichtete er, wie in seiner Jugend, nur in Reimen. Jedem Besucher schrieb er auf dessen Bitte Etwas in Poesie oder Prosa. Er erinnerte sich seiner Freunde, wollte aber von Frankfurt und Bordeaux Nichts wissen und freute sich 1843 „rasend" über einen Blumenstraß, den ihm Uhland an seinem Geburtstage schickte, sowie über die hübsche 2te Auflage seiner Gedichte. Am 7. Juni 1843 machte der Tod seinem unglücklichen Erdenleben ein Ende. „Die Sektion zeigte eine ausgebildete Brustwassersucht als Ursache seines Todes, außerdem eine bedeutende Herzverknöcherung und Gehirnwassersucht". —

Schiller, welcher Hölderlin seinen „liebsten Schwaben nannte", erkannte in dessen Gedichten: „An den Aether" und „Der Wandrer" viel von seiner eignen sonstigen Gestalt und fühlte sich dadurch an sich und seine „heftige Subjectivität" erinnert, was ihm auch Goethe zugesteht, dem er die beiden Gedichte über-

ſchickte. Goethe war ihnen nicht ungünſtig, fand ſie lieblich und innig und meinte ſie müßten gewiß Freunde im Publikum finden, nur vermißt er Schillers Tiefe, Stärke und Fülle. Später findet er Hölderlin „liebenswürdig und mit Beſcheidenheit, ja bis zur Aengſtlichkeit offen". Hölderlin lehnt ſich zunächſt an Schiller, mit dem er das ideale Streben gemein hat, der aber das Ideal ſchöner Menſchlichkeit in ſeinem Volke gefunden und Nichts „gegen den edeln deutſchen Geiſt, ſondern Alles nur für denſelben ſchuf und bildete", während Hölderlin, der ſich theoretiſch zu den Grundſätzen der Schlegel'ſchen Schule und der Naturphiloſophie bekannte, ſich nicht, wie die Romantiker, in das ältere National-Leben der Deutſchen, ſondern in idealer Ueberſpannung in das der alten Griechen verſetzte und namentlich am Schluſſe ſeines Hyperion ſein idealiſirtes Griechenthum dem geſchmähten deutſchen Volke gegenüber zu verherrlichen ſuchte. Er ſchreibt: „Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb und Gegenliebe lebt, wer nicht in dieſem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er ſich regt, iſt von Natur auch nicht ſo einig in ſich und erfährt die ewige Schönheit wenigſtens ſo leicht nicht, als ein Grieche." Ihm galt es, „die Vereinigung und Verſöhnung mit dem Leben, der Kunſt, und des Geſchmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verſtande, des Wirklichen mit dem Idealiſchen, des Gebildeten mit der Natur" zu vollbringen. Die verſuchte Vereinigung bewirkte in hohem Grade die Spaltung im Innern des Dichters, die neben der unglücklichen Liebe die Haupturſache ſeines Wahnſinns wurde. In ſeinen Gedichten müſſen wir die reine, oft „wahrhaft antike klaſſiſche Form" bewundern, ohne darin die Klarheit und Lieblichkeit in der Schilderung, wie die tiefergreifende Wehmuth zu überſehen. Neben der Liebe beſingt er mit innigem Gefühl auch die Natur, wie in den Gedichten: „Der Neckar", „Heidelberg", „Die Eichbäume", „Die Heimat", „Rückkehr in die Heimat", „Der gefeſſelte Strom" ꝛc. Wolfg. Menzel vergleicht die Seele Hölderlin's mit einer zartbeſaiteten Aeolsharfe, die erſt leiſe melodiſch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter

furchtbaren, doch immer noch ſchönen Klängen zerriſſen wird. Wenn je ein Dichter fühlte, was er ſang, ſo iſt es Hölderlin; denn im Strom ſeiner Lieder iſt jeder Tropfen aus ſeinem innerſten Herzen entſprungen. Er bat die Lebens- und Schickſalsgöttinnen nur um Einen Sommer und Einen Herbſt zu reifem Geſange, damit ſein Herz, vom ſüßen Spiele geſättigt, williger ſterbe. Wohl klagt er, daß der Seele im Leben ihr göttlich Recht nicht ward, fügt aber getröſtet hinzu:

„Doch iſt mir einſt das Heilige, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen“.

Schriften: Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Chriſtoph Theodor Schwab. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen. 1846. 1r Band: Gedichte und Hyperion oder der Eremit in Griechenland. 2r Band: Hölderlin's Briefwechſel, vermiſchte Briefe, Jugendgedichte, Proſaiſches, Hölderlin's Leben, Gedichte aus der Zeit des Irrſinns, Anhang. — Gedichte. Stuttgart 1826, herausg. von L. Uhland und G. Schwab. — Gedichte. Stuttgart 1843, herausgegeben von Guſtav Schwab und (deſſen Sohn) Ch. Th. Schwab.

1. An den Aether.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menſchen
11 Keiner, o Vater Aether! mich auf, noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüſte mich tränkten,
Faßteſt du zärtlich mich an, und goßeſt himmliſchen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerſt in den keimenden Buſen.
Nicht von irdiſcher Koſt gedeihen einzig die Weſen,
Aber du nähreſt ſie all mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt ſich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beſeelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Weſen dich auch und ringen und ſtreben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.
Himmliſcher! ſucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,

Streckt nach dir die ſchüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Saame die Hülſe;
Daß er, belebt von dir, in deiner Welle ſich habe,
Schüttelt der Wald den Schnee, wie ein überläſtig Gewand ab.
Auch die Fiſche kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch dieſe
Aus der Woge zu dir; auch den edelen Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir ſie ergreift, ſie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl ſtrebt
In die Höhe ſein Hals, mit dem Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirſche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend hinab ſchäumt,
Hin und wieder ſchweift, kaum ſichtbar durch die Gebüſche.
Aber des Aethers Lieblinge, ſie, die glücklichen Vögel,
Wohnen und ſpielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters,
Raums genug iſt für alle. Der Pfad iſt Keinem bezeichnet;
Und es regen ſich frei im Hauſe die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken ſie mir und es ſehnt ſich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimat
Winkt es von oben herab und auf die Gipfel der Alpen
Möcht ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einſt in die Arme des Zeus den ſeligen Knaben,
Aus der Gefangenſchaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel ſie aufwächſt,
Breiten wir über den Boden uns aus und ſuchen und wandern
Durch die Zonen der Erd; o Vater Aether! Vergebens;
Denn es treibt uns die Luſt, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meersflut werfen wir uns, in die freieren Ebenen
Uns zu ſättigen, und es umſpielt die unendliche Woge
Unſern Kiel, es freut ſich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügts ihm nicht! denn der tiefere Ocean reizt uns,
Wo die leichtere Welle ſich regt — o, wer dort an jene

Goldnen Küſten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte,
Aber, indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich ſehne,
Wo du fremde Geſtad' umfängſt mit bläulicher Woge,
Kömmſt du ſäuſelnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und ſänftigeſt ſelbſt das ſtrebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

---

2. Der Wanderer.

Einſam ſtand ich und ſah in die afrikaniſchen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin ſchlich das hagere Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einſam und kahl blickt aus der Höhe ſein Haupt.
Ach! nicht ſprang, mit erfriſchendem Grün, der quellende Wald hier
In die ſäuſelnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche ſtürzten hier nicht in melodiſchem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal ſchlingend den ſilbernen Strom,
Keiner Heerde verging am plätſcheruden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.
Unter dem Strauche ſaß ein ernſter Vogel geſanglos,
Aengſtlich und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Waſſer rief ich dich an, Natur, in der Wüſte,
Waſſer bewahrte mir treulich das fromme Kameel,
Um der Haine Geſang, um Geſtalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimiſcher Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umſonſt; du erſchienſt mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einſt göttlicher, ſchöner geſehn.
Auch den Eispol hab ich beſucht; wie ein ſtarrendes Chaos
Thürmte das Meer ſich da ſchrecklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülle von Schnee ſchlief hier das gefeſſelte Leben,
Und der eiſerne Schlaf harrte des Tages umſonſt.
Ach! nicht ſchlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte ſich ſchlang.

Hier bewegt er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und im Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und Nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strahle des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durch-brichst du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen glühen und Wein sprudelt im kärglichen Nord.
Aber jetzt kehr ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimat,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch, wie Aurora den Tithon, empfängst du in lächelnder Blüte
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ists hier, kaum rauscht von fern die geschäftge Mühle
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.

Lieblich tönt die gehämmerte Senſ' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Geſang, die im Graſe ſitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's ſchmeichelt in lächelndem Schlaf;
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einſt liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, ſpielt' auf den liſpelnden Aeſten,
Oder ins duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimatliche Natur! wie biſt du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einſt, nimmſt du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirſiche mir, noch wachſen gefällig
Mir ans Fenſter, wie ſonſt, köſtliche Trauben herauf.
Lockend röthen ſich noch die ſüßen Früchte des Kirſchbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige ſich ſelbſt.
Schmeichelnd zieht mich, wie ſonſt, in des Waldes unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und ſpielt mir
Um das Auge, wie ſonſt, Vaterlandsſonne, dein Licht!
Feuer trink ich und Geiſt aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig läſſeſt du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einſt mir die Bruſt erweckteſt vom Schlafe der Kindheit,
Und mit ſanfter Gewalt höher und weiter mich triebſt,
Mildere Sonne! zu dir kehr ich getreuer und weiſer,
Friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

---

3. Seiner Großmutter

zum zwei und ſiebenzigſten Geburtstag (1799).

Vieles haſt du erlebt, du theure Mutter! und ruhſt nun
Glücklich, von Fernen und Nahn liebend beim Namen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters ſilberner Krone,
Unter den Kindern, die dir reifen und wachſen und blühn.

Langes Leben hat dir die ſanfte Seele gewonnen
Und die Hoffnung, die dich freundlich im Leiden geführt.
Denn zufrieden biſt du und fromm, wie die Mutter, die einſt den
Beſten der Menſchen, den Freund unſrer Erde, gebar.
Ach! ſie wiſſen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
Und vergeſſen iſt faſt, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erſcheinet erheiternd
Mitten in ſtürmiſcher Zeit ihnen das himmliſche Bild.
Allverſöhnend und ſtill, mit armen Sterblichen ging er,
Dieſer einzige Mann, göttlich im Geiſte, dahin.
Keins der Lebenden war aus ſeiner Seele geſchloſſen,
Und die Leiden der Welt trug er an liebender Bruſt.
Mit dem Tode befreundet er ſich, im Namen der Andern
Ging er aus Schmerzen und Mühn, ſiegend zum Vater zurück.
Und du kenneſt ihn auch, du theuere Mutter, und wandelſt
Glaubend und duldend und ſtill ihm, dem Erhabenen, nach.
Sieh! es haben mich ſelbſt verjüngt die kindlichen Worte,
Und es rinnen, wie einſt, Thränen vom Auge mir noch;
Und ich denke zurück an längſt vergangene Tage,
Und die Heimat erfreut wieder mein einſam Gemüth,
Und das Haus, wo ich einſt bei deinen Segnungen aufwuchs,
Wo, von Liebe genährt, ſchneller der Knabe gedieh.
Ach! wie dacht ich dann oft, du ſollteſt meiner dich freuen,
Wenn ich ferne mich ſah wirkend in offener Welt.
Manches hab ich verſucht und geträumt und habe die Bruſt mir
Wund gerungen indeß, aber ihr heilet ſie mir,
O, ihr Lieben; und lange, wie du, o Mutter! zu leben,
Will ich lernen; es iſt ruhig das Alter und fromm.
Kommen will ich zu dir, dann ſegne den Enkel noch einmal,
Daß dir halte der Mann, was er, als Knabe, gelobt.

4. Der Gott der Jugend.

Gehn dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für ſelige Geſichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen,
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geiſter der Titanen
Des Alterthums empor:

Wird da, wo ſich im Schönen
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe dir geſtillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenſpiel:

So ſuch im ſtillſten Thale
Den blütenreichſten Hain,
Und gieß aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

8 Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter ſaß,
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn ſie ſtolz und froh
Um Silberblüten ſpielte,
Die Flut des Anio;

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe ſchien,
Wenn alle Lüfte ſchliefen,
Und, ſanft bewegt vom Schwan,
Cephiſus durch Oliven
Und Myrtenſträuche rann:

So ſchön iſts noch hienieden!
Auch unſer Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch miſchen brüderlich
In unſers Herzens Töne
Des Frühlings Laute ſich.

Drum ſuch im ſtillſten Thale
Den düftereichſten Hain,
Und gieß aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

---

5. Der gefeſſelte Strom.

Was ſchläfſt und träumſt du, Jüngling! gehüllt in dich
Und ſäumſt am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achteſt nicht des Urſprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

Die Liebesboten, welche der Vater ſchickt,
Kennſt du die lebenathmenden Lüfte nicht?
Und trifft das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir ſendet?

Schon tönt, ſchon tönt es ihm in der Bruſt! es quillt,
Wie da er noch im Schooße der Felſen ſpielt',
Ihm auf; und nun gedenkt er ſeiner
Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er.

Der Zauberer, er ſpottet der Feſſeln nun,
Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen
Im Zorne, ſpielend, da und dort zum
Schallenden Ufer; und von der Stimme

Des Götterſohns erwachen die Berge rings,
Es regen ſich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern und ſchaudernd regt im
Buſen der Erde ſich Freude wieder.

Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihn;
Er aber wandelt hin zu Unſterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

---

6. Rückkehr in die Heimat.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all ihr
Sonnigen Gipfel! ſo ſeid ihrs wieder.

Du ſtiller Ort! in Träumen erſchienſt du fern
Nach hoffnungsloſen Tagen den Sehnenden,
Und du, mein Haus, und ihr, Geſpielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lange iſts, o wie lange! des Kindes Ruh
Iſt hin, und hin iſt Jugend und Lieb und Glück,
Doch du, mein Vaterland, du Heilig-
Duldendes, ſiehe, du biſt geblieben!

Und darum, daß ſie dulden mit dir, mit dir
Sich freun, erziehſt du, Theures! die deinen auch,
Und mahnſt in Träumen, wenn ſie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Buſen dem Jünglinge
Die eigenmächtigen Wünſche beſänftiget
Und ſtille vor dem Schickſal ſind, dann
Gibt der Geläuterte dir ſich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Roſenpfad
Der Lieb und all ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und ſegne du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder!

---

7. Die Heimat.

Froh kehrt der Schiffer heim an den ſtillen Strom,
Von Inſeln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter ſo viele, wie Leid, geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einſt,
Stillt ihr der Liebe Leiden, verſprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe ſah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einſt, der Heimat

Verehrte ſichre Gränzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geſchwiſter Umarmungen
Begrüß ich bald, und ihr umſchließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr Treu-gebliebnen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet ſo bald mir nicht,
Dieß ſingt kein Wiegenſang, den tröſtend
Sterbliche ſingen, mir aus dem Buſen.

Denn ſie, die uns das himmliſche Feuer leihn,
Die Götter ſchenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

---

8. Der Neckar.

In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umſpielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, iſt keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtſchaft Schmerzen; und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmſt uns mit
Zum ſtill erhabnen Rhein, zu ſeinen
Städten hinunter und luſtgen Inſeln.

Noch dünkt die Welt mir ſchön, und das Aug entflieht
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,
2 Zum goldenen Paktol, zu Smyrna's
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht ich

Bei Sunium oft landen, den ſtummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt;
Denn lang ſchon einſam ſtehſt du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr iſt. Und o, ihr ſchönen
Inſeln Joniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchſäuſelt, wenn die Sonne den Weinſtock wärmt.
Ach! wo ein goldner Herbſt dem armen
Volk in Geſänge die Seufzer wandelt,

Wenn ſein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Maſtixbaum
Vom Harze träuft, und Pauk und Cymbel
Zum labyrinthiſchen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inſeln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schutzgott einſt; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit ſeinen
Lieblichen Wieſen und Uferweiden.

---

9. Heidelberg.

Lange lieb ich dich ſchon, möchte dich, mir zur Luſt,
Mutter nennen und dir ſchenken ein kunſtlos Lied,
Du, der Vaterlandsſtädte
Ländlich ſchönſte, ſo viel ich ſah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt ſich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menſchen tönt.

Wie von Göttern geſandt, feſſelt' ein Zauber einſt
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne ſchien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, ſich ſelbſt zu ſchön,
Liebend unterzugehn,
In die Fluten der Zeit ſich wirft.

Quellen hatteſt du ihm, hatteſt dem Flüchtigen
Kühle Schatten geſchenkt, und die Geſtade ſahn
All ihm nach und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber ſchwer in das Thal hing die gigantiſche
Schickſalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern geriſſen;
Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Rieſenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauſchten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gaſſen
Unter duftenden Gärten ruhn.

---

10. An die Natur.

Da ich noch um deinen Schleier ſpielte,
Noch an dir, wie eine Blüte, hing,
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
Der mein zärtlichbebend Herz umfing,

Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
Reich, wie du, vor deinem Bilde ſtand,
Eine Stelle noch für meine Thränen,
Eine Welt für meine Liebe fand,

Da zur Sonne noch mein Herz ſich wandte,
Als vernähme ſeine Töne ſie,
Und die Sterne ſeine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geiſt, dein Geiſt der Freude ſich
In des Herzens ſtiller Welle regte,
Da umfingen goldne Tage mich.

Wenn im Thale, wo der Quell mich kühlte,
Wo der jugendlichen Sträuche Grün
Um die ſtillen Felſenwände ſpielte
Und der Aether durch die Zweige ſchien,
Wenn ich da, von Blüten übergoſſen,
Still und trunken ihren Odem trank,
Und zu mir, von Licht und Glanz umfloſſen,
Aus den Höhn die goldne Wolke ſank —

Wenn ich fern auf nackter Haide wallte,
Wo aus dämmernder Geklüfte Schooß
Der Titanenſang der Ströme ſchallte
Und die Nacht der Wolken mich umſchloß,
Wenn der Sturm mit ſeinen Wetterwogen
Mir vorüber durch die Berge fuhr
Und des Himmels Flammen mich umflogen,
Da erſchienſt du, Seele der Natur!

Oft verlor ich da mit trunknen Thränen
Liebend, wie nach langer Irre ſich
In den Ocean die Ströme ſehnen,
Schöne Welt! in deiner Fülle mich;

Ach! da ſtürzt' ich mit den Weſen allen
Freudig aus der Einſamkeit der Zeit,
Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
In die Arme der Unendlichkeit. —

Seid geſegnet, goldne Kinderträume,
Ihr verbargt des Lebens Armuth mir,
Ihr erzogt des Herzens gute Keime,
Was ich nie erringe, ſchenktet ihr!
O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
Ohne Müh und Zwang entfalteten
Sich der Liebe königliche Früchte,
Wie die Ernten in Arkadien. —

Todt iſt nun, die mich erzog und ſtillte,
Todt iſt nun die jugendliche Welt,
Dieſe Bruſt, die einſt ein Himmel füllte,
Todt und dürftig, wie ein Stoppelfeld;
Ach! es ſingt der Frühling meinen Sorgen
Noch, wie einſt, ein freundlich tröſtend Lied,
Aber hin iſt meines Lebens Morgen,
Meines Herzens Frühling iſt verblüht.

Ewig muß die liebſte Liebe darben,
Was wir lieben, iſt ein Schatten nur,
Da der Jugend goldne Träume ſtarben,
Starb für mich die freundliche Natur;
Das erfuhrſt du nicht in frohen Tagen,
Daß ſo ferne dir die Heimat liegt,
Armes Herz, du wirſt ſie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

---

11. Die Eichbäume.

Aus den Gärten komm ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur, geduldig und häuslich,

Pflegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menſchen zuſammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! ſteht, wie ein Volk von Titanen,
In der zahmeren Welt, und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch iſt noch in der Menſchen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Iſt euch heiter und groß die ſonnige Krone gerichtet.
Eine Welt iſt Jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, Jeder ein Gott, in freiem Bunde zuſammen.
Könnt ich die Knechtſchaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Dieſen Wald und ſchmiegte mich gern ans geſellige Leben.
Feſſelte nur nicht mehr ans geſellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd ich unter euch wohnen!

12. Der Zeitgeiſt.

Zu lang ſchon walteſt über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang iſts ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! wie ein Knabe ſeh ich zu Boden oft,
Such in der Höhle Rettung vor dir, und möcht,
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Alleserſchüttrer! wo du nicht wäreſt.

Laß endlich, Vater! offenen Augs mich dir
Begegnen! haſt denn du nicht zuerſt den Geiſt
Mit deinem Strahl aus mir geweckt? mich
Herrlich ans Leben gebracht, o Vater!

Wohl keimt aus jungen Reben uns heilge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn ſie ſtill im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächtiger weckſt du

Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrſt
Die Alten weiſe Künſte; der Schlimme nur
Wird ſchlimmer, daß er bälder ende,
Wenn du, Erſchütterer! ihn ergreifeſt.

Justinus Andreas Kerner.

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesieen
Schweigen, wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochne Herz.

J. A. Kerner.

Justinus Andreas (Christian) Kerner ist geboren am 18. September (nicht 18. Februar!) 1786 zu Ludwigsburg, wo sein Vater Regierungsrath und Oberamtmann war. Seinen ersten Unterricht genoß der Knabe in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg und später im Kloster zu Maulbronn, wohin sein Vater (1795) versetzt wurde. Justinus hatte an den römischen Schriftstellern große Freude. Cäsar, Sallust ꝛc. wurden seine Lieblingsbücher und als er an die Dichter kam, namentlich an Ovids Verwandlungen, da erwachte in ihm auch die Poesie immer mehr und er lieferte dem Lehrer häufig seine Uebersetzungen in gebundner Sprache. Dabei wurde nun auch Französisch und Italienisch geübt und Vieles von Metastasio, Petrarca ꝛc. in Versen übersetzt. Später zog ihn die deutsche Volkspoesie mehr an, als alles Klassische. Im Jahr 1799 starb Kerner's Vater, viel zu frühe für die Familie und den unmündigen Sohn. Die Mutter kehrte nun mit ihren Kindern wieder nach Ludwigsburg zurück und Justinus wurde bald von seinem ältern Bruder Georg zu einem Schreiner gebracht, der ihn täglich 2 Stunden außer der Schulzeit in seiner Kunst unterrichten sollte. Hier sägte und hobelte er fleißig und konnte bald die gröbsten Möbel allein verfertigen; namentlich hat er viele Särge gemacht, woran ihn in spätern

Jahren die Leichen seiner ärztlichen Praxis noch oft erinnerten. Damals verfertigte er sich auch den Tisch, auf dem er jetzt noch speist. Zu den Bildern, die er malte, machte er sich bei dem Schreiner selbst die Rahmen. Sein Bruder Georg lehrte ihn auch das Spiel auf der Maultrommel und „hinterließ ihm einige seiner kleinen Instrumente". Justinus übte sich fleißig auf der Maultrommel, die noch heute sein Lieblingsinstrument ist. Er erzählt selbst: „Ich brachte es so weit, daß ich mein tiefstes Innere, mein ganzes Gemüth, meinen Kummer, jeden leisen, ungeborenen Seufzer in die Töne dieses Instrumentes legen und in ihnen ausdrücken konnte. Es klang bei mir nicht, wie die Weisen der Tyroler, nicht zitherartig, mehr wie die Töne einer Aeolsharfe, die vor allen den tiefen Schmerz, der in der Natur liegt, ausdrücken. So konnte ich, wie die Natur in die Saiten einer Aeolsharfe, in die Zunge dieses Instruments all die Trauer meines Herzens legen."

Als Kerner konfirmirt war, sollte er ein Handwerk lernen, weil die höhere Ausbildung seiner drei Brüder schon zu viel gekostet hatte und die Mutter wegen ihres kleiner gewordnen Vermögens sich sehr einschränken mußte. Der Amtsschreiber Heuglin wollte einen Conditor aus ihm machen, weil er zeichnen, malen und Reime dichten könne. Kerner wandte sich voll Jammer in einem Brief an seinen väterlichen Freund Conz — der inzwischen als Professor der Aesthetik nach Tübingen gekommen war — und dieser schrieb: „Nein, Conditor sollen Sie mir nicht werden". Auf den weitern Vorschlag, die Kaufmannschaft zu erlernen, ging Kerner endlich ein. Er kam in das Comptoir der herzoglichen Tuchfabrik — welche in einer Ummauerung mit dem Irren-, Zucht- und Waisenhaus war — zu Ludwigsburg. Hier mußte er im 1. Jahr vom Morgen bis tief in die Nacht auf der Tuchleiter sitzen, Säcke von farbiger Glanzleinwand zuschneiden und die Tuchballen hinein nähen. Die Hände arbeiteten mechanisch fort, während der Kopf Poesieen aller Art dichtete, die dann mit Bleistift auf die unter Tücher versteckten Blätter geschrieben und in den Freistunden ins Reine gebracht wurden. Auch machte Kerner damals in Prosa eine Mystifikation, „die

noch im Vaterland von Hand zu Hand läuft und aus der gewisse Ausdrücke volksthümlich geworden sind." Auf der Tuchleiter entstand ferner ein Lustspiel in Jamben: „Die 12 betrognen würtembergischen Pastores", dem eine wahre Begebenheit aus damaliger Zeit zu Grunde lag. Endlich schrieb er in Reimen ein Gemälde von Originalen, welche damals die weiten, menschenleeren Straßen Ludwigsburgs (Grasburg!) durchwandelten und am äußersten Horizonte einer solchen Straße, wie ein Schattenspiel, vorüberschwebten. Diese Originalpersonen (der Brunnenmacher Kämpf, der Perrückenmacher Fribolin, der Stiftungspfleger, der zu Fuß und in Gedanken seinen Spazierritt auf seinem Schweißfuchs machte, der Todtengräber, welcher im Todtenhause bei der Laterne an einer Flugmaschine arbeitete ꝛc.) fanden später eine Stelle in den klassischen „Reiseschatten", in denen sich Kerner selbst als „Schattenspieler Luchs" einführte, um bald „die bunten Narretheien des Lebens und der Menschen mit gesundestem Gelächter zu überschütten, bald durch Thränen lächelnd die Mysterien des Menschenherzens zu enthüllen. — Er spielt uns das tollste Schattenspiel vor, in welchem sich wahnsinnige Poeten, Chemiker, Studenten, elfenhafte Mädchen, Klosterbrüder, Pfarrer, Philister aller Sorten, Schauspieler, Professoren, Grafen und Gauner, Kaiser, Nonnen, Teufel, Zwerge, Gärtner und Todtengräber, Nachtfräulein und Handwerksbursche, Mondschein und Regen, Blumen und Vögel, Weinen und Lachen, Liederschmetterling und Krähwinkeleien, Ironie und geisterseherische Anklänge in hastigem Gewirre durcheinanderdrängen." — Eine Stelle aus den Reiseschatten, die sich ganz auf die Dichter bezieht, mag ihrer Vortrefflichkeit wegen hier eingeschaltet werden. „Der Cantor eines Dorfes beschäftigte sich schon seit 30 Jahren die Gesänge aller Vögel auf Noten zu setzen, um sie nach dem Umfang ihrer Töne zu klassificiren. Der Geistliche aber mochte gern wissen, welcher Vogel ein rein lyrischer, welcher ein rein epischer, welcher ein rein elegischer Sänger sei, denn es laute doch nicht jeder Vogelgesang wie ein Lied". — „Vögel, die singen und Blumen, die duften, haben immer einige Aehnlichkeit mit-

einander, nicht nur in Gesang und Duft, sondern auch in der Farbe; sie sind beide mehr farblos. Die ersten Singvögel haben zugleich die allereinfachsten Farben, als: da sind: die Lerche, die Nachtigall, die Amsel, der Kanarienvogel ꝛc.; die bunteſten sind immer keine Singvögel, als: der Pfau, Papagei und Colibri. Die duftvollsten Blumen sind die am wenigsten Farbe haben, als: Nachtviole, Lilie, Nelke, und zwar duften die einfarbigen Nelken und Hyazinthen mehr, als die bunten. Der tonreichste Vogel ist die Nachtigall, die duftreichste Blume ist die Nachtviole, jene singt, diese duftet nur bei Nacht."

Neben der Verskunst blieb das Studium der Natur für Kerner stets die liebste Beschäftigung und er las oft am frühen Morgen und in späten Nächten naturgeschichtliche Bücher. Täglich wuchs bei ihm der Widerwille gegen den Kaufmannsstand. Er schrieb deßhalb nach Tübingen an den Dichter Conz und klagte ihm sein Leid. Dieser rieth ihm, sich nach Tübingen zu begeben, um zu studiren, weil seine Vorkenntnisse zur Beziehung der Universität genügten, auch versprach er ihm gegen billige Entschädigung unter seinem eigenen Dache für Kost und Logis sorgen zu wollen. Im Herbste 1804 schied Kerner aus den Mauern jener Anstalten, deren Bewohner Fabrikarbeiter, Waisenkinder, Irre und Züchtlinge waren und wanderte nach Tübingen, um Medicin zu studiren. Die innige Freundschaft mit Ludwig Uhland und die Bekanntschaft mit „des Knaben Wunderhorn", dieser Sammlung köstlicher deutscher Volkslieder, erweckten seine dichterische Begabung. Nach 5jährigem Studium verließ er (1809) die Hochschule und begab sich auf wissenschaftliche Reisen nach Hamburg, Berlin und Wien ꝛc. Heimgekehrt prakticirte er an verschiedenen Orten, gab 1811 die „Reiseschatten" und 1812 die erste Sammlung seiner „Gedichte" heraus. Schon damals beschäftigte ihn das Eingreifen und Hereinragen der Geisterwelt ins irdische Leben. Seit 1819 lebt er als Oberamtsarzt in Weinsberg, wo er sich am Fuße der Weibertreue sein Haus erbaute, das der Brennpunkt geworden ist, in dem die Strahlen des regsten geistigen Lebens zusammen-

strömen. „Von der Thurmwarte dieser gastfreundschaftlichen Wohnung hat schon mancher Trostsuchende getröstet, mancher Kranke gesundend, mancher Dichter dichtend in die Rebenhügel und grünen Thäler des schwäbischen Unterlands hineingeblickt". Der edle Greis weiß Kranke zu heilen, köstliche Lieder zu dichten und mit Geistern zu verkehren. In den letzten Jahren litt er an einem Augenübel, das ihm Lesen und Schreiben sehr erschwerte und jetzt ist er fast völlig erblindet. Vor einigen Jahren hat ihn der König von Bayern mit einer eigenhändigen Zuschrift überrascht, worin ihm wegen vorgerückten Alters und Augenleidens, wie wegen Schätzung des Dichtertalentes ein jährlicher „Bezug" von 400 fl. aus königl. Kabinetskasse angewiesen wurde. Sein Sohn Theobald ist ebenfalls Arzt und Dichter und ließ eine Sammlung Gedichte erscheinen, die auch einzele schöne Lieder enthält. „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit ꝛc." ist das neueste Werk von Justinus Kerner. Es enthält ungeschmückte, wahre Erlebnisse, ist vielfach so voll frischen Humors, wie die Reiseschatten und ist außerdem noch in mannichfacher Beziehung ein höchst interessantes und lesenswerthes Buch.

Gegen die so häufig gebrauchte falsche Bezeichnung: „die schwäbische Dichterschule" hat sich Kerner in seinem Gedicht: „Die schwäbischen Sänger" (An Goethe 1835) ganz entschieden ausgesprochen:

„Die Nachtigall im frischen Hain
Singt wohl gar schöne Weisen;
Doch ist der Vogel nicht allein
Ob solcher Kunst zu preisen.
Kein König ist im freien Wald,
Wo bunt ringsum Gesang erschallt.

Da singet Jeder seine Weis'
Nach seinem eignen Schnabel,
Ob Nachtigall, ob Fink er heiß,
Wenn schön nicht, doch passabel.

Die Wachtel bleibt beim Wachtelſchlag,
Fink nicht, wie Lerche, ſingen mag.

So iſts im ſchwäbſchen Sängerhain.
Preis, Sänger dir von Thule!
O hör es unterm Leichenſtein:
Bei uns gibts keine Schule.
Mit eignem Schnabel Jeder ſingt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt".

In einem andern Gedicht: „Die ſchwäbiſche Dichterſchule" fragt ein fremder Wandersmann, wo er die Dichterſchule der guten Schwaben finden könne und erhält vom Dichter zur Antwort: Im dunkeln Waldrevier, wo luſtig die Vögel ſingen und Hirſch und Reh aus dem Dickicht brechen und über Granitfelſen wegſetzen; im ſchönen Neckarthal, wo ſonnige Rebenhügel, epheuumrankte Burgen, ſtille friedliche Dörfer und goldne wogende Saatfelder ſich finden, wo der Jubelruf der Lerche und das Lied der Winzer und Schnitter durch Berg und Flur ertönt: „Da iſt ſchwäbiſcher Dichter Schule und ihr Meiſter heißt Natur!"

Wie ſchon erwähnt, ſo hat Kerner ſein lyriſches Talent vorzugsweiſe durch das Studium der alten Volkspoeſie gebildet. In vielen ſeiner Gedichte ſchlägt er die echten Töne des Volksliedes ſo vortrefflich an, daß ſelbſt Arnim und Brentano, dieſe Kenner der Volkspoeſie, das Kerner'ſche Lied: „Mir träumt ich flög gar bange", als altes, deutſches Volkslied ins Wunderhorn aufnahmen. Kann die Stimme des Volkes wahrer und inniger erklingen, als in den Liedern: „Geh ich einſam durch die ſchwarzen Gaſſen", „Was macht dir Herzliebſter die Wange ſo blaß"? ꝛc. Gewiß wenig deutſche Lieder ſprechen die Wanderſehnſucht und Heimatliebe des deutſchen Herzens mit derſelben Innigkeit aus, wie Kerner's Lied: „Wohl auf noch getrunken den funkelnden Wein" (Vgl. damit: „Zuverſicht" v. L. Tieck), dem ſich die beiden andern: „Trinklied zum neuen Wein" und „Trinklied im Juni" würdig anreihen. Das Weſen der

Kerner'ſchen Poeſie iſt tiefes Schmerzen und Schmerz iſt ihr auch der Grundton der Natur; denn:

„Lauſch der Aeolsharfe nur!
Schmerz iſt Grundton der Natur;
Schmerz, des Waldes rauſchend Singen,
Schmerz — des Baches murmelnd Springen,
Und am meiſt aus Menſchen Scherz
Tönt als Grundton Schmerz, nur Schmerz".

Eine andere, für Kerner höchſt charakteriſtiſche Stelle iſt ſeine Erwiederung auf eine Kritik über ihn von Dr. Amadeus Ottokar im Athenäum für Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben (Juli 1833):

„Feine philoſophiſche Naſen!
Schmerz iſt Grundton meines Herzens,
Von Natur ihm eingeblaſen,
Schmerz der Grund ſelbſt ſeines Scherzens.
Jener Schmerzenslieder viele
Hat der Knabe ſchon geſungen,
Die ihr in der Geiſterſchwüle
Mannesherzen meint entſprungen. —

Gottes Liebe tief im Buſen,
Lieb ich, die er ſchuf, die Erde,
Lieb ich Liebe, Wein und Muſen,
Bis ich Geiſt bei Geiſtern werde."

Wie der Schmerz, ſo iſt auch das ſtille Sehnen und raſtloſe Ringen nach dem Ueberweltlichen in Kerner's Liederſeele heimiſch und die wehmüthige Sehnſucht ſeiner Lieder ſchwankt, wie Wilhelm Müller ſich ausdrückt, zwiſchen Himmel und Erde, ohne daß ſie recht zu ſagen weiß, was ſie verloren und was ſie ſuche und doch fühlt ſie, daß ihr Etwas fehlt, deſſen Bild ihr in den Blüten der Erde und in den Sternen des Himmels vorgeſpiegelt wird. Scherr ſagt: „Wir glauben in der That oft eine Somnambüle ſingen zu

hören, wenn Kerner seinem Heimweh nach der höhern Heimat Luft macht; aber wir fühlen uns stets mit fortgezogen von dem gläubigen Zug dieser reinen Dichterseele, wenn sie, fern von aller Unduldsamkeit, in kindlicher Hingebung zum Himmel emporstrebt und selbst aus dem Verlassensein von aller Welt neue Nahrung saugt für ihr frommes Gottesvertrauen, wie in dem Lied: „Glück des Verlassenseins". — Religiöse Lieder, wie sie Kerner ausgesäet, stehen wirklich als duftreiche Lilien unter dem farbenprangenden Blumenflor des deutschen Liedergartens." Viele der Kerner'schen Gedichte ergreifen durch ihre herzinnigen Weisen und echte Seelenworte und wissen selbst das heitere Gemüth nach und nach mit der wehmüthigen, ahnungsvollen Sehnsucht, dem tiefsinnigen Schauen nach dem Jenseits, dem irdischen Schmerz und der Trauer des Dichters zu befreunden, der in dem flüchtigen Dahinleben der Natur und des einzelen Menschen alle Schauer des Todes fühlt. Die Gedichte: „Stille Thränen", „Todesprobe", „Der todte Müller", „Preis der Tanne", „Der Wandrer in der Sägemühle", „Das Lob des Flachses" ꝛc., sind um so vortrefflicher, als der Dichter seine wehmüthige Stimmung nicht in den Stoff hineinzutragen sucht, weil sie ihm aus denselben schon entgegen kommt und er ihr blos das rechte poetische Wort zu geben braucht. Unter seinen Romanzen, die meist wie Stimmen der Geister ertönen, ist „Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe" die vollendetste und zugleich die, welche am meisten bekannt geworden ist. Sie schildert das Ende des vortrefflichen Kaisers auf echtpoetische Weise und ist zugleich eine würdige Ergänzung der Schiller'schen Romanze: „Der Graf von Habsburg". Wie Rudolph durch seine Thaten und durch den Mund der Dichter ewig fortlebt, so auch Eberhard im Bart, „der reichste Fürst" seiner Zeit; denn er besaß das höchste Kleinod, die Liebe und das Herz seines Volkes, durch welche er sich selbst im tiefsten Walde weit sicherer gebettet sah, als die andern mit allen ihren Reichthümern in ihren festen Burgen und Pallästen. Das schöne Gedicht: „Zwei Särge" ist ein würdiges Seitenstück zu „des Sängers Fluch" von Uhland.

Es zeigt in wenigen Worten die Vergänglichkeit irdiſcher Macht und Größe, wie den Segen und die Unſterblichkeit der Poeſie und des Sängers, deſſen Harfe in ewigem Geſang ertönet.

Schriften: Reiſeſchatten von dem Schattenſpieler Lux. Karlsruhe 1811. — Poetiſcher Almanach. Heidelb. 1812. — Deutſcher Dichterwald (mit Beiträgen von Uhland, Schwab, Eichendorff ꝛc.) Tübingen 1813. — Romantiſche Dichtungen. Karlsruhe 1817. — Geſchichte zweier Somnambülen. Karlsruhe 1824. — Die Seherin von Prevorſt. Stuttgart III. Auflage 1838. — Blätter aus Prevorſt. Karlsruhe 1831—38. — Dichtungen. III. ſehr vermehrte Auflage. Stuttg 1841 I. Bd. Lyriſche Dichtungen. II. Bd., enthält die Reiſeſchatten, die Heimatloſen, ein ärztliches Spiel und der Bärenhäuter im Salzbade. — Lyriſche Gedichte. IV. Aufl. Stuttgart 1817. — Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. Braunſchweig 1850.

13. Troſt im Geſang.

Der Wandrer, dem verſchwunden
So Sonn als Mondenlicht,
Der ſingt ein Lied ins Dunkel
Und härmt ſich länger nicht.
Er ſchreitet muthig weiter
Die menſchenleere Bahn,
Viel lichte Sangesbilder,
Die ziehen ihm voran.

Nacht iſts auch mir geworden,
Die Freunde ſtehen fern,
Von meinem Himmel ſchwindet
Der allerletzte Stern;
Doch geh ich muthig weiter
Die menſchenleere Bahn,
Noch ziehen Sangesbilder
Ja mir auch licht voran.

---

14. Sängers Troſt.

Weint auch einſt kein Liebchen
Thränen auf mein Grab;
Träufeln doch die Blumen
Milden Thau hinab;

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberziehn;
Blickt auf ſeiner Reiſe
Doch der Mond dahin.

Denkt auf dieſen Fluren
Bald kein Erdner mein;
Denkt doch mein die Aue
Und der ſtille Hain.

Blumen, Hain und Aue,
Stern und Mondenlicht,
Die ich ſang, vergeſſen
Ihres Sängers nicht.

---

15. Frühlingsmorgen.

Wann die Lämmer wieder ſpringen,
Lerchen jubeln, Roſen glühn,
Muß das kränkſte Herze ſingen
Und im Welken noch erblühn.

Wer in bangen Lebensſchmerzen
Einſam jetzt die Straße geht,
Singet ſelbſt aus düſterm Herzen,
Wie ein Lied aus Wolken weht.

Wer verbannt, das Aug in Thränen,
Jetzt im fremden Lande zieht,
Durch bethaute Blumen tönen
Läßt er ſeiner Heimat Lied.

Flüſſe, Saaten, tönend wallen; —
Aus dem fernſten Himmelsblau
Weht ein Singen, lieblich Schallen,
Ueber Wald und helle Au.

Alter Gram, nun zeuch von hinnen,
Fülle nicht dieß Herze bang!
Strömet ein von Himmelszinnen,
Morgenroth und Luſtgeſang!

---

16. Guter Rath.

Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Luſt,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Bruſt.

Blick ihm ins Auge unverwandt,
Tief in den ſelgen Grund:
Hab Acht, du ſiehſt das beſte Land
Allein in ſeinem Rund.

Dann drück es feſter an das Herz,
Wos anſchlägt bang und laut:
Hab Acht, es zieht heraus den Schmerz,
Recht wie ein heilend Kraut.

Dann leg es ganz ins Herz hinein,
Und ſchließ das Herze zu,
Und laß nichts anders zu ihm ein;
Hab Acht! — ſo heileſt du.

---

17. Stille Thränen.

Du biſt vom Schlaf erſtanden
Und wandelſt durch die Au,
Da liegt ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.

So lang du ohne Sorgen
Geſchlummert ſchmerzenlos,
Der Himmel bis zum Morgen
Viel Thränen niedergoß.

In ſtillen Nächten weinet
Oft Mancher aus den Schmerz,
Und Morgens dann ihr meinet,
Stets fröhlich ſei ſein Herz.

---

18. Todesprobe.

Wohl ihr Aug erloſchen ſteht,
Wohl die Pulſe nicht mehr ſchlagen
Und mit Klagen
Jedes von der Todten geht.

Doch, ſie kann noch lebend ſein!
Todeskälte, Blick der Leichen,
Schlechte Zeichen!
Bringet ſchnell ihr Kind herein!

Legt ihr das ans kalte Herz!
Rührt auch dann ihr Herz ſich nimmer,
Dann auf immer
Iſt ſie todt, — und aus ihr Schmerz.

---

19. Der todte Müller.

Die Sterne überm Thale ſtehn,
Das Mühlrad nur man höret.
Zum kranken Müller muß ich gehn,
Er hat den Freund begehret.

Ich ſteig hinab den Felſenſtein,
Es donnert dumpf die Mühle
Und eine Glocke tönt darein:
„Die Arbeit iſt am Ziele!“

In Müllers Kammer tret ich nun:
Starr liegt des Greiſen Hülle,
Es ſtockt ſein Herz, die Pulſe ruhn —
Und draußen auch wirds ſtille.

Die treuen Lieben weinen ſehr,
Still bleibt ſein Herz und kühle;
Die Waſſer fließen wohl daher,
Still aber ſteht die Mühle.

---

20. Preis der Tanne.

Jüngſthin hört ich, wie die Rebe
Mit der Tanne ſprach und ſchalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibſt du ſtarr und kalt!

Spend auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimat zu.

Und im Herbſte, — welche Wonne
Bring ich in des Menſchen Haus!
Schaff ihm eine neue Sonne,
Wann die alte löſchet aus.“

So ſich brüſtend ſprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht ſtumm,
Säuſelnd ſprach ſie: „gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch iſt mir beſchieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

Ob die Rebe ſich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch ſie ſchwieg — und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

---

21. Der Wandrer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in ſüßer Ruh,
Und ſah dem Räderſpiele,
Und ſah den Waſſern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir, wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Faſern bebend,
Sang dieſe Worte ſie:

„Du kehrſt zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du biſts, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du biſts, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.“

Vier Bretter ſah ich fallen,
Mir wards ums Herze ſchwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

---

22. Lob des Flachſes.

Wohl hat der Sommer ſich zum Kranze
Manche Blüte zart gewoben;
Aber, Flachs, dich mildſte Pflanze
Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgeſtreuet
Haſt du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zart-geſchaffnen Frauen.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüte trägt des Himmels Helle,
Leis vom Westhauch angerühret,
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüte dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feur zu Silber werden.

Und die Hand geschäftger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen,
Klar, wie Mondschein, anzuschauen
Bist du theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wandrer wird der Sorg entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder,
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

---

23. Glück des Verlaſſenſeins.

Wohl iſt es ſchön, zu ſtehen
In trauter Freunde Reihn,
Doch ſchöner iſts, zu gehen
In weiter Welt allein.

Menſch! biſt du ganz verlaſſen,
Klag keinen Augenblick!
Da kannſt du erſt dich faſſen,
Kannſt gehn in Gott zurück.

Es täuſcht die Welt, die trübe,
Dir nimmer Aug und Ohr;
Die innre Welt der Liebe
Eröffnet dir ihr Thor.

In ihr lebſt du verſunken
In Gottes Angeſicht,
Die Andern, erdetrunken,
Gewahren deiner nicht.

Ja! möchten ſie dich laſſen
In deinem Innern ſtumm,
Verlaſſen, ganz verlaſſen,
Bis deine Zeit iſt um.

In Tiefen unberühret
Wächſt einſam das Metall;
Wos nachtet und gefrieret,
Sich bildet der Kryſtall.

---

24. Der ſchwere Traum. (Lied aus den Reiſeſchatten.)

Mir träumt ich flög gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gaſſen,
Bis vor Feinsliebchens Haus.

Feinsliebchen iſt betrübt,
Als ich ſo flieg und weint:
Wer dich ſo fliegen lehret,
Das iſt der böſe Feind.

Feinsliebchen! was hilft lügen,
Da du doch Alles weißt:
Wer mich ſo fliegen lehrte,
Das iſt der böſe Geiſt.

Feinsliebchen weint und ſchreiet,
Daß ich am Schrei erwacht,
Da lieg ich, ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.

Und morgen muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schweb ich in freier Luft.

---

25. Graf Asper. (Lied aus den Reiseschatten.)

In Waldes Dunkel steht ein Bronn
Beim Kloster der weißen Frauen,
Der Bronn viel hundert Klafter tief
In Felsen gut gehauen.

Saß auf dem Baum Waldvögelein,
Sank auf den Berg die Sonne,
Hört an, o hört an! was sich begab
Da bei demselben Bronne.

Graf Asper von der Heerfahrt kam,
Wollt' kühlen Trunk sich langen,
Er trieb wohl um das eiserne Rad,
Die Ketten hell erklangen.

Bum! bum! herauf der Eimer flog,
Dumpf tönt es in dem Grunde,
Kein kühles Wasser in ihm war,
Ein Zwerglein darin stunde.

Steig ein, steig ein, du Recke kühn!
Dein begehrt mein Herr zur Stunde!
Graf Asper kehrt nicht mehr zur Burg. —
Dumpf tönt es in dem Grunde.

Flog von dem Baum Waldvögelein,
Stieg über den Berg die Sonne,
Hört an, o hört an! was sich begab
Da bei demselben Bronne.

Eine Kloſterjungfrau trat heraus,
Wollt' kühlen Trunk ſich langen,
Sie trieb wohl um das eiſerne Rad,
Die Ketten hell erklangen.

Bum! bum! herauf der Eimer flog,
Dumpf tönt es in dem Grunde,
Kein kühles Waſſer in ihm war,
Graf Aſpers Geripp drin ſtunde.

---

26. Abſchied.

Geh ich einſam durch die ſchwarzen Gaſſen,
Schweigt die Stadt, als wär ſie unbewohnt;
Aus der Ferne rauſchen nur die Waſſer,
Und am Himmel zieht der bleiche Mond.

Bleib ich lang vor jenem Hauſe ſtehen,
Drin das liebe, liebe Liebchen wohnt,
Weiß nicht, daß ſein Treuer ferne ziehet,
Stumm und harmvoll, wie der bleiche Mond.

Breit ich lange ſehnend meine Arme
Nach dem lieben, lieben Liebchen aus,
Und nun ſprech ich: Lebet wohl, ihr Gaſſen!
Lebe wohl, du ſtilles, ſtilles Haus!

Und du Kämmerlein im Haus dort oben,
Nach dem oft das warme Herze ſchwoll,
Und du Fenſterlein, draus Liebchen ſchaute,
Und du Thüre, draus ſie ging, leb wohl!

Geh ich bang nun nach den alten Mauern,
Schauend rückwärts noch mit naſſem Blick,
Schließt der Wächter hinter mir die Thore,
Weiß nicht, daß mein Herze noch zurück.

---

27. Ade. (Lied aus den Reiſeſchatten.)

Was macht dir, Herzliebſter!
Die Wange ſo blaß?
Was macht dir das Auge
Von Thränen ſo naß?

O Liebchen, Herzliebchen!
Wohl iſt es mir weh;
Weit muß ich von hinnen,
Weit über die See!

Und mußt du von hinnen —
Dort über der See
Gibts wohl noch ein Liebchen,
Herzliebſter! Ade!

Es ſcheinen viel Sterne
Am Himmelsgezelt;
Doch keiner von allen,
Wie Luna gefällt.

So nimm nur dies Ringlein
Vom Golde ſo ſchwer
Und wird es zu eng dir,
So wirfs in das Meer!

So ſteck nur dies Blümlein
Ans klopfende Herz;
Und duftets dir nimmer,
Verging auch dein Schmerz.

---

28. Ein Lied.

Im Faß ſingt mannigfaltig
Der Geiſt des jungen Weins.
Herzblut! du tobſt gewaltig,
Doch iſt dein Lied nur Eins.

Es liegt ein Reif von Eiſen
Ums Faß zur ſichern Hut,
Sonſt würd es ja zerreißen
Des jungen Weines Muth.

Es liegt ein Reif von Eiſen
An eines Menſchen Herz,
Sonſt wird es ja zerreißen
Der alte, bittre Schmerz.

Wer ſang dies Lied, dies kleine?
Der Schmerz hat es gethan!
Vom milden Sonnenſcheine
Klingt keine Saite an.

Im Wind und Regenſchauer,
Bei düſtrem Himmel nur
Erbebt, doch nur von Trauer,
Die Harfe der Natur.

---

29. Wanderlied.

Wohl auf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geſchieden muß ſein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, ſie bleibet
Am Himmel nicht ſtehn,
Es treibt ſie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einſamen Strand,
Die Stürme, ſie brauſen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und ſingt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burſchen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher,
Da dufteu die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einſt pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneſte Land.

---

30. Trinklied zum neuen Wein.

Laßt uns heut mit Geiſtern ringen;
Blickt der Alte noch ſo klar,
Bringet jetzt den Neuen dar,
Der dem Kerker will entſpringen!

Hört ſein unterirdiſch Beben!
Aus der Nacht will er hinaus,
Mächtig dringt ſein Geiſt durchs Haus,
Daß wir ſtehn von ihm umgeben.

Horcht! der weiß von Jugendwonne
Noch zu ſingen euch ein Lied:
Wie er hat in Duft geblüht,
Wie ihn hat durchglüht die Sonne;

Wie von hohen Bergen nieder
Frei er ſah die Welt entlang,
Unter ihm der Flußgott ſang,
Um ihn tönten Vogellieder;

Wie mit Sonn und Stern im Bunde
Mählig ſeine Traube ſchwoll,
Bis ſie war des Saftes voll,
Der von Geiſtern nun gibt Kunde.

Füllet muthig bis zum Rande
Den Pokal mit ſeiner Glut!
Stoßet an! Dem Jugendblut
Heil im weiten deutſchen Lande!

Ach! Es liegt erſtarrt, veraltet
Mancher Völker großes Herz,
Jugendwärme, Luſt und Scherz
Sind in ihrer Bruſt erkaltet.

Laßt der Jugend warmes Leben
Strömen euch ins Herz hinein!
Trinkt in Luſt den neuen Wein,
Den der neue Stern gegeben!

31. Trinklied im Juni.

Was duftet von des Berges Haupt
So tief ins Thal hinab?
Die Rebe iſts, die, neubelaubt,
Sich blühend hebt am Stab.

Was regt ſich in des Hauſes Grund,
In den Gewölben tief?
Der Wein iſts, der in Faſſes Rund
Schon längſt gebunden ſchlief.

Die Blüte hat ihn aufgeregt,
Der Duft im Heimatland,
Daß er, von Sehnſucht tiefbewegt,
Will ſprengen jetzt ſein Band.

Zwingherren, Freunde, ſind wir nicht,
Bringt die Pokale her
Und laßt den Armen jetzt ans Licht,
Wie er es wünſcht ſo ſehr!

Und ſingend hebt dem Berge zu
Den ſchäumenden Pokal:
Befreiter, ſiehſt die Heimat du
In Duft und Sonnenſtrahl?

Seht, wie mit tauſend Augen er
Die Heimat ſchaut entzückt,
Aus der die Rebe blütenſchwer
Ihm in die Augen blickt!

Er braust, er ſingt: „Willkommen du,
O Heimat voller Licht!
Und jetzt, ihr Lieben, trinkt nur zu!
Ich bin der Letzte nicht!“

Du edler Saft, du bringſt mit Macht
Uns in das Herz hinein!
Wohlan, ſtoßt an! du ſollſt gebracht
Der theuern Heimat ſein!

Und dem, der irrt an fremdem Strand,
Und dem in Kerkersnoth,
Daß ihm erſchein ſein Heimatland,
Wie dir noch vor dem Tod.

---

32. Zwei Särge.

Zwei Särge einſam ſtehen
In des alten Domes Hut,
König Ottmar liegt in dem einen,
In dem andern der Sänger ruht.

Der König ſaß einſt mächtig
Hoch auf der Väter Thron,
Ihm liegt das Schwert in der Rechten,
Und auf dem Haupte die Kron.

Doch neben dem ſtolzen König,
Da liegt der Sänger traut,
Man noch in ſeinen Händen
Die fromme Harfe ſchaut.

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land,
Das Schwert, das regt ſich nimmer
Da in des Königs Hand.

Blüten und milde Lüfte
Wehen das Thal entlang —
Des Sängers Harfe tönet
In ewigem Geſang.

---

33. Der reichſte Fürſt.

Preiſend mit viel ſchönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutſche Fürſten
Einſt zu Worms im Kaiſerſaal.

„Herrlich“, ſprach der Fürſt von Sachſen,
„Iſt mein Land und ſeine Macht,
Silber hegen ſeine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht“.

„Seht mein Land in üppger Fülle“,
Sprach der Churfürſt von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein“!

„Große Städte, reiche Klöſter“,
Ludwig, Herr zu Bayern, ſprach,
„Schaffen, daß mein Land den euern
Wohl nicht ſteht an Schätzen nach.“

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr!
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge ſilberſchwer;

Doch Ein Kleinod hälts verborgen: —
Daß in Wäldern noch ſo groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß“.

Und es rief der Herr von Sachſen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr ſeid der reichſte,
Euer Land trägt Edelſtein!“

34. Kaiſer Rudolf's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim
Stark am Geiſt, am Leibe ſchwach,
Sitzt der greiſe Kaiſer Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er ſpricht: „Ihr guten Meiſter!
Aerzte! ſagt mir ohne Zagen,
Wann aus dem zerbrochnen Leib,
Wird der Geiſt zu Gott getragen?“

Und die Meiſter ſprechen: „Herr!
Wohl noch heut erſcheint die Stunde“.
Freundlich lächelnd ſpricht der Greis:
„Meiſter! Dank für dieſe Kunde!“

„Auf nach Speier! Auf nach Speier!“
Ruft er, als das Spiel geendet,
„Wo ſo mancher deutſche Held
Liegt begraben, ſeis vollendet!

Blast die Hörner! Bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd ſtehn die Diener all,
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ewgeu Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund!
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!“

Weinend ſteht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Roſſe,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich, aus ſeinem Schloſſe.

Trauernd neigt des Schloſſes Lind
Vor ihm ihre Aeſte nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden ſterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelsluſt
Spricht der Greis mit jenen Zweien;
Lächelnd blickt ſein Angeſicht,
Als ritt er zur Luſt im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpfe Glocken ſchallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaiſerſaal
Iſt er raſch noch eingetreten,
Sitzend dort auf goldnem Stuhl
Hört man für ſein Volk ihn beten.

„Reichet mir den heilgen Leib!“
Spricht er nun mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt ſich ſein Geſicht
Um die mitternächtge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überirdſchem Lichte
Und entſchlummert ſitzt der Held,
Himmelsruh im Angeſichte.

Glocken dürfens nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verſchieden.

Nach dem Dome ſtrömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels;
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geiſt der Dom des Himmels.

---

35. Der Geiger zu Gmünd.

Einſt ein Kirchlein, ſonder Gleichen,
Noch ein Stein von ihm ſteht da,
Baute Gmünd der ſangesreichen,
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heilgen, mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Goldne Roſen den Altar.

Schuh' aus reinem Gold geſchlagen,
Und von Silber hell ein Kleid,
Hat die Heilige getragen,
Denn da wars noch gute Zeit.

Zeit, wo überm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Land,
Man der Gmünd'ſchen Künſtler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilias Kirchlein viel;
Ungeſehn, woher, erſchallten
Drin Geſang und Orgelſpiel.

Einſt ein Geiger kam gegangen,
Ach! den drückte große Noth;
Matte Beine, bleiche Wangen
Und im Sack kein Geld, kein Brot.

Vor dem Bild hat er geſungen,
Hat geſpielet all ſein Leid,
Hat der Heilgen Herz durchdrungen;
Horch, melodiſch rauſcht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild ſich nieder
Aus der lebenloſen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten, goldnen Schuh.

Nach des nächſten Goldſchmieds Hauſe
Eilt er, ganz von Glück berauſcht,
Singt und träumt vom beſten Schmauſe,
Wenn der Schuh um Geld vertauſcht.

Aber kaum den Schuh erſehen,
Führt der Goldſchmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geſchleppt des Liedes Sohn.

Bald iſt der Prozeß geſchlichtet,
Allen iſt es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechſte Räuber war.

Weh, du armer Sohn der Lieder!
Sangeſt wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollſt, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man ſchallen,
Und man ſieht den ſchwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen ſoll dein Flug.

Bußgeſänge hört man ſingen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mitzuführen,
War des Geigers letzte Bitt:
„Wo so Viele musiciren,
Musicir ich Geiger mit!“

An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht im tiefen Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: „Das arme Geigerlein!“
„Eins noch bitt ich“, singt er, „lasset
Mich zur Heilgen noch hinein!“

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde;
Horch, melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen sieht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst der Heilgen theuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus.
Und der Geiger ist gesessen
Obenan beim lustgen Schmaus.

Aber, als ſie voll vom Weine,
Nimmt er ſeinen Schuh zur Hand,
Wandert ſo im Mondenſcheine
Luſtig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch ſo arm gegangen,
Und es muß getanzet ſein.

Drum auch hört man geigen, ſingen,
Tanzen dort ohn Unterlaß,
Und wenn alle Saiten ſpringen
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer ſchallen
Selbſt aus Trümmern luſtger Klang.

Gottfried Kinkel.

Was denn fehlt' ich ſo ſchwer?
Warf ich feige das Banner hinweg,
Wenn zum Kampfe der Geiſt mich rief?
Hat mein liebergeweihter Mund
Frevelnd vergiftet das Herz des Volkes?
Hab ich die gaſtliche Schwelle
Schleichend im Finſtern mit Mord befleckt?
Nein: ich habe geliebt,
Ach und die Liebe verzeiht mir die Welt nicht!'

Gottfr. Kinkel.

Gottfried Kinkel wurde geboren am 11. Auguſt 1815 zu Oberkaſſel, unweit Bonn, wo ſein Vater proteſtantiſcher Pfarrer war. Seine Erziehung und erſte Bildung wurde ganz vom Vater und einer Mutter von großartiger Charakteranlage und ſtrenger Frömmigkeit geleitet. Die weitern Vorſtudien zur Hochſchule machte er auf dem Bonner Gymnaſium und in ſeinem 16. Jahre bezog er ſchon die Univerſität daſelbſt, um Theologie zu ſtudiren. Er verwendete aber die Zeit hauptſächlich auf Altdeutſch und altdeutſche Literaturgeſchichte unter Leitung des trefflichen Diez. In Berlin ſetzte er ein Jahr lang ſeine Studien fort und das Theater und die dortigen Kunſtſchätze weckten ſeinen Sinn für ſchöne Kunſt aufs Neue. Es hing faſt nur an einem Zufalle, ſonſt hätte er ſchon damals der Theologie entſagt. Von Berlin aus reiste er mit einem Freunde nach Rügen, um den Anblick des baltiſchen Meeres zu genießen. Ins elterliche Haus zurückgekehrt, beſchloß er, ſich dem akademiſchen Lehrfache zu widmen; er predigte viel und mit Beifall und trat 1837 als Licentiat und Privatdocent bei der evangeliſch theologiſchen

Fakultät in Bonn ein. Mit Geibel, der um diese Zeit in Bonn studirte, pflog er herzlichen Umgang und ward von ihm durch Wort und Lied mächtig zur Poesie angeregt und zum poetischen Wettkampf gereizt. Kinkel hatte schon als Student die traurige Erfahrung gemacht, daß ihn der Freund betrogen und die Geliebte verlassen hat; er rief deßhalb begeistert aus: „Hinaus denn, und, dem jungen Adler gleich, selbst die Schwingen versucht! Auf zur höchsten Höhe, zur nächsten Nähe der Geistersonne! Brausen wird um mich der Sturm, aber im Aufschauen zum ewigen Lichte wird er meine Geisteskraft nicht lähmen: schaudern werde ich vor dem wogenden Meer in meiner Brust, aber festhalten in dem elektrischen Kreise, aus dem Leben und Gesundheit strömt. glauben an Gott und ihm vertrauen, aufblicken zu Christi Kreuz und den Geist wirken lassen an meinem Herzen. So mag denn jedes Band sich lösen, das mich fesselt an die Erde. Scheide die Freundschaft — ich finde einen Bruder in dem Heilande; scheide die Liebe — der Glaube sei meine Braut; scheide die Schwestertreue — ich bin kommen zu der Gemeine von viel tausend Gerechten! Hinaus denn, mein junges Herz und lerne allein sein mit deinem Gotte ꝛc.“ —

Kurz nach dem Tode seiner Eltern machte er (1838) wegen geschwächter Gesundheit und um christliche Kunst zu studiren, eine Reise nach Italien. Er nahm seinen Weg durch die Schweiz, sah die riesigen Alpen, die Wunder des tiefblauen Genfersees, ging die Rhone hinunter ins mittägliche Frankreich (Lyon, Avignon, Marseille) und pilgerte über Nizza, Genua, Lucca, Pisa und Florenz nach Rom. Auf dem klassischen Boden der „ewigen Stadt“ ragten ihm großartige Erinnerungen in das frische Leben der Gegenwart herein. Dort war das Leben selbst Poesie und der heitere, ewigblaue Himmel, wie der Reichthum und die traumhafte Ruhe der Natur ließen den Dichter im fernen Süden Großes denken und doch heimisch fühlen. Leben und Kunst drängte sich an ihn heran. Gar gern wäre er auch nach Griechenland gegangen, wo es, wie Schlegel sagt, dem Deutschen sogleich heimatlich zu Muthe wird; allein seine Verhältnisse bestimmten ihn nach Neapel zu gehen, sich dort einzu-

schiffen und von da in die Heimat zurückzukehren, wo er im Frühjahr 1839 wieder ankam. Theologischer Liberalismus, der sich mälich zu freiern Ansichten über alles Religiöse entwickelte, hinderte seine Anstellung in diesem Fache. Er trat deßhalb nach 8jährigem Dienste als außerordentlicher Professor der neuern Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte in die philosophische Facultät über, hielt mit den Studirenden Uebungen im freien Vortrag und lehrte auch über verwandte Fächer in Bonn und Cöln vor einer gemischten Zuhörerschaft von Männern und Frauen. — Kinkel, der öfters unglücklich liebte und dem eine Braut untreu ward, lernte in Bonn seine jetzige Frau, die Liederkomponistin J. Mathieux (Johanna Mockel) kennen, die schon mehrere Jahre von ihrem Manne, dem Buch- und Musikalienhändler Mathieux in Cöln geschieden war. Sie hatte sich in Berlin zu ihrer Ausbildung in den höchsten Zirkeln bewegt und verkehrte namentlich viel mit Bettina von Arnim. Kinkel hatte in ihr das Wesen gefunden, welches ihm die Gefährtin seines Lebens werden sollte. Vor ihrer Vermählung, die am 22. Mai 1843 erfolgte, war Johanna öffentlich aus der katholischen zur protestantischen Kirche übergetreten. Der Dichter schenkte seiner geliebten Gattin, als er sie in seine stille Wohnung einführte, ein herrliches Gedicht, wovon wir die 1., 5., 6. und 7. Strophe hier folgen lassen:

„Und sieh, nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht;
Nach all dem Kampf ist doch entglommen
Die Fackel stiller Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel und Leib,
Und laß dirs heimisch sein im Hause,
Darin du nun gebeutst als Weib! —

Klein ist mein Haus, doch meine Veste
Gewährt dir Schutz in Sturm und Noth;
Und der die Vöglein nährt im Neste,
Gibt wohl auch uns das täglich Brot.

Sieh, wir ſind reich, — dieß unſer Eigen:
Ein traulich Lager für uns Zwei,
Um uns der Lenznacht keuſches Schweigen,
Der Weinkelch und die Kunſt dabei.
Der Garten ſendet ſeine Düfte,
Berauſchend her in üppgem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: Komm, o komm! die Nachtigall.
Um jener Berge Gipfel glutet
Das Abendroth im hellſten Schein,
Und mit kryſtallnem Band umflutet
Dein Heimatland und meins der Rhein. —
So tritt denn ein in meine Klauſe,
Sei mir vereint mit Seel und Leib,
Und laß dirs heimiſch ſein im Hauſe,
Darin du nun gebeutſt als Weib!
Vorbei der Kampf mit ſeinen Schmerzen,
Was uns getrennt, liegt ewig fern: —
Und ob den treu-verbundnen Herzen
Glüht hell der Liebe Morgenſtern!"

Mehrere Jahre hindurch beſchäftigte ſich nun Kinkel mit Forſchungen über niederländiſche und kölniſche Kunſtgeſchichte. Das Jahr 1848 und mehr noch das 1849 riß ihn in den Strudel der politiſchen Bewegung. Er ging am 10. Mai 1849 Abends aus dem Collegium in eine politiſche Verſammlung und von da in ſein friedliches Haus, wo er die Muskete ergriff und Abſchied nahm von ſeinem Weibe und ſeinen ſchlafenden Kindern, die nicht träumten, daß ſie in dieſer Nacht ihren Vater verlieren würden. Verwundet am Kopfe ward er im badiſchen Kriege gefangen nach Raſtatt gebracht, um ſpäter das Urtheil lebenswieriger Gefängnißſtrafe zu vernehmen. Aus Baden kam er nach Naugardt. Wegen Theilnahme an der Erſtürmung des Bonner Zeughauſes wurde er von Naugardt vor die Aſſiſen in Cöln gebracht, von den Geſchwornen daſelbſt aber freigeſprochen. Ein Fluchtverſuch auf dem Wege von

Cöln nach seinem fernen Gefängniß ist mißlungen und nun schmachtet er in der Veste Spandau. Welche politische Gesinnung man auch haben mag, immerhin muß man das traurige Geschick des Dichters beklagen, denn das Gefühl edler Menschlichkeit ist hoch erhaben über dem Haß verblendeter, unversöhnlicher Parteien.

Gottfried Kinkel zählt nächst Geibel zu den jüngsten deutschen Dichtern, die sich durch ihre Poesieen einen guten Namen erworben haben. Er zeichnete sich aus durch deutschen Sinn und deutsche Ehrenhaftigkeit und war tief durchdrungen von heißer Liebe für Kunst und Wissenschaft. Ein schönes Zeugniß lyrischer Befähigung sind seine beiden herrlichen Abendlieder: „Es ist so still geworden", und: „Nun hat am klaren Frühlingstage ꝛc., wovon das erstere am 21. Oktober 1840 unter den rauschenden Wipfeln der Braunsburg im Abendschein gedichtet wurde. Zu Kinkels besten Gedichten gehört auch das: „An die Auswanderer", welches in der Ausgabe der Gedichte von 1843 noch nicht aufgenommen ist, sondern sich in: „Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben" ꝛc. findet. Meisterhaft bearbeitete er auch die Sage vom Tode des alten „Dietrich von Berne". Sein „Otto der Schütz" hat nicht blos den Ruhm des Dichters festgegründet, sondern gehört auch zum Besten, was seit langer Zeit im Epos geleistet wurde. Es ist eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern, welche der Reihe nach überschrieben sind: „Die Rheinfahrt", „Mann und Jüngling", „Der Meisterschuß", „Die Werbung", „Liebesnacht", „Der Verrath", „Die Jagd", „Die Reiherbeize", „Otto der Landgraf", „Die Entdeckung", „Der Ueberfall", „Die Minneprobe". Der Inhalt ist im Zusammenhange in kurzen Worten folgender: Der Landgraf Heinrich von Thüringen, der auf der Wartburg waltete, hatte zwei Söhne, von denen der Aeltere, schwach und zaghaft wie ein Weib, das Reich erben sollte, während Otto, der Jüngere, voll ritterlichen Muthes und früh geübt im sichern Schuß auf der Armbrust, nach des Vaters Machtspruch ein Mönch werden sollte. Otto entfloh, kam zum Rheine, that beim Schützenfest, das der Graf Dietrich von Cleve veranstaltet, den

Meiſterſchuß, begab ſich ſeines hohen fürſtlichen Ranges und trat, unerkannt, in die Dienſte des Grafen. Trotz Verläumdung, Verrath und Lebensgefahr gelang es ihm Dietrichs Tochter, die ſchöne Elsbeth, zu minnen. Nach ſeines Bruders Tod ward er Landgraf zu Thüringen und Herr zu Heſſen. Die Worte, mit denen der Dichter das wohlgelungene Ganze beſchließt, mögen auch hier als paſſende Schlußworte für ihn ſelbſt ſtehen:

„Es ſang ein Mann des Rheins dies Lied,
Dem Minne Luſt und Leid beſchied.
Ihm war das Lied ein Zeitvertreib:
Er minnet ſelbſt ein hohes Weib;
Des eignen Herzens ſüße Sorgen
Hat er im ſchmucken Reim verborgen.
Die Hehre, die dieß Lied nicht nennt,
Er weiß, daß ſie den Klang erkennt,
Den voll und klar aus Mannesbruſt
Heraufrief ihrer Küſſe Luſt.
So ſpiegle denn in Otto's Glück
Die eigne Zukunft ſich zurück,
Und lehr uns dieſe Mähr fortan:
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann!“

Schriften: Journaliſtiſches über neuere Kunſt, beſonders Kunſtausſtellungen. — Gedichte. Stuttg. 1843, daraus beſonders in Miniaturausgabe abgedruckt: Otto der Schütz. Stuttg. 1846. Dritte Aufl. 1850. — Lothar von Lotharingien, oder: Gekränktes Recht. Hiſtoriſches Trauerſpiel. Als Theatermanuſcript gedruckt. Bonn 1842. (Nirgendwo aufgeführt.) — Ein Traum im Speſſart. Märchen. (In Dräxler-Manfreds Rhein. Taſchenbuch für 1845). — Der Hauskrieg und: Man ſoll nicht um des Kaiſers Bart ſtreiten. (Zwei volksthümliche Erzählungen in Benedix Rhein. Volkskalender für 1847 und 48). — Vom Rhein. Leben, Kunſt und Dichtung 1847. (Dieſes Jahrbuch ſcheiterte ſchon mit dem erſten Jahrgang und enthielt u. a. Margret, eine Geſchichte vom Lande und einen Aufſatz über Karl Simrock). — Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern. Erſte Lieferung. Bonn 1845. — Die Ahr. Landſchaft, Geſchichte und Volksleben. Bonn 1846. (Hierin mehrere ſeiner beſten Gedichte). — Erzählungen von Gottfr. und Johanna Kinkel. Stuttg. 1849. — Ueber ihn: Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Biographiſches Skizzenbuch von Adolf Strodtmann. Zwei Bände. Hamburg 1850.

36. Abendſtille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich ſich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage
Im Weſt das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauſchen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an ſeinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluten rollt:
Es quillt vom Grunde leiſe Regung,
Und Silber ſäumt ſein flüſſig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leiſe
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im ſichern Gleiſe —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauſcht dahin;
Ein Führer ſtreicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskundgem Sinn.
Sie kehren aus dem ſchönen Süden
Mit junger Luſt zum heimſchen Nord,
Nichts mag den ſichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du mein Herz! In Abendſtille
Dem Kahn biſt du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein ſtarker Wille,
An Sehnſuchtsſchmerzen biſt du reich.
Seis mit des Kahnes ſtillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Seis mit des Kranichs raſchem Fluge —
Auch du, Herz, kommſt an deinen Ort

37. Ein geiſtlich Abendlied.

Es iſt ſo ſtill geworden,
Verrauſcht des Abends Wehn,
Nun hört man aller Orten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Thale ſenket
Sich Finſterniß mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Toſen iſt vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und ſtumm ihr Schmerzensſchrei.
Hat Roſen ſie geſchenket,
Hat Dornen ſie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht.

Und haſt du heut gefehlet,
O ſchaue nicht zurück;
Empfinde dich beſeelet,
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht.

Nun ſtehn im Himmelskreiſe
Die Stern' in Majeſtät;
In gleichem feſten Gleiſe
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht.

38. An die Auswanderer*).

(Aus: „Die Ahr. Landſchaft, Geſchichte und Volksleben".)

So wollt ihr fort? O ſeht im Abendbrande
Die ernſten Felſenſtirnen mild erglühn!
Schaut dieſen weiten Blick in lichte Lande
Vom Fels herab aus dunkelm Rebengrün!
Lockt euch nicht mehr des Herbſtes würzger Segen,
Der purpurn in die Tonnen niederrinnt?
Nicht mehr das Lied, das rings auf ſchroffen Stegen
Um Burgentrümmer ſeinen Eppich ſpinnt?

Hält euch nicht feſt des Dorfes duftge Linde,
Die ſchon der Väter Luſt und Liebe ſah,
Wo euch beim Flußgeräuſch beim Abendwinde
Von euerm Schatz der erſte Gruß geſchah?
Ihr wollt nicht mehr vom Wald den Maibaum bringen,
Und mit den Dirnen, die nach altem Brauch,
Am Maifeſt ihr erkauft, im Tanz euch ſchwingen? —
Ach, Bräuche ſterben mit der Heimat aus!

Und doch, was ſchelt ich? Die Natur nur fehlte,
Als ſie einſt dichtend formte dieſe Höhn,
Und nicht die Fülle mit dem Reiz vermählte;
Denn ach dieß Land, ſie ſchuf es allzuſchön!
Sie gab den Geiſt euch in des Weines Gabe,
Doch Korn und Weizen maß ſie euch zu klein —
Nun darbet ihr in eurer eignen Habe
Und nicht für euch mehr zieht ihr euern Wein!

So geht in Frieden denn und nehmt den Segen
Des Dichters, den das Vaterland noch hält!
Nicht zagt mein Herz um euch, ihr tragt entgegen
Geſparte Kraft dem Werk der neuen Welt.

---

*) Vergl. Freiligrath: „Die Auswanderer" und Prutz: „Die erſte Saat".

Zieh hin, o Greis! wenn ſchon dein Haupt ſich lichtet,
Die Fauſt iſt feſt noch und von Arbeit ſtark;
Bis du den Kindern haſt ein Haus errichtet,
Vertrocknet dir noch nicht im Arm das Mark.

Du Rothkopf, der auf ſchneebedeckten Fluren
So ſcharf die Fährte ſieht beim Otterfang,
Leicht witterſt du im feuchten Gras die Spuren,
Die dir verrathen einer Rothhaut Gang.
Den Fuchs zu fangen kennſt du jede Finte
Und wohl zu meſſen weißt du Kraut und Loth;
Nicht beben wird in deiner Hand die Flinte,
Wenn dort das Horn des Biſons dich bedroht.

Das weiße Tuch ums braune Haar geſchlagen,
Mit Wangen roth, mit Augen deutſch und blau,
Du muntres Mädchen willſt den Zug auch wagen;
Die weiße Haut nur hüte dir genau!
Arm fährſt du aus des Vaterlandes Hafen,
Dort gibt dein Blut ſchon Adel dir und Stand;
Vielleicht gebeutſt du ſelbſt noch über Sclaven
An eines farbigen Pflanzers derber Hand.

Auch manche Thräne wird die Täuſchung koſten!
Der Hauch der Freiheit iſt wie Märzluft ſcharf;
Schwer pflanzen ſich der neuen Hütte Pfoſten,
Und Jeder wird euch nehmen, was er darf.
Doch euch wird auch die neue Freiheit ſtärken,
Ihr werdet raſch ergreifen euer Recht;
An euern Kindern werdet bald ihr merken,
Wie klug und ſtark erwächſt ein frei Geſchlecht!

O, haftet an der mütterlichen Erde,
Die dort aus unerſchöpftem Schooß euch ſpeist!
Seid treu dem Pflug und der geliebten Heerde,
Seid treu der Heimat traulich ſtillem Geiſt!

Bleibt fern von Boſtons lautem Weltmarkttoſen
Und von des Yankee kalter Gierigkeit!
Bleibt rein vom nichtgen Hochmuth des Franzoſen,
Von des Creolen träger Lüſternheit!

So zieht denn hin mit euerm kargen Gute,
Ein Einzelkorn in jener Völkerſaat!
Und wenn in Zukunft aus gemiſchtem Blute
Ein einig Volk wird, eins in Sinn und That,
Dann gebt hinzu die keuſche deutſche Ehre,
Dann haltet feſt den redlich deutſchen Muth,
Mit frommem Sinne pflegt des Geiſts Altäre
Und weckt im kalten Volk der Künſte Glut!

---

38. Dietrich von Berne.

Nun höre mich, Vater, nun höre mein Wort!
Nun hole mich heim zu dir.
Bin ſatt des Lebens und will nun fort;
Was ſoll der Alternde hier?
Mein dunkler Vater nun höre geſchwind,
Dich ruft dein gewaltiges Heldenkind,
Der alte Dietrich von Berne.

Seit ächzend die Mutter ans Licht mich gebracht,
Hab ich nimmer dein Antlitz geſchaut.
Nun komm, du dunkler Elfe der Nacht,
Vor dem den Sterblichen graut!
Das Feuer, das du mir gegoſſen ins Blut,
Es lobet zu ſcharf, es verzehrt die Glut
Den alten Dietrich von Berne.

Bin werth, o Vater, ich bin dein werth!
Genug nun hab ich geſchafft,
Es hat zum Tode mein Heunenſchwert

Genug der Helden gerafft.
Mich ſcheuet der Tod, ſeit ich Hagnen ſchlug,
Du hole mich nun, das iſt Ehre genug
Dem alten Dietrich von Berne.

Nicht blieb zu bekämpfen ein Feind zurück,
Zu Bern ſteht feſt mein Palaſt;
Die Ruhe, des weichen Alters Glück,
Iſt meinem Marke verhaßt.
Wohl jag ich den Ur in dem finſtern Wald,
Doch iſts zu gering mir, drum hole mich bald,
Den alten Dietrich von Berne.

So rief der König, er ſtand im Forſt:
Das hörte der Vater bald:
Auf lanſchte der Held, das Gezweige borſt,
Ein Hirſch brach her aus dem Wald.
Wohl griff Herr Dietrich zum Waidgeſchoß,
Doch hat er zur Stelle kein ſchnelles Roß,
Der alte Dietrich von Berne.

Und wie er ſich umſah, unmuthsvoll,
Da ſtand ein mächtiges Roß,
Deß ungeberdiger Hufſchlag ſcholl
Und Schaum vom Gebiß ihm floß,
War ſchwarz und glänzend, da ſchwang er ſich auf,
Und ſpornt es zum Jagen im ſchnellſten Lauf,
Der alte Dietrich von Berne.

Da ſchnaubet das Roß, daß Feuer und Rauch
Den offenen Nüſtern entloht,
Und ſtürmet dahin, wie ein Wüſtenhauch,
Dem folget der ſchwarze Tod.
Da hebt ſich jauchzend die Heldenbruſt,
Da fühlt ſich jung, wie in Schlachtenluſt,
Der alte Dietrich von Berne.

Doch jäher und jäher wird der Ritt,
Vorbei jagt Felsen und Baum.
Wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der straffe Zaum:
Es stürmt, das ist nicht Galopp noch Trab,
Ist Windsbrautsausen; nicht kann er herab,
Der alte Dietrich von Berne.

Ihm schließt sich das Aug und es starret das Blut;
Doch als er, betäubt noch, erwacht,
Da schaut er, und höher wächst ihm der Muth,
Den Vater, den Elfen der Nacht.
Der fasset die Hand ihm; wie fühlt er sich stark,
Wie schwillt in den Knochen ihm jugendlich Mark,
Dem alten Dietrich von Berne.

So sprach der Vater: „Mein stolzer Sohn,
Du hast dich in Ehren bewährt,
Wohl mußt' ich selber dich holen schon,
Schon rittst du ein Geisterpferd:
Drum auf, dich grüß ich, Schwarzelfe der Nacht,
Nun jagst du mit mir in der wilden Jagd,
Mein starker Dietrich von Berne!"

---

39. Die Rheinfahrt. (I. Abent.: Otto der Schütz.)

In klarer Frühlingsabendpracht,
Wenn schon der Sterne Heer erwacht,
Wenn kühl der Mond im Ost sich hebt,
Die Flur mit blauem Duft umwebt,
Indeß im West des Abends Strahlen
Den Himmel heiß mit Purpur malen;

Wenn Nachtigallenſchlag erſchallt
Und drein im Nachthauch rauſcht der Wald;
Wenn aus des Waſſers dumpfer Schwüle
Der Fiſch mit luſtgem Sprung ſich ſchnellt,
Und in der weichen Schlummerkühle
So ſtill und heimlich liegt die Welt;
Wenn in der Uferweiden Dunkel
Der Elfen Chor den Reigen ſchlingt,
Und aus dem Strom ein leis Gemunkel
Der Nixen auf zum Lichte klingt:
Das iſt die zauberhafte Stunde,
Wo Tag und Nacht in gleichem Bunde
Dich kränzen mit dem ſchönſten Schein,
Du Fürſt der Ströme, trauter Rhein!

Auf deinem Grund geſchmolzen rollt
Der Nibelungen rothes Gold;
Das ſpielt wie Scharlachfeuerglut
Herauf ans Licht aus deiner Flut.
Dein Stromgott tief zum Schlaf ſich neigt,
Sein Odem leis nach oben ſteigt,
Das quillt wie weißen Silbers Schaum,
Und ſtickt des Goldgewandes Saum,
Indeß vom Ufer Bergesſchatten
Das lichte Blau dem Purpur gatten.
Drum gibt ſich Roth und Weiß und Blau
Als Rheinlands Farbe ſtolz zur Schau.

Zu ſolcher Stunde treibt hinunter
Im bunten Kahn ein Burſch, und munter
Beſchaut er, leis das Steuer regend,
Ringsum ſich Fluß und Berg und Gegend.
Wo ihm ein Thurm vom Ufer winkt,
Andächtig auf das Knie er ſinkt

Und ſpricht ein flüchtiges Gebet;
Doch wo ein hübſches Mädchen geht,
Der wirft er einen raſchen Kuß
Zum Strand hinüber von dem Fluß.
Und ob ſie mit verſchämtem Schrecken
Ihr Auge wendet von dem Kecken —
Er iſt zu hübſch, ſie muß ſich wenden
Und einen Gegengruß ihm ſenden.
Den Fiſcher aber in dem Ried
Neckt er mit einem luſtgen Lied;
Laut platſcht der Loſe in die Flut
Und jagt ihm fort die ſtumme Brut,
Und lacht, wenn um den Fang betrogen
Das Netz er leer heraufgezogen.
Doch wo am Fahr in Bauernſchenken
Des lahmen Geigers Fiedel ſchallt,
Dahin treibts ihn den Kahn zu lenken,
Da kehrt er ein, da macht er Halt;
Und mit dem ſchmuckſten Bauernkinde
Schwingt er ſich einmal in die Runde,
Stürzt einen Becher Wein geſchwinde
Und kehrt zum Kahn hinab zur Stunde:
Daß noch die ganze Nacht mit Staunen
Die Mädchen von dem Gaſte raunen,
Wie ihm vom blauen Sammtbarette
So ſtolz die weiße Feder weht,
Wie zierlich ihm die goldne Kette
Auf knappem Kleid von Grauwerk ſteht,
Wie er im Tanz ſo wild ſie ſchwang
Und wie ſein Gruß ſo lockend klang,
Wie mächtig blonder Locken Wogen
Als Heilgenſchein ſein Haupt umflogen;
Und Alle kamen überein,
Es müſſe halb ein Engel ſein!

Er aber fragt dem wenig nach,
Was man von ihm da ſtritt und ſprach.
Er fährt hinab der Nacht entgegen;
Still ward es auf den feuchten Wegen,
Kein Dreibord mehr, kein Fiſcherkahn
Durchfurcht die glatte Waſſerbahn.
Er lauſcht, wie von dem Strom getrieben
Am Grund ſich fort die Steine ſchieben;
Er ſieht die langen Silberſtreifen
Von ſeinem Kiel geſchnitten ſchweifen,
Und wie der Mond mit Zitterſchein
Sich ausgießt in den dunkeln Rhein.
Die Nacht umſpannt ihm ſeine Bruſt
Mit ihrer ſchaurigſüßen Luſt.

So kam er in ein lieblich Land,
Zu beiden Seiten ebner Strand;
Weit ward und breit und tief der Strom,
Weit oben auch des Himmels Dom,
Denn rings auf den geſtreckten Auen
War nirgend mehr ein Berg zu ſchauen.
Nur eines Lichtes ward er innen
Am Strand, als ſtänds auf hohen Zinnen.
Da ward er müd; des Schlafes Macht
Befiel ihn um die Mitternacht
Und drückt' ihn mit ſo ſchweren Laſten,
Daß er beſchloß am Land zu raſten.
Dran mögt ein Wunder ihr begreifen:
Ob wir auch ſelbſt ins Weite ſchweifen,
Die edle Frau, geheißen Minne,
Lenkt doch die unbewußten Sinne.
Sie wars auch, die mit bleirnem Schlaf
Des Knaben helles Auge traf,
Daß er nicht an des Glückes Thüre

Mit frevler Haſt vorüberführe.
Hier war es, wo ſein Lebensloos
Geworfen lag in Glückesſchooß;
Denn jenes Licht, das er geſchaut,
Vom Fenſter kams der künftgen Braut,
Und Liebe kann des Ziels nicht fehlen,
Magſt du auch eigne Pfade wählen.

Der Knabe lenkt den Kahn ans Land,
Daſelbſt er dürres Riedgras fand;
Er rüſtete ſich eine Streu,
Ein Feuer macht' er ohne Scheu;
Den Kahn band er ans Ufer feſt,
Und holt vom Hirſche ſich den Reſt,
Den er gefällt mit Meiſterſchuß
Erſt geſtern mitten aus dem Fluß.
Durchs Uferdickicht brach das Thier,
Um aus dem Fluſſe ſich zu tränken;
Schon will es der Geweihe Zier
Zum klaren Spiegel niederſenken,
Da zielt der Burſch — mit krauſer Stirn
Will flink der Hirſch zur Flucht ſich wenden,
Da trifft ihn mitten durch das Hirn
Ein Bolz, geſchnellt von ſichern Händen;
Drei Ellen ſprang er hoch und fiel
Dem Schützen, der nicht fehlt ſein Ziel.
Der Knabe briet ſich heut zum Mahl
Den Ziemer, und beim Mondenſtrahl
Sucht bittre Kräuter er als Würze.
Ein Blatt iſt Handtuch ihm und Schürze,
Als Bratſpieß dient ſein Jägerſpeer,
Im Jagdhorn trägt das Kraut er her;
Der Dolch iſt gut zum Vorlegmeſſer,
Wenn du nur biſt ein guter Eſſer.

Drauf ſpricht er ſeinen Abendſegen,
Und ohne weiter Ueberlegen
Schließt er zu feſtem Schlaf in Ruh
Die beiden hellen Augen zu.

Es kniſtert noch das Feuer lang,
Der Uhu ruft — er hört es nicht;
Es rauſcht der Rhein den Wellenſang,
Die Elfe klagt — ihn ſtört es nicht,
Denn in der Engel treuer Wacht
Verſchläft er feſt die ganze Nacht.

---

41. Liebesnacht. (V. Abent.: Otto der Schütz.)

Kennt ihr der Nacht geheimes Beben,
Das flüſternd durch die Blätter rauſcht,
Wenn ſtill der Schöpfung innig Leben
In Luſt ſich ſenkt und Liebe tauſcht?
Um Liebe fleht aus kalten Mauern
Der Unke glockenheller Laut,
Der Nachtigallen Klagen ſchauern
Vom Buſch herauf ſo heiß und traut;
Es ſtöhnt das Waſſerhuhn im Schilfe
Den Sehnſuchtslaut aus heller Bruſt,
Des Abends leichtbeſchwingter Sylphe
Sucht die Genoſſin ſeiner Luſt.
Es eint der lichtdurchſtrahlte Käfer
Dem glühnden Würmchen ſeinen Glanz,
Und ſelbſt den Schlaf durchwebt dem Schläfer
Der Traum mit buntem Liebeskranz.
Denn auch des Menſchen tief Gemüthe
Wird von der ſchwülen Nacht geweckt
Und duftet auf, gleich dunkler Blüte,
Wenn keuſch die Nacht ſein Sehnen deckt.

Dann klingen aus des Sängers Munde
Die höchſte Luſt, der ſtillſte Schmerz,
Und offen ſchließt der nächtgen Stunde
Das Weib ſein tiefgeheimſtes Herz.
Was ſtreng der wache Tag geſchieden,
Was ſcharfe Satzung herb getrennt,
Die Nacht vereints im ſüßen Frieden,
Die nur das Recht der Minne kennt.

Dicht unter hohen Schloſſes Warten
Liegt mondbeſtrahlt des Grafen Garten.
Viel Blumen drin von fremder Art
Verſpenden Düfte ſtark und zart.
Tief unten liegen kühle Lauben
Durchgirrt von ſanften Turteltauben;
Es ſenken Stufen ſich zum Rhein,
Der rauſcht mit leiſem Plätſchern drein.
Dort bei der Harfe ſitzt und wacht
Schön Elsbeth um die Mitternacht.
Es ſchweben mild die weichen Töne
Durchs Mondenlicht den Strom entlang,
Bald wie der Geiſter bang Geſtöhne,
Bald wie verlorner Sphärenklang.
Herr Walther von der Vogelweide,
Und Wolfram du von Eſchenbach,
Von euerm Jubel, euerm Leide
Klingt in die Gruft das Lied euch nach.
Wie Lurlei auf der Felſenbrüſtung
In ihrer Schönheit grauſer Rüſtung
Die Schiffer zu den Klippen lenkt
Und kühl in naſſe Gruft verſenkt:
So ſcholl in Elsbeth's lichten Klängen
Mit wildem Gram die eigne Qual,
Als lüde ſie mit Zauberſängen
Den Liebſten mit ins Todesthal.

Zuletzt in tiefſten Tönen leiſe
Sang ſie ein Lied, das ſie erfand,
In das nach alter Klageweiſe
Sie all die grauſen Schmerzen wand:

Grünt der Wald und röthet ſich die Haide,
Winter floh mit ſeinem Flimmerkleide,
An der Halde ſchmolz der Schnee.
Wo die wilden Vöglein lockend ſchlagen,
Geht des Königs Kind mit leiſen Klagen:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh.

Laß mich weinen, traute Waldesſtille!
Hold iſt mir des lockgen Knappen Wille,
Und ich weiß nicht, wie's ergeh:
Zu dem Armen neigt ſich mir die Seele,
Weh was frommt, daß ich mirs ſelber hehle!
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Da ſcholls vom Rhein zu ihrem Ohr,
Der Zither Klang kam hell empor;
Es wiegte ſich im leichten Kahn
Dort Otto auf der Spiegelbahn.
Schnell faßt er künſtlich Wort und Weiſe
Und ſang in gleichen Zeilen leiſe:

Kam der Knabe durch den Tann gezogen,
Jagte ſchweifend mit dem Pfeil und Bogen
Nach des Waldes ſchlankem Reh.
Sieht die Maid er, naht ſich bang und ſchweigend,
Und er ſeufzt, das Knie zur Erde neigend:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Rings von Minne ſchlagen Nachtigallen,
Minne löſcht in kühlen Schattenhallen
Aller Sehnſucht brennend Weh.
Locken dich in deiner ſtolzen Strenge
Nicht des Glückes jauchzende Geſänge?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Eine Hütte weiß ich tief im Walde,
Rehe graſen dort an grüner Halde,
Fiſchlein ſchwimmen tief im See.
Heimlich wird die Quelle dort uns tränken,
Und der Wald ein dichtes Dach uns ſchenken —
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Und Otto ſchwieg, der Ton verklang,
Doch zürnend ſcholl der Maid Geſang:

Stolzer Knabe! frevelnd will dein Minnen
Raub an deines Königs Kind beginnen!
Fleuch, daß ich dich nimmer ſeh!
Trug ich ſtill dich im verzagten Herzen,
Trag ich ewig nun der Trennung Schmerzen.
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Und wie die Maid den Ton geendet,
Erhebt ſie ſtolz ſich aus der Ruh,
Und ungebrochnen Muthes wendet
Den Schritt ſie raſch dem Schloſſe zu.
Doch Otto mit verzagtem Schmerz
Riß wild die Zither an ſein Herz,
Daß ihren ſcharfgeſpannten Saiten
Der Klage Töne bang entgleiten.

Er wirft ſie grimmig in den Nachen
Und faßt das Ruder zorngemuth,
Und reißt es, daß die Balken krachen
Und kochend ſchäumt die dunkle Flut.
Dort in des Nachtwinds Schmeichelweben
Hoch auf dem düſtern Mauerrand,
Sieht er hinweg die Holde ſchweben
Im mondenhellen Lichtgewand.
So lang er noch ihr Bildniß ſchaute,
Quoll Luſt ihm tief aus bangem Gram;
Doch als verſchwunden war die Traute,
Verzagen bald ihn überkam.
Wie wenn des Stromes Flut ſich hebt,
Und rauſchend auf zum Felſen ſtrebt,
Doch bald mit lautem Donnerhalle
Zur Tiefe bricht in jähem Falle:
So tobt auch er. Er weiß es, ach,
Daß ſie auch brennt in gleichen Gluten;
Das ſprudelt wild in ihm, doch jach
Verſprühen auch die raſchen Fluten:
Denn ſcheuchte ſie mit ſcharfem Wort
Nicht mitleidslos den Armen fort?
Er ſchaute nicht des Mondes Glanz,
Der jede aufgehüpfte Welle
Bekrönte mild mit goldnem Kranz
Und Netze ſpann aus Strahlenhelle;
Verloren war ihm alle Pracht
Der zaubermächtgen Sommernacht.
Der Kahn treibt langſam am Gelände,
Ihn kümmert nicht mehr Fahrt noch Strich, —
Er legt ſein Haupt in beide Hände
Und ſchluchzt und weinet bitterlich.

Albert Knapp.

Vor deinem Throne liegt mein Saitenspiel;
Du bists, o Herr, der ihm die Töne leihet:
So sei dein Ruhm auch meines Liedes Ziel,
Und deiner Treue jeder Laut geweihet.

Alb. Knapp.

Albert Knapp wurde am 25. Juli 1798 zu Tübingen geboren, wo sein Vater, ein echt deutschgesinnter, gemüthlich ernster Mann als Hofgerichtsadvokat lebte, bald aber (1800) als Oberamtmann in den Klosterort Alpirsbach, in einem wildromantischen Schwarzwaldthale, berufen wurde. Dort verlebte der Dichter seine Kindheit unter der treuen Pflege eines edeln, gottseligen Lehrers und unter den reinsten, tiefgehendsten Naturanschauungen, die er in seiner „Christoterpe" von 1850 schildert; dort hat er alle Grundanschauungen zur Poesie gewonnen, die ihn heute noch beseelen nnd ihm jenen, einst vom Reformator Aulber, sogar von Melanchthon kurze Zeit bewohnten Jugendsitz im Gemüth aufs Innigste stereotypirt haben. Was Knapp an Naturanschauung besitzt, quillt von dort heraus und jenes stillherrliche Thal begegnet ihm immerdar noch in süßen idealisirenden Träumen. Im Frühling 1809 wurde sein Vater als Oberamtmann in die ehemalige Reichsstadt Rottweil versetzt, erlitt aber unter dem damaligen Regiment viele Mißhandlungen. Als suspendirter Mann ist er 1811 nach Tübingen übergesiedelt und blieb 7 Jahre unangestellt. Knapp und seine 3 Brüder hatten in dem elenden Lyceum zu Rottweil fast gar Nichts gelernt und bedurften deßhalb in Tübingen starker Nachnahme. Hier besuchte Knapp 3 Jahre lang die anatolische

Schule und hörte im letzten Jahre einige philologische Collegien, namentlich bei dem Dichter und Prof. Conz, der seinem jugendlich aufstrebenden Geist als poetischer Vater liebreiche Handreichung erwies. Von 1814 — 16 war er Alumnus im Seminar Maulbronn, wo ihn der treffliche Professor Baumann ungemein anzog; von 1816 — 20 durchlief er das theologische Stipendium in Tübingen, nicht ohne vom damals herrschenden Demagogengeiste zu seinem nachhaltigen Schaden angebrannt und beinahe aus seiner Carriere geschleudert zu werden. Bald aber fand er in dem „lautern Evangelium Jesu Christi Licht für seinen Geist und Frieden für sein Herz". Von 1820—25 stand er als Vicar in Feuerbach und Gaisburg, nahe bei Stuttgart, in sehr angenehmen, geschäftsreichen und gesegneten Verhältnissen. Innige Freundschaft schloß er mit dem sel. Hofacker, einem der größten Prediger unsers Jahrhunderts, dessen Predigtbuch in 60000 Exemplaren verbreitet ist und noch immer gleich stark verlangt wird. 1825 kam Knapp als Diakonus nach Sulz am Neckar, wo er sich mit der Tochter des würtembergischen Generals, Frhrrn. von Beulwitz, vermählte, die aber bald unwohl wurde und bis zu ihrem Heimgange kränkelte. Mit ihr zog er im Juli 1831 als Archidiakonus nach Kirchheim, in eine ungemein prächtige Gegend, die ihn zu vielen, meistens auf Bergspitzen niedergeschriebenen Gedichten begeisterte und wo er mit der frommen, geistvollen Herzogin Henriette, der Mutter der Königin, unvergeßliche Zeiten verlebte. In der herrlichen Gegend von Kirchheim, wo von allen Bergesgipfeln alte merkwürdige Burgtrümmer aufs reizende Vorland herniederschauen, dort verbrachte Knapp seinen Lebensmai; dort ruht aber auch seine vollendete Gattin, das traute Weib seiner Jugend.

Seit 1836 ist Knapp in Stuttgart als vielbelasteter Prediger und Seelsorger, 8 Jahre lang als Archidiakonus an der Stiftskirche und ins 5. als erster Stadtpfarrer an der Skt. Leonhards Kirche, um welche sich das größte Stadtviertel schaart. „Da gilts denn," wie er selbst sagt, „seine Zeit und Kraft im Aufblick zum Gott des neuen Testaments fein treulich auszukaufen und die Poesie darf

blos als ein Blumenstrauß über dem beladnen Schreibtisch stehen." Die christliche Poesie bleibt ihm aber immer die süßeste Freundin neben dem Worte Gottes, mit dem sie stets inniger harmoniren muß. — 1836 verehelichte sich Knapp zum andern Male und zwar mit einer Pfarrerswittwe. Dieses vielgetreue, ihrem Gotte felsenfest ergebne Weib, verlebte mit ihm 13 glückliche Jahre. Sie starb am 20. September 1849.

Aus Knapp's Lebensgang ergibt sich leicht, daß er in seinen Poesieen vorzugsweise den Ton entschiedner christlicher Frömmigkeit angeschlagen haben muß. Knapp hat es als Dichter des geistlichen oder religiösen Liedes zu einer Bedeutung gebracht, in welcher er nur von Spitta durch dessen „Psalter und Harfe" übertroffen und von Victor Strauß erreicht wird. Durchdrungen von reiner religiöser Begeistrung, christlicher Liebe und Glaubenstiefe hat Knapp so manches tief empfundene und erhebende Lied gedichtet. Der „Charfreitag", „Die eingesargte Mutter", das „Grablied eines Frommen", „Jung wie ein Adler" ꝛc. sind sprechende Belege dazu. Obgleich er von seinen religiösen Gegnern sehr stark des Mysticismus beschuldigt wird, so singt er doch in stiller Demuth und sein Saitenspiel ertönt nur dem Erlöser zum Ruhme. Ein großes Verdienst um die evangelische Kirche erwarb sich Knapp durch die Bearbeitung und Herausgabe des „evangelischen Liederschatzes", worin auch eine bedeutende Anzahl von seinen eignen Gedichten abgedruckt ist.

Schriften: Christliche Gedichte. 2 Bände. Zweite Auflage. Basel 1835. — Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten. 2 Bände. Stuttgart und Tübingen. 1837. Zweite Auflage 1850. — Christenlieder. Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit. Ein Nachtrag zum evangelischen Liederschatz. Stuttgart 1841. — Gedichte. 3. Sammlung. — Stuttgart 1843. — Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser. 18. Jahrgang. Stuttgart 1850.

42. Simeon.

Im Frieden darf ich fahren,
Ich habe dich geſehn!
In meinen alten Jahren
Iſt mir noch wohl geſchehn;
Dich, deines Volkes Sonne,
Dich, alter Heiden Luſt,
Drückt dieſer Arm mit Wonne
Nun endlich an die Bruſt!

Geſegnet ſei die Stunde,
Da ich znm Tempel kam
Und ſolche Freudenkunde
Vom Geiſt des Herrn vernahm!
Hier iſt mein Haupt ergrauet,
Und lange kamſt du nicht, —
Nun hab ich doch geſchauet
Dein göttlich Angeſicht!

Sie werden fliehn und fallen,
Die dir zuwider ſind;
Du biſt den Frommen allen
Ein Auferſtehungskind;
Ich aber will zu Grabe
Im Frieden Gottes gehn,
Will ruhen, denn ich habe
Dich, o mein Heil, geſehen!

---

43. Charfreitag. (1841.)

Wie heißt der Mann, der aus durchgrabner Hand
Vom Kreuze Paradieſespalmen ſpendet?
Der, wo das Leben ſich zur Hölle wendet,
Mit einem Wort verleiht ein himmliſch Land?

Wie heißt der Held, der über Cherubim
Geſeſſen, und vom Lebensthron geſtiegen,
Den Tod für Todte ſterbend zu beſiegen, —
Und Niemand aus den Völkern war mit ihm? —

Zeig ihn mir an, o Sonne, jeden Tag,
Du ſchönes Licht, deß goldne Pracht vergangen,
Daß es in Trauer über uns gehangen,
Als meine Nacht auf deiner Sonne lag! —

Zeig ihn mir an, du Erde, täglich neu,
Die unterm blutgen Kreuze du gezittert! —
O ſeit es dort auf Golgatha gewittert,
Grüßt dich ein Lenz, von Todeswolken frei!

Zeig ihn mir an, du ſtolzgethürmter Fels,
Darauf ein Adler freudevoll mag horſten;
Denn deine Brüder ſind vordem geborſten
Am Todestag des Felſen Iſraels!

Zeigt ihn mir an, ihr Heiligen, die froh
Durch ſeinen Tod zum Leben aufgeflogen! —
Das Leben iſt durchs Todtenreich gezogen, —
Und Israel blüht nun durch Salomo.

Zeigt ihn mir an, ihr Seelen, die ſo ſtill
Emporgeweint am Kreuz, dran er verſchieden,
Wo er zuſammenband zu ſeinem Frieden,
Was lieben muß, und ewig lieben will.

Zeig ihn mir an, Maria, Mutterherz! —
Der alte Simeon hat wahr geſprochen:
Nun bringt die heiligſte der Oſterwochen
Uns höchſte Luſt, und dir den tiefſten Schmerz.

Zeig ihn mir an, du blutger, armer Mann,
Begnadigter, der weiland ein Verbrecher!
An dir zumeiſt, dem ſegensfrohen Schächer,
Erſehn wir, was der Dorngekrönte kann.

Ja, zeig ihn mir, dem du vom Kreuze riefſt,
Der dich geſpeist inmitten ſeiner Haſſer
Mit Lebensbrot, getränkt mit Lebenswaſſer,
Daß du mit ihm zum Paradies entſchliefſt!

Zeig ihn mir an zu ſeines Glaubens Lohn,
Du Römerhauptmann, der am Kreuz geweſen,
Und dem die höchſte Wahrheit gab zu leſen:
„Das war ein frommer Menſch, und Gottes Sohn!“

Zeig ihn mir an, zerriſſner Vorhang du!
Einſt blieben unvollendet die Gewiſſen; —
Nun, ſeit der Herr dich ſterbend ſelbſt zerriſſen,
Strömt aus dem Heiligſten uns ewge Ruh.

Zeig ihn mir auch, du, mein verwundet Herz,
Das oft zu ihm hinauf geſeufzt, geweinet, —
Du lieblos Weſen, das die Liebe meinet!
Erfaſſe Gottes Lieb im tiefſten Schmerz!

Zeigt ihn mir an, ihr Kreaturen ſtets,
Den Einzigen, der all ſein hohes Leben
In meines Elends Tiefen wollte geben;
Gebt mir das Oel zur Flamme des Gebets!

Ihn will ich lieben und einſt droben ſehn! —
Er führe meines Willens Grundgedanken;
Er wolle mir, wenn alle Bilder ſanken,
Als Urbild ſegnend vor dem Auge ſtehn!

Du ſtilles Feſt, zeig mir ſein Angeſicht!
Wie heiligſtill umwehns die Todesflöre! —
Fallt mit uns nieder, hohe Engelchöre, —
Und du, Erblaßter, ſei mein ewges Licht!

44. Jung wie ein Adler.

Bedarf mein Herz im bunten Herbst
Nach Wehmuth weit umher zu wallen,
Wenn du dich, ſchöne Flur, entfärbſt,
Wenn der Platane Blätter fallen?
Bedarf es dein, du ſpätes Roth,
Das überm Föhrenwald verglühet,
Zu fühlen, wie zum langen Tod
Mein Leben leiſe niederblühet?

Könnt ich, o goldne Jugend, dich
Noch ein Mal rufen aus der Ferne,
Da über meinem Haupte ſich
Harmlos bewegten Gottes Sterne;
Da mich von ſeinem Angeſicht
Geheimnißvoll ein Glanz umfangen,
Und ich, bewahrt von ſeinem Licht,
Getroſt im Dunkel hingegangen!

Was iſt ein Menſch, das Staubgebild,
Mit Allem, was ſein Arm beginnet,
Wenn nicht im Seelengrunde mild
Ein Born des ewgen Lebens rinnet?
Das Innerſte, was mir bewußt,
Es ruft: Erlöſung! Wiederbringung!
Die tiefſte Sehnſucht in der Bruſt,
Sie ſeufzt nach himmliſcher Verjüngung!

Und wenn der Frühling Knospen treibt,
Die zarte Roſe ſich entfaltet,
Tönt mirs: O daß Nichts ewig bleibt,
Daß alles Menſchliche veraltet!
Und wenn der Adler jugendlich
In blauer Höh den Fittig wieget,
Tönt mirs: O wer verjünget mich,
Daß dieſes Herz nie mehr verſieget?

Er fleugt dahin im Sonnenſtrahl,
Durchkreiſend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht einmal,
Wie lang er den Azur beſchiffte;
Als Kind hab ich ihm nachgeſehn,
Und wenn er jugendſtark noch ſteiget,
Blick ich, ein Greis, in jene Höhn,
Das Haupt vom letzten Schnee gebeuget.

Wirſt du, der ewig ſtrebt und ſehnt,
Mein Geiſt dich nie mit ihm erheben,
Und aller Schwachheit abgewöhnt,
In lichtem Himmelsraume ſchweben,
Verjüngt und wonnig dieſes Herz
Mit ewiger Genüge füllen,
Und, aufgezogen, ſonnenwärts,
Ins Licht dich, wie ein Adler, hüllen?

Du wirſt, du ſollſt! — du ſelber nur
Verſchließeſt dich mit ehrnem Riegel;
Verlaſſe dich, die Kreatur —
Schau immer in den Zauberſpiegel,
Der Schönheit dir und Stärke lügt.
Tritt, als ein Sünder, zu dem Hügel,
Wo dein Meſſias dich erſiegt;
Dann löſet Gott dir deine Flügel!

Das Alte ſtirbt, und Alles wird
Im Licht der Liebe neugeboren;
Zur Heimat kommt, was ſich verirrt,
Zur ſüßen Kindſchaft, was verloren;
Der Geiſt auf Liebesflügeln dringt
Hinauf zu ihm, der dich verſöhnet,
Der wie den Adler dich verjüngt,
Und mit Barmherzigkeit gekrönet!

45. Prüfung am Abend.

Znm andern Leben wall ich hin; —
Iſts auch zum ewgen Leben?
Daß, wenn ich einſt geſtorben bin,
Mich Engel ſanft umſchweben,
Und mich zu Gottes Heiligthum
Anf ihren goldnen Schwingen
Freudig bringen
Dort meines Mittlers Ruhm
In Ewigkeit zu ſingen? —

Den Himmel füllt ſo hehr und mild
Die Nacht mit tauſend Sternen;
Sieh von der Ewigkeit ein Bild
Und ihren lichten Fernen!
Ach, dort iſt wohl ein großes Feld
Für tauſend Seligkeiten!
Wer kann deuten,
Was Gott nach dieſer Welt
Den Seinen mag bereiten?

Ja, meine Seele kann dich nicht,
Du höchſtes Gut, ermeſſen;
Und doch wirſt du im Tageslicht
So oft von ihr vergeſſen;
Wie vor der Wolk ein Stern erblaßt,
Verhüllt der Welt Getümmel
Und Gewimmel
Und eitler Sorgen Laſt
Den hellen Blick zum Himmel.

Und offen ſteht er immerdar;
Viel ſonnenhelle Nächte,
Viel Tage winken mild und klar
Dem irdiſchen Geſchlechte,

Hinauf zu ſchaun, hinauf zu gehn,
Und eilig, ohne Säumen,
Ohne Träumen,
Sich Hütten zu erſehn
In jenen ewgen Räumen.

O nicht zur Erde ſieh hinab,
Wenn Himmel dich umgeben!
Die Erde gibt dir nur ein Grab,
Der Himmel dir das Leben.
Von dort biſt du, mein Geiſt entſtammt,
Und dorthin ſollſt du kehren,
Dich verklären:
Drum hat ein Chriſtus-Amt
Der große Herr der Ehren.

Wer ſich zur großen Schar geſellt,
Kommt nicht zu ſeinen Heerden;
Der Heiland war nicht von der Welt,
Und wird es nimmer werden.
Hier ſtehe ſtill und ſchau hinein
In deines Herzens Tiefe,
Denk und prüfe
Wo würd ich heute ſein,
Wenn er zum Tod mich riefe?

Hab ich gehöret, als er rief,
Und mich vom Schlaf erweckte?
Blieb ich getreu, wenn oft ſo tief
Mein Herz ſein Lieben ſchmeckte? —
Schau, dieſe Rechenſchaft im Licht
Gib ihm vor ſeinem Throne,
Deck und ſchone
Dein altes Leben nicht,
Sonſt geht es um die Krone.

Dem Glauben glänzt die Krone nur!
Gut iſts, die zu erlangen,
Und, wenn die Welt zur Hölle fuhr,
Vor Gottes Stuhl zu prangen.
Gedenke dran: durch Chriſti Tod
Aus Sünd und Angſt geriſſen
Sich zu wiſſen,
Gibt in der letzten Noth
Ein ſanftes Sterbekiſſen!

Gedenke dran, damit die Zeit
Nicht ſpurlos dir enteile,
Damit dich für die Ewigkeit
Dein Mittler ſtärk und heile;
Mit ihm gelebt, iſt wohl gelebt,
Das wird in Kurzem droben
Sich erproben,
Wenn man den Leib begräbt
Und ſich der Geiſt erhoben.

---

46. Die Mutter im Sarge. (1827.)

Eingeſargt zum letzten Schlummer,
Blaß, im weißen Sterbekleid,
Ohne Schmerzen, ohne Kummer,
Seh ich dich mit ſtillem Leid;
Vielgetreue Mutter du!
Jetzo trägt man dich zur Ruh!
Schlummre ſüß im kühlen Grunde
Bis zur Auferſtehungsſtunde!

Auge, das mit Lieb und Sehnen
Oft die Seinen angeblickt!
Segnend, mit viel tauſend Thränen,
Haben wir dich zugedrückt.

Nie auf dieſer Erde mehr
Blickſt du zärtlich auf uns her;
Doch zu Wiederſehens-Grüßen
Wirſt du heller dich erſchließen.

Hand, die treulich uns geleitet,
Die uns Nichts, als Liebe gab,
Freud und Troſt um uns verbreitet,
Ruhe nun im ſtillen Grab.
Unermüdet war dein Fleiß,
Und dein Tagewerk war heiß;
Wenn die Todten auferſtehen,
Wird in dir die Palme wehen!

Edler Mund, zum Reinen, Großen,
Und zu Lieb und mildem Wort
Freundlich, lieblich aufgeſchloſſen, —
Nimmer töneſt du hinfort;
Aber was die Lippe ſprach,
Tönt in unſern Herzen nach,
Bis nach langer Grabesſtille
Halleluja dir entquille.

Herz, das ohne Falſch geſchlagen
Für den Gatten, für das Kind,
Das uns ſterbend noch getragen,
O wie ruheſt du ſo lind!
Weinend, dankend rufen wir:
Ewger Segen folge dir!
Wenn die Grüfte ſich bewegen,
Schlage wieder uns entgegen!

Dann wird froh die Thräne fließen,
Wie ſie jetzt in Trauer fließt;
Froh wird dich dein Kind begrüßen,
Das dich heut in Thränen grüßt;

Dann, dann wird der ſchwere Stein
Weg von deinem Grabe ſein, —
Jeſus war im Tod dein Leben,
Ewig darfſt du vor ihm ſchweben!

---

47. Grablied für einen Frommen.

Der Glaube bleibt! Früh weinteſt, glaubteſt du,
Von Jeſu Geiſt regiert;
Drum hat dich früh Gerechtigkeit und Ruh
Und edler Muth geziert;
Du fandeſt ihn, der Sünder ſühnet,
Aus deſſen Kreuz das Leben grünet.
Der Glaube bleibt!

Die Liebe bleibt! Er, der uns Arme liebt,
Gab dir ſein Lieben auch;
Drum haſt du uns erquickt und nicht betrübt,
Bis zu dem letzten Hauch.
Dein Heiland halt dich nun gerettet,
Doch ewig an uns feſtgekettet.
Die Liebe bleibt!

Die Hoffnung bleibt! Aus Lieb und Glaube bringt
Sie wunderſtark empor,
Hebt ſich mit Adlersflügeln auf, und ſchwingt
Sich durch des Himmels Thor.
So hat dein Hoffen auch geſieget,
Und ob der Leib im Grabe lieget:
Die Hoffnung bleibt!

Einſt wird der Glaub ein Schaun der Herrlichkeit,
Der Hoffnung wird ihr Theil,
Deß ſie geharret in der Prüfungszeit,
Sie erbt das volle Heil.

Doch Liebe bleibt, was ſie geweſen:
Ein ſüßes, wandelloſes Weſen.
Die Liebe bleibt!

Die Liebe bleibt! — O Jeſu dort im Licht
Der Himmel ſchwebeſt du,
Und wendeſt doch dein huldvoll Angeſicht
Uns auf der Erde zu!
In dir ſind eins all deine Lieben,
Seis hier im Todesthal, ſeis drüben.
Die Liebe bleibt!

August Kopisch.

August Kopisch, der, wie Robert Reinick, Maler und Dichter zugleich ist, wurde am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren. Er war der Sohn wohlhabender und gebildeter Eltern, genoß eine gute Erziehung und übte sich schon sehr frühe im Dichten. Als Gymnasiast regte sich schon in ihm der Trieb zur Kunst, den er immer mehr nährte. 1815 bezog er die Prager Akademie, war aber stets schwankend in seinen Entschlüssen und wußte nicht recht, ob er die Dichtkunst, oder die Malerei, die griechischen oder altdeutschen Dichter zum Gegenstande seiner Studien machen sollte. In Wien wurde er durch Stephanowitsch mit den serbischen Volksliedern bekannt und fühlte sich veranlaßt, wie die serbischen Dichter, die weder lesen noch schreiben konnten, nur im Kopfe zu dichten und Nichts aufzuschreiben. Nachdem er einige Jahre in Dresden gelebt, reiste er nach Italien. In Rom entsagte er der Malerei, hauptsächlich wegen eines alten Uebels an der rechten Hand, das ihn an der Ausbildung als Maler sehr hinderte. Von Rom ging er nach Neapel, wo er 3 Jahre lang blieb. Er beobachtete das neapolitanische Volksleben, machte sich mit der italischen Volkspoesie bekannt und pflegte täglich freundlichen Umgang mit dem Lustspieldichter Camerano, der ihn als Don Augosto Prussiano zum großen Jubel des Volkes und seiner Freunde aufs Theater brachte. Eifrig durchforschte er die Insel Capri, wo er als ein ausgezeichneter Schwimmer die „blaue Grotte“ entdeckte. Dies ist eine Höhle mit niedrigem Eingang und läßt alle Gegenstände, das Meer und die Felsen, die eintretenden Menschen und ihre Geräthe ꝛc. in der schönsten blauen Farbe erscheinen. Kopisch bereiste auch die Insel Sicilien,

um an Ort und Stelle ein großes episches Gedicht (den Krieg der Normannen mit den Saracenen) im Kopfe zu dichten; aber bald fesselte ihn Platens Freundschaft wieder an Neapel. Von dem innigen Freundschaftsverhältniß zwischen Platen und Kopisch geben die Gedichte derselben gegenseitig Zeugniß. 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und wählte sich Berlin zu seinem Aufenthaltsort. Seit 1844 hat er den Ehrentitel: „Professor".

Kopisch studirte seine Poesie im Leben und weiß durch seine launige, ungemein treuherzige, humoristisch heitere, fast improvisatorische Lyrik, unterstützt durch kunstvolle Gestaltung und sprachliche Darstellung, vortrefflich zu ergötzen. Der Wein, alte, schelmische Sagen und Volksschwänke, geschichtliche Stoffe werden von ihm in origineller Weise mit großer Vorliebe und seltenem Glücke poetisch bearbeitet. Seine „Historia von Noah" ist ein allbekanntes Volkslied, ausgezeichnet durch die glückliche Nachbildung der naiven, gemüthlichen Darstellungsweise älterer Dichter. Auch „Der Trompeter" ist ein kerniges, vielgesungenes Lied und „Die Heinzelmännchen" sind durch die heitere, echt-humorische Auffassung, wie durch die Eigenthümlichkeit in Reim und Strophenbau, außerordentlich ansprechend. —

Schriften: Carnevalsfest auf Ischia. Breslau 1831. (Eine schöne Novelle.) Gedichte. Berlin 1836. (Darin auch Uebersetzungen aus dem Neapolitanischen, Sicilianischen ꝛc.) — Agrumi. Berlin 1837. (Italische Volkslieder); dann eine Uebersetzung Dante's. Berlin 1837. Allerlei Geister. Märchenlieder, Sagen und Schwänke. Berlin 1848. —

48. Historia von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noäh Opfer fein
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und, weil du ein so frommes Haus,
So bitt dir selbst die Gnaden aus."

Fromm Noah ſprach: „„Ach lieber Herr,
Das Waſſer ſchmeckt mir gar nicht ſehr,
Dieweil darin erſäufet ſind
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind.
Drum möcht ich armer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke h'an!"" —

Da griff der Herr ins Paradies
Und gab ihm einen Weinſtock ſüß,
Und ſprach: „Den ſollſt du pflegen ſehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm Alles ſo und ſo,
Der Noah ward ohn Maßen froh,

Und rief zuſammen Weib und Kind,
Darzu ſein ganzes Hausgeſind,
Pflanzt' Weinberg' rings um ſich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut' Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fäſſer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus, zu Gottes Ehr:
Das macht ihm eben kein Beſchwer.
Er trank, nachdem die Sündflut war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus erſieht,
Daß Weins Genuß ihm ſchadet nicht;
Und item, daß ein guter Chriſt
In Wein niemalen Waſſer gießt:
Dieweil darin erſäufet ſind
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind.

49. Der Trompeter.

Wenn dieſer Siegesmarſch in das Ohr mir ſchallt,
Kaum halt ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad, der hat ihn geblaſen in der Schlacht,
Auch ſchönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt, in der grimmigſten Noth,
Erſcholl er ihm vom Munde, bei ſeinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
Gedenk ich ſeiner, rinnet mir eine Thrän' in den Bart.
Herr Wirth, noch einen Krug von dem feurigſten Wein,
Soll meinem Freund zur Ehr, ja zur Ehr getrunken ſein.

Wir hatten muſicirt in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis ſchon erkracht;
Doch ſchritten wir mit Lachen darüber, unverwandt,
Ich trug das Horn, und er die Trompete in der Hand,
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind ſo jach!
Ich konnt ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte ſelbſt mich retten mit dem Sprung auf den Sand!
Er aber trieb hinab, auf die Scholle geſtellt,
Und rief: „Nun geht die Reiſ' in die weite, weite Welt!"

Drauf ſetzt er die Trompet an den Mund und ſchwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
Er ſchmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als gings mit Vater Blücher nach Paris hinein!....
Da donnerte das Eis, die Scholle ſie zerbrach ,
Und wurde eine bange, bange Stille danach!....
Das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer...
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?!

50. Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her:
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“ —
„„Der Feind? — dahier!““
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“
„„Paris? — dahier!““ —
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein,
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!“

---

51. Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Cöln es doch vordem
Mit Heinzelmäunchen so bequem!
Denn war man faul: — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe mans gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten.....
Und eh ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht!

Die Zimmerleute ſtreckten ſich
Hin auf die Spän' und reckten ſich;
Indeſſen kam die Geiſterſchar
Und ſah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg in Eil:
Sie ſägten und ſtachen
Und hieben und brachen,
Berappten und kappten,
Viſirten, wie Falken,
Und ſetzten die Balken. —
Eh ſichs der Zimmermann verſah....
Klapp! ſtand das ganze Haus.... ſchon fertig da!

Beim Bäckermeiſter war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burſchen legten ſich,
Die Heinzelmännchen regten ſich,
Und ächzten daher
Mit den Säcken ſchwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben und ſchoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burſchen ſchnarchten noch im Chor:
Da rückte ſchon das Brot, . . . das neue, vor!

Beim Fleiſcher ging es juſt ſo zu:
Geſell und Burſche lag in Ruh.
Indeſſen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging ſo geſchwind,
Wie die Mühl im Wind:

Die klappten mit Beilen,
Die ſchnitzten an Speilen,
Die ſpülten, die wühlten
Und mengten und miſchten
Und ſtopften und wiſchten.
That der Geſell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurſt da ſchon im Ausverkauf!

Beim Schenken war es ſo: es trank
Der Küfer, bis er niederſank,
Am hohlen Faſſe ſchlief er ein,
Die Männlein ſorgten um den Wein,
Und ſchwefelten fein
Alle Fäſſer ein.
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und ſchwenkten und ſenkten
Und goſſen und panſchten
Und mengten und manſchten.
Und eh der Küfer noch erwacht:
War ſchon der Wein geſchönt und fein gemacht!

Einſt hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock ſollte fertig ſein;
Warf hin das Zeuch und legte ſich
Hin auf das Ohr und pflegte ſich.
Da ſchlüpften ſie friſch
In den Schneidertiſch;
Und ſchnitten und rückten
Und nähten und ſtickten,
Und faßten und paßten
Und ſtrichen und guckten
Und zupften und ruckten.
Und eh mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeiſters Rock bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht ſich dieſen Zeitvertreib:
Streut Erbſen hin die andre Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen ſacht,
Eins ſchlägt nun aus
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen mit Schallen,
Die lärmen und ſchreien
Und vermaledeien!
Sie ſpringt hinunter auf den Schall
Mit Licht, huſch, huſch, huſch, huſch! — verſchwinden All!

O weh, nun ſind ſie Alle fort,
Und keines iſt mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie ſonſten ruhn,
Man muß nun Alles ſelber thun!
Ein Jeder muß ſein
Selbſt fleißig ſein,
Und kratzen und ſchaben
Und rennen und traben
Und ſchniegeln und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär!
Doch kommt die ſchöne Zeit nicht wieder her!

Karl Theodor Körner.

Und sollt' ich einst im Siegerheimzug fehlen:
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn, was berauscht die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen.

K. Th. Körner.

Karl Theodor Körner, der Dichter von „Leier und Schwert", wurde am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater, der churſächsische Oberappellationsrath, war ein innig vertrauter Freund Schiller's. In seinem 17. Jahre bezog Körner als angehender Bergmann die Bergakademie in Freiberg und zwei Jahre später die Universität Leipzig, wo er sich mit Philosophie, Geschichte und Anatomie beschäftigte. Auf Ostern 1811 ging er nach Berlin und im August nach Wien. Hier wurde er als Hoftheaterdichter angestellt. Die Erhebung Preußens und der Aufruf des Königs für Freiheit und Vaterland zu kämpfen, erweckten auch die kriegerische Begeistrung in Körner's edler Brust. Er schrieb an seinen Vater: „Deutschland steht auf. Der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken ꝛc." Damals errichtete der Major Frhrr. v. Lützow zu Breslau eine Freischar, der die edelsten und ausgezeichnetsten deutschen Jünglinge und Männer sich anschlossen, um Volksaufstände zu erregen, kleine Kämpfe im Rücken des furchtbaren Feindes zu führen und so am heiligen Kriege

Theil zu nehmen. Körner trat am 19. März 1813 in diese todeskühne Freischar ein nnd taufte sie: „Lützow's wilde, verwegene Jagd," weil sich die „schwarzen Jäger" (nach ihrer Kleidung so genannt) durch kühne Verwegenheit und kalte Todesverachtung sehr berühmt machten. Von seinen Kameraden wurde Körner zum Lieutnant gewählt und Lützow machte ihn später zu seinem Adjutanten. Das Gedicht: „Ahnungsgrauend, todesmuthig" ꝛc. dichtete Körner am 12. Mai, dem Tage, an welchem die geschlagenen und fliehenden Franzosen von den Lützow'schen Reitern verfolgt wurden. Während des Waffenstillstandes wurde in Leipzigs Nähe das Lützow'sche Corps von feindlicher Uebermacht umringt. Körner wurde abgeschickt, um Erklärung darüber zu verlangen, erhielt aber, statt aller Antwort. vom feindlichen Anführer einen tiefen Schwerthieb in den Kopf. Schwer verwundet und von Feinden verfolgt rettete er sich im nahen Gehölze durch Geistesgegenwart mit dem Rufe: „Die 4te Escadron soll vorrücken". Die Feinde zogen sich zurück und zwei Bauern nahmen sich des verwundeten Officiers an, der hilflos da lag und zu sterben meinte. In diesem bedauernswerthen Zustande dichtete er das Sonett: „Die Wunde brennt" ꝛc. Am 26. August, früh Morgens, dichtete Körner, während der Rast im Gehölze, das berühmte „Schwertlied": Dieses war der letzte Ton, den der sangesmuthige Held seiner Leier entlockte; denn wenige Stunden darauf, als er kühn den fliehenden Feind verfolgte, fand er, durch die Kugel des Musketiers Franz, den schönen Tod fürs Vaterland. Seine Waffenbrüder begruben ihn bei dem Dorfe Wöbbelin (in der Nähe der Schwerin'schen Sommerresidenz Ludwigslust unter eine hohe, kräftige Eiche mit herabhängenden Aesten. Das ist die „Körners Eiche", unter welche später auch des Dichters Schwester und Vater begraben wurden. Der Ruheplatz ist nun mit einer Mauer eingefaßt nnd durch ein in Eisen gegossenes Denkmal bezeichnet.

Der edle deutsche Dichter- und Heldenjüngling, welcher mit warmem Herzen das Vaterland heißer liebte, als seine Braut, als allen Dichterruhm, alle Freundschaft ꝛc., sollte den großen Tag

nicht erleben, an welchem die Sonne der Freiheit und des Friedens über Deutschland aufginge. Durch seine glühenden Freiheitslieder, im Augenblicke vaterländischer Begeistrung, im Sturm und Drange der Volksbewegung gezeugt, und, von Kampflust und Schlachtenruf durchdrungen, begeisterte er die deutsche Nation und riß sie zum heilgen Kampfe mit sich fort, und bald antworteten dem herzerhebenden Freiheitsrufe die Donner siegreicher Schlachten. Die vaterländischen Kriegslieder in „Leier und Schwert", gehoben von Weber'schen Melodieen, sind das Beßte von Körner's Muse und haben ihm neben seinem frühen ruhmvollen Heldentode die Unsterblichkeit gesichert. Seine übrigen Poesieen sind von weit geringerem Werthe; namentlich sind seine dramatischen Dichtungen nur Nachahmung Schiller'scher Formen und Worte, Fehler, die wir allerdings zum großen Theil auf Rechnung seiner Jugend setzen müssen; doch ist „Zriny", der ungarische Leonidas, wegen seiner großartig historischen Bedeutung fast zum deutschen Helden geworden. Selbst in „Leier und Schwert" hat Körner zuweilen ganz in Schiller's Ton und Weise gedichtet, wie das Lied: „Frisch auf, mein Volk!" ꝛc. beweist, das stark an: „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften" und an: „Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen" ꝛc. in Schiller's Jungfrau von Orleans erinnert. Das schöne Lied: „Zuversicht" geht nach der Melodie des Chorals: „Wer nur den lieben Gott läßt walten". — Die Körner'schen Gedichte sind ins Englische übersetzt und in Frankreich werden sie, wie die Arndt'schen und Schenkendorf'schen Kriegslieder, als schöne geschichtliche Denkmale inniger, hingebender Vaterlandsliebe der Jugend empfohlen.

Schriften: Knospen. Leipzig 1810. — Leier und Schwert. Berlin 1814. — Sämmtliche Werke, herausgegeben von K. Streckfuß. Zweite rechtmäßige Gesammtausgabe in 4 Bänden. Berlin 1842.

52. Die Eichen. (1811.)

Abend wirds, des Tages Stimmen ſchweigen,
Röther ſtrahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier ſitz ich unter euren Zweigen,
Und das Herz iſt mir ſo voll, ſo kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
Schmückt euch doch des Lebens friſches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Geſtalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen ſtarb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze ſchimmert
Seinen Abſchied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängniß unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod beſtehen! —
Und ihr habt beſtanden! — Unter allen
Grünt ihr friſch und kühn mit ſtarkem Muth;
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht.
Und, wenn herbſtlich eure Blätter fallen;
Todt auch ſind ſie euch ein köſtlich Gut:
Denn verweſend, werden eure Kinder
Eurer nächſten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter deutſcher Treue,
Wie ſie beſſre Zeiten angeſchaut;
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten feſtgebaut. —
Ach, was hilfts, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch Alle dieſem Schmerz vertraut!
Deutſches Volk! du herrlichſtes vor allen,
Deine Eichen ſtehn, du biſt gefallen!

53. Unſere Zuverſicht. (1813.)

Wir rufen dich mit freudgen Blicken
Und halten feſt an deinem Wort!
Die Hölle ſoll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmer geht,
Wir wiſſens, daß dein Wort beſteht.

Nicht leichten Kampfes ſiegt der Glaube,
Solch Gut will ſchwer errungen ſein.
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erſt bricht im Tod ein Menſchenherz.

Drum mag auch noch im falſchen Leben
Die Lüge ihre Tempel baun,
Und mögen goldne Schurken beben,
Und ſich vor Kraft und Tugend graun,
Und mit der Feigheit Schwindeldrehn
Vor dem erwachten Volke ſtehn.

Und mögen ſich noch Brüder trennen
Und ſich in blutgem Haß entzwein,
Und deutſche Fürſten es verkennen,
Daß ihre Kronen Schweſtern ſei'n,
Und daß, wenn Deutſchland einig blieb,
Es einer Welt Geſetze ſchrieb.

Wir wollen nicht an dir verzagen
Und treu und feſten Muthes ſein.
Du wirſt den Wüthrich doch erſchlagen,
Und wirſt dein deutſches Land befrein.
Liegt auch der Tag noch Jahre weit:
Wer weiß, als du, die rechte Zeit?

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor deinem Schwerte ſinkt der Drache
Und färbt die deutſchen Ströme roth
Mit Sclavenblut und freiem Blut! —
Du treuer Gott, verwalt es gut!

---

54. Aufruf. (1813.)

Friſch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden blickt der Freiheit Licht.
Du ſollſt den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Friſch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat iſt reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchſte Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gaſſe! Waſch die Erde,
Dein deutſches Land, mit deinem Blute rein!

Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen;
Es iſt ein Kreuzzug, 's iſt ein heilger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen;
Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winſeln deiner Greiſe ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter ſchreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugſchar, laß den Meißel fallen,
Die Leier ſtill, den Webſtuhl ruhig ſtehn!
Verlaſſe deine Höfe, deine Hallen! —
Vor deſſen Antlitz deine Fahnen wallen,

Er will ſein Volk in Waffenrüſtung ſehn.
Denn einen großen Altar ſollſt du bauen
In ſeiner Freiheit ewgem Morgenroth;
Mit deinem Schwert ſollſt du die Steine hauen,
Der Tempel gründe ſich auf Heldentod. —

Was weint ihr Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht geſtählt!
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber,
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wolluſt fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgſamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den ſchönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir daſtehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heilgen deutſchen Sache,
O ruft ſie an als Genieen der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Louiſe, ſchwebe ſegnend um den Gatten;
Geiſt unſers Ferdinand voran dem Zug!
Und all ihr deutſchen, freien Heldenſchatten
Mit uns, mit uns und unſrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch ſchlägt dein Herz, hoch wachſen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch ſtehſt du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heilgem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und ſchmücke
Auch unſre Urne mit dem Eichenkranz!

55. Lützow's wilde Jagd. (Am 24. April 1813.)

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
Hörs näher und näher brauſen.
Es zieht ſich herunter in düſteren Reihn,
Und gellende Hörner ſchallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wann ihr die ſchwarzen Geſellen fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegne Jagd.

Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald,
Und ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichem Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchſe knallt,
Es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und, wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen ſich meinte;
Da naht es ſchnell mit Gewitterſchein
Und wirft ſich mit rüſtigen Armen hinein,
Und ſpringt ans Ufer der Feinde.
Und, wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und, wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht,

Doch die wackeren Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland iſt ja gerettet.
Und, wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt,
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutſche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land iſt ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wirs auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſeis nachgeſagt:
„Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd".

---

56. Bundeslied vor der Schlacht.

(Am Morgen des Gefechts bei Dannenberg. (Am 12. Mai 1813.)

Ahnungsgrauend, todesmuthig,
Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unſrer blutgen Bahn.
In der nächſten Stunden Schooße
Liegt das Schickſal einer Welt,
Und es zittern ſchon die Looſe,
Und der ehrne Würfel fällt.
Brüder! Euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernſt zu dem heiligen Bunde:
Treu, ſo zum Tod, als zum Leben, geſellt!

Hinter uns, im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutſche Eiche brach.

Unſre Sprache ward geſchändet,
Unſre Tempel ſtürzten ein;
Unſre Ehre iſt verpfändet:
Deutſche Brüder löst ſie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daß ſich der Fluch der Himmliſchen wende,
Löst das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutſche Kunſt und deutſche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu ſchlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollens wagen,
Feſt vereint dem Schickſal ſtehn,
Unſer Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod entgegen gehn.
Vaterland, dir wolln wir ſterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unſre Lieben mögens erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachſe, du Freiheit der deutſchen Eichen,
Wachſe empor über unſere Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blütenglücke,
Das der giftge Süden brach.

Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott! —

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug und Herz zum Licht hinauf!
Alles Irdsche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jeder Nerve sei ein Held! —
Treue Herzen sehn sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihrs schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

---

57. Gebet während der Schlacht. (1813.)

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbſtlichen Rauſchen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn ich dich.
Vater du, ſegne mich!

Vater du, ſegne mich!
In deine Hand befehl ich mein Leben,
Du kannſt es nehmen, du haſt es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben ſegne mich!
Vater, ich preiſe dich!

Vater, ich preiſe dich!
's iſt ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligſte ſchützen wir mit dem Schwerte;
Drum, fallend und ſiegend, preiſ' ich dich.
Gott, dir ergeb ich mich!

Gott, dir ergeb ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb ich mich!
Vater, ich rufe dich!

---

58. Abſchied vom Leben.

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühls an meines Herzens matterm Schlage,
Hier ſteh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie du willſt, dir hab ich mich ergeben. —

Viel goldne Bilder ſah ich um mich ſchweben;
Das ſchöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! Was ich ſo treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ichs nun Freiheit, ob ichs Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh ichs vor mir stehen;
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

---

59. Reiterlied. (1813.)

Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug!
Frei vor dir liegt die Welt;
Wie auch des Feindes List und Trug
Uns rings umgattert hält:
Steig, edles Roß, und bäume dich,
Dort winkt der Eichenkranz!
Streich aus, streich aus und trage mich
Zum lustgen Schwertertanz.

Hoch in den Lüften, unbesiegt,
Geht frischer Reitersmuth!
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg und Noth,
Und Weib und Kind und Herd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
Und neben ihm das Schwert.

So gehts zum lustgen Hochzeitfest,
Der Brautkranz ist der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre ist der Hochzeitsgast,
Das Vaterland die Braut;
Wer sie recht brünstiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut.

Gar ſüß mag ſolch ein Schlummer ſein
In ſolcher Liebesnacht;
In Liebchens Armen ſchläfſt du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter ſchwellt,
So weckt ſie dich mit freudgem Stolz
Zur ewigen Freiheitswelt.

Drum, wie ſie fällt und wie ſie ſteigt,
Des Schickſals raſche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt,
Wir ſchauens ruhig an.
Für deutſche Freiheit wolln wir ſtehn!
Seis nun in Grabes Schooß,
Seis oben auf des Sieges Höhn:
Wir preiſen unſer Loos.
Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unſer Schwert,
Und unſer Schild iſt Gott! —
Schon ſtürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengſt, friſch auf!
Und, wenn die Welt voll Teufel wär,
Dein Weg geht mitten drauf!

---

60. Troſt. (Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes. 1813.)

Herz, laß dich nicht zerſpalten
Durch Feindes Liſt und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er iſt der Freiheit Gott.

Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einſt bricht in heilgen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Glimmend durch lange Schmerzen
Hat ſie der Tod verklärt,
Aus Millionen Herzen
Mit edlem Blut genährt;

Wird ſeinen Thron zermalmen,
Schmelzt deine Feſſeln los
Und pflanzt die glühnden Palmen
Auf deutſcher Helden Moos.

Drum laß dich nicht zerſpalten
Durch Feindes Liſt und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er iſt der Freiheit Gott.

---

61. Lied zur feierlichen Einſegnung des preuß. Freicorps in der Kirche zu Rogau in Schleſien.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zuſammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja ſelber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr iſt unſre Zuverſicht,
Wie ſchwer der Kampf auch werde;
Wir ſtreiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heilge Erde.

Drum retten wir das Vaterland:
So thats der Herr durch unſre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zuſammen;
Es ſoll der Freiheit heilge Glut
In allen Herzen flammen,
Drum friſch in Kampfes Ungeſtüm!
Gott iſt mit uns und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerluſt
Für die gerechte Sache;
Er rief es ſelbſt in unſre Bruſt:
Auf, deutſches Volk, erwache!
Und führt uns, wärs auch durch den Tod,
Zu ſeiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

---

62. Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was ſoll dein heitres Blicken,
Schauſt mich ſo freundlich an,
Hab meine Freude dran, Hurrah!

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink ich auch ſo heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte ſehr.“ Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärſt du mir getraut,
Als eine liebe Braut. Hurrah!

„Dir hab ichs ja ergeben,
Mein lichtes Eisenleben:
Ach, wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?“ Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrein,
Hol ich das Liebchen ein. Hurrah!

O, seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräutigam, hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich!“ Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so? Hurrah!

„Wohl klirr ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite
Recht wild und schlachtenfroh;
Drum, Reiter, klirr ich so!“ Hurrah!

Bleib doch im engen Stübchen,
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib still im Kämmerlein,
Bleib, bald hol ich dich ein. Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth,
Und aufgeblühtem Tod“. Hurrah!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ dich ins Vaterhaus. Hurrah!

„Ach, herrlich iſts im Freien!
In rüſtgen Hochzeitreihen,
Wie glänzt im Sonnenſtrahl
So bräutlich hell der Stahl!“ Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter!
Wohlauf, ihr deutſchen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm;
Nehmts Liebchen in den Arm. Hurrah!

Erſt that es an der Linken
Nur ganz verſtohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott ſichtbarlich die Braut. Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eiſen
An eure Lippen feſt.
Fluch, wer die Braut verläßt! Hurrah!

Nun laßt das Liebchen ſingen,
Daß helle Funken ſpringen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eiſenbraut! Hurrah!

Nikolaus Lenau.

O Passiflora, schönes Bild,
Wie gleichest du dem Dichterherzen,
Aus dessen liebeerreichen Schmerzen,
Der fremden Menschen Freude quillt.

Franz Dingelstedt.

Auch deine Saiten sind zerrissen;
Es schweigt dein süßer Liederklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.
Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! Dich, mein Herz!
Rückbannen die entflohnen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Nikolaus Lenau.

Nikolaus Lenau ist nicht der volle Name des Dichters, sondern nur ein Stück, das er aus seinem Familiennamen: Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau herausgebrochen hat, so daß der Anfang und Schluß des eigentlichen Namens den jetzt so bekannten und geachteten Dichternamen Nik. Lenau bilden. Am 13. August 1802 wurde Lenau im ungarischen Dorfe Csatád (Tschatad), unweit Temesvar, geboren. Sein Vater war daselbst Beamter der königl. Kameralherrschaft, mußte sich aber bald wegen Kränklichkeit nach Ofen zurückziehen und starb schon in seinem 29. Jahre. Lenau war ein gar frommes und gottesfürchtiges Kind, betete täglich mit tiefster Inbrunst sein Morgen- und Abendgebet, richtete öfters einen Stuhl zum Altare ein und las Messe davor, wobei ihm seine Schwester Resi ministrirte. Noch als Mann sprach

er mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erste Mal, rein wie ein Engel, von der Beichte ging. Seinen ersten Unterricht genoß Lenau in den deutschen und lateinischen Schulen zu Ofen, und in Tokay, wohin seine Mutter mit ihrem zweiten Gatten, einem Arzte, übergesiedelt war, verbrachte er seine beiden heitersten Jahre (das 15. und 16). Als Knabe war Lenau ein leidenschaftlicher Vogelfänger und machte sich beim Meisenlocken das wunderschöne Pfeifen mit den Lippen eigen. In seinem 17. Jahre bezog er die Hochschule zn Wien, wo er 3 Jahre lang Philosophie studirte und dann zur Rechtswissenschaft übergehen sollte. Gezwungen wählte er, statt des langen deutschen, das kürzere ungarische Recht, das er in Preßburg studirte, wohin auch die Mutter von Tokay gezogen war. Vom Ungarrecht ging er zur Landwirthschaft und von dieser doch bald zum deutschen Recht über. 1823 kam er nach Wien zurück, und seine Mutter, deren treuen Augapfel er war, folgte ihrem lieben Niki anch dahin. Nach weitern 3 Jahren griff er zur Medicin. 1829 starb seine Mutter, und das war der herbste Verlust für ihn, denn sie liebte keines ihrer Kinder so sehr, wie ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn Niki, der ebenfalls mit unaussprechlicher Liebe an ihr hing, und, in das traute Thal seiner Heimat zurückgekehrt, in seinem Gedicht: „Einst und Jetzt“ die schönen Worte singt:

„Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier:
Doch er führt die Mutter Abends
Nimmermehr entgegen mir.“

Um eine dritte medicinische Prüfung zu machen, studirte Niembsch mit größter Anstrengung. Ueberarbeitet zwang er sich eine Stelle 5mal zu lesen und konnte sie doch nicht behalten. An Geist und

Leib erschöpft mußte er die stärkende Bergluft am Traunsee genießen, von wo er, völlig geheilt, im Herbste (1830) wieder nach Wien kam. Durch den Tod seiner Großmutter fiel ihm einiges Erbe zu und er beschloß nun das ihm bitter verhaßte Studiren ganz aufzugeben. Bald aber gab er den Bitten seiner Freunde nach, um in Würzburg oder Heidelberg Dr. med. zu werden. Auf seiner Reise nach Heidelberg wurde er bekannt und befreundet mit den schwäbischen Dichtern: G. Schwab, L. Uhland, J. Kerner, G. Pfizer, Alex. v. Würtemberg ꝛc., mit denen er selige Tage verlebte. Später ward ihm Schwaben sein zweites Heimatsland. In Heidelberg verfiel er bald wieder in Schwermuth, weßhalb er, um sich zu erheiten, öfters poetische Wallfahrten nach Weinsberg, Stuttgart und Tübingen unternehmen mußte. Während des Drucks seiner Gedichte beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke an die nordamerikanischen Urwälder. Er wollte den Niagara rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehöre, meinte er, nothwendig zu seiner Ausbildung, denn seine Poesie lebe und webe in der Natur und in Amerika müsse diese schöner und gewaltiger sein, als in Europa. Seine Begeistrung für den Urwald spricht sich im „Maskenball" aus:

„Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eure Schiffe!
Frisch hinaus ins Meerestosen,
Durch die flutbeschäumten Riffe!
Ha, schon seh ich Möven ziehn,
Wetterwolken seh ich jagen,
Und die Stürme hör ich schlagen,
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heilgen Waldverliesen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,

Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien,
Und im Niagararauschen".

Aus der neuen Welt wollte er dann auch mit einer neuen Welt im Busen zurückkehren und Niegesungenes singen. Ende Juli (1832) verließ Lenau Europa und nach 10wöchentlicher Seereise begrüßte er Amerika, das „Land der Freiheit", als sein Vaterland. Auf sein Gemüth hatte die Seereise die nachhaltigste und beste Wirkung und der lange Anblick des erhabenen Meeres stimmte ihn zu feierlichem Ernst. Unbeschreiblich war ihm zu Muth, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, die matte Sonne sich zum Untergange neigte, der müde Himmel sich aufs weiche Meer legte, kein Vogel durch die Lüfte strich, kein Fisch aus der Tiefe stieg und jedes Leben, jede Bewegung sich vom Schiffe zurückgezogen hatte in tiefe grenzenlose Einsamkeit. —

In Nordamerika gefiel es dem Dichter nicht. Der Wein fehlte und die Nachtigall und es schien ihm ein poetischer Fluch, daß die Amerikaner keine Nachtigall hätten. Bitter beklagte er sich auch über das allzu materielle Streben und meinte eine Niagarastimme gehöre dazu den Amerikanern zu predigen, daß es noch höhre

Götter gebe, als die im Münzhause geprägten. — In Crawford County kaufte er sich 400 Morgen Urwald und gab sie einem würtemb. Zimmermann auf 8 Jahre in Pacht. In feuchter nebliger Herbstzeit durchritt er die Urwälder, holte den „Uhland aus seiner Satteltasche und ferne der Heimat, tief im fremden Wald, las er sich laut den herrlichen Held Harald". Sollte auch Freiligrath die schönen Strophen seines „ausgewanderten Dichters" nicht speciell auf Lenau bezogen haben, so können wir doch nicht umhin auf dieselben zu verweisen (Band 1, Nr. 87). Im folgenden Frühjahr besuchte Lenau den Niagara, das Hauptziel seiner Reise, und kehrte dann über New-York nach Europa zurück, wo er bei Bremen voll Entzücken die heimatliche Erde begrüßte. Er suchte in Amerika nicht bloß ein freies Vaterland, sondern auch eine Heimat für sein Herz und da er beides nicht fand, dichtete er das Gedicht: „Der Urwald", welches beginnt:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest". ꝛc.

Außer dem „Urwald" sind noch: „Das Blockhaus", „Niagara", „Meeresstille", „Die drei Indianer", „Sturmesmythe" ꝛc. die poetische Frucht dieser Reise.

Als Lenau den vaterländischen Boden wieder betrat, fand er in allen Blättern lobende Kritiken über seine Gedichte. — Die meiste Zeit brachte er nun in Wien zu, doch war er auch oft und lange in Stuttgart und bei seinen anderwärts wohnenden würtembergischen Freunden. Im Sommer 1844 lernte er in Baden-Baden ein sehr achtbares Fräulein aus Frankfurt a. M. kennen und verlobte sich mit ihr. Bald aber verfiel er in Stuttgart in die traurige Nacht des heiligen Wahnsinns, aus der ihn nur der Tod erlöste. Er saß gerade mit seinem Freunde, dem Hofrath Reinbeck, beim Frühstück, als er plötzlich schreiend aufsprang und einen Riß durchs Gesicht fühlte. Die rechte Wange war starr und bis ans Ohr gelähmt, der linke Mundwinkel in die Höhe gezerrt, das Auge frei und

beweglich, hatte doch ein stieres, gläsernes Ansehen. Dem unglücklichen Dichter fiel das Gewicht seiner traurigen Lage schwer aufs Herz. Alle Hoffnungen auf häusliches Glück schienen ihm in den Abgrund eines schreckenvollen Verhängnisses versunken, da ihn der Unfall gerade in dem Augenblick getroffen, als er mit den letzten Anstalten zu seiner Verheirathung beschäftigt war. Auf fürchterliche Angst und Verzweiflung folgten Raserei, Tobsucht, Selbstmordsgedanken und Erschöpfung und der unheilbare Wahnsinn brach aus in den Worten: „In die Freiheit will ich"! Man brachte ihn nun in die königl. Heilanstalt Winnenthal, 3 St. von Stuttgart. „Nur nicht sterben — rief er wiederholt — ich lebe jetzt so gerne". Im Mai 1847 holte ihn sein Schwager in Winnenthal ab uud brachte ihn nach Oberdöbling bei Wien in die Irrenanstalt des Dr. Görgen. Das Verhalten des Kranken war meistens ein ruhiges; sehr heitre Stimmung wechselte mit tiefster Versunkenheit ab. Als er hörte: Erzherzog Karl ist gestorben, da leuchtete der alte Niembsch noch einmal auf und sprach: „Erzherzog Karl stirbt nicht". In gesuuden Tagen liebte Lenau Musik, Schlaf und Cigarren fast leidenschaftlich und auch während seines Irrsinns übte die Musik einen sichtlich wohlthuenden Eindruck auf ihn. Mit tiefem Gefühl und großer Fertigkeit spielte er Violin und Guitarre und hat, wie seine „drei Zigeuner", so manche Stunde seines Lebens, die ihm nachtete, vergeigt, verraucht, verschlafen und dreimal verachtet. 1850, am 22. August, früh 6 Uhr, beim reinsten Himmel, der auch nicht ein Wölkchen zeigte, das den Aufflug der edeln, freien Dichterseele auch nur im Mindesten hätte beirren mögen, verschied Lenau in den Armen seines Schwagers, des k. k. Hofbuchhalters Schurz. Sein Wunsch, den er an seine geliebte Mutter in dem nachfolgenden tiefergreifenden Sonett: „Der Seelenkranke" ausgesprochen hat, ging im Augenblick des Scheidens in Erfüllung:

„Ich trag im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
Könnt ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen.

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden".

Im Jahr 1844, kurz vor Ausbruch seiner traurigen Krankheit, besuchte der Dichter seine Schwester, die Frau Schurz zu Weidling bei Kloster Neuburg nächst Wien. Dort besitzt die Schwester auf einem Weinrebenhügel ein kleines Häuschen gerade gegenüber dem höchst lieblich im einsamen grünen Thälchen gelegnen, wahrhaft friedlichen Friedhof. Da sprach er zur Schwester: „Da werden wir vielleicht einmal alle Beide recht lieb neben einander liegen". Aus Pietät für die Worte des Dichters ließen die Seinen des Geliebten Leiche, nachdem sie in Oberdöbling eingesegnet war, nach Weidling in dieß seligste aller Schlummerplätzchen überbringen, dessen Blumen die treue Schwester von ihren Fenstern aus blühen sehen kann. Der Sarg war mit dem Evangelium und mit Blumenkränzen geschmückt und auf dem Friedhofe empfing ihn der Gesang der Liedertafel, die das nachstehende Sonett Lenau's: „Der Salzburger Kirchhof", als Quartett vortrug:

„O schöner Ort, den Todten auserkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder;
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winkens, ihre stillen Boten".

Lenau war der Letzte seines Geschlechtes, darum rief ihm auch sein Schwager Schurz am 24. August unter reichlichen Thränen der Umstehenden in die Truhe nach:

„Mögen sie auch, da du der Letzte eines edeln Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: Heute — Niembsch von Strehlenau und nimmermehr! — Ich rufe dagegen: Heute — Nikolaus Lenau und immerdar!"

Obwohl Lenau sich auch in der epischen und dramatischen Dichtung versucht hat, so ist und bleibt doch die Lyrik das eigentliche Gebiet seines Ruhmes. Zartheit, Wohllaut und tiefes Gefühl, wie innigsüße Wehmuth zeichnen so viele seiner lyrischen Dichtungen aus, z. B. „Waldlied", „Der Postillion", „Schilflieder", „Primula veris" ꝛc. Diese sanfte elegische Stimmung und das „weiche Herz" hat er mit Hölty, die Schmerzenslust und Todessehnsucht aber, welche so viele seiner Lieder durchziehn, mit Just. Kerner gemein. Selten ist er heiter und frühlingsfroh und singt, wenn es ihm in der Seele maiet, seine Freude über die herrliche Frühlingswelt in den schönen Liedern: „Liebesfeier" und „Der Lenz". Das elegisch wehmüthige Gefühl des Herbstes beschleicht ihn oft — vergl.: „Herbstgefühl" — und umdüstert von den Schatten eines dunkeln Wehs greift er in die vom Schmerz zerrissenen Saiten seines Herzens, klagt sein tiefes Seelenleiden und spielt die Trauerklänge der Vergänglichkeit mit großer Virtuosität fast durch alle Tonarten. Die Natur, welche den eigentlichen Kern von Lenau's Poesie bildet, ist ihm so dunkel, wie das Leben selber, weßhalb er auch in der „Meeresstille" charakteristisch genug von ihr singt:

„Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ewgen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?“

Vortrefflich weiß er die Stimmen der wunderbaren Natur, den eigenthümlichen Haidezauber seines Geburtslandes und das ungarische Volksleben in den „Haidebildern“, besonders in der „Haideschenke“ zu schildern. „Der Steyrertanz“ ist ein heitres Bild nationalen Volkslebens, in das die höchsten Ideen der Menschheit meisterhaft verwoben sind. Außer Platen hat Niemand das Schicksal des unglücklichen Polens in so herzerschütternden Weisen besungen wie Lenau im „Polenflüchtling“ ꝛc. gethan hat. Seine Reise über den atlantischen Ocean und in die nordamerikanischen Urwälder gab Lenau Stoff genug einen ganz neuen Ton in der deutschen Lyrik anzuschlagen, einen Ton, den nach ihm nur Freiligrath auf seine Weise und mit so großem Erfolge fortklingen ließ. In seinen erzählenden Dichtungen: „Die Marionetten“ (Nachtstück), „Der Raubschütz“, „Zwei Polen“, „Der traurige Mönch“ duldet Lenau selten einen glücklichen Ausgang, indem er mit einer klagenden oder grellen Dissonanz abbricht. Er erinnert darin an Heine, der durch einen leichtsinnigen Schluß den Eindruck vieler seiner herrlichen Gedichte verdirbt. Der Romanzenkranz: „Klara Hebert“ macht eine ruhmvolle Ausnahme und endet mit dem Glücke, das die treue Liebe krönt, wie dieß im „Ring“ dargestellt ist. Da die aus dem vortrefflichen Romanzenkranz aufgenommenen Gedichte: „Der selige Abend“ und: „Der Ring“ für sich unverständlich sind, so wollen wir in Kürze den Inhalt des Ganzen geben. Der Prinz Johann Kasimir von Polen ward von Richelieu aus Rache in einem verfallenen Tempel bei Cisteron in der Provence gefangen gehalten, weil er ein Spion und Landesverräther sein sollte. Als Johann mit seinem Gefolge in Martigues landete, lernte er Klara Hebert, eine Wirthstochter, kennen, die durch Schönheit und Herzensgüte weitberühmt war. Die Jungfrau ward seine Geliebte und als er in die Gefangenschaft

gerieth, folgte sie ihm verkleidet, gehüllt in die Pflicht des Pagen, und brachte ihm täglich frische Blumen und süße Früchte zum Morgengruß. Chantereine, der Hauptmann der Schloßwache und Richelieus geheimes Werkzeug wollte mit einem Schergen in schrecklicher Gewitternacht Schwefelbrände in den Kerker schleudern, um durch den Qualm den Prinzen und seinen Freund zu tödten, ward aber selbst vom Feuerrohr des treuen Pagen tödtlich getroffen und stürzte in den Abgrund. Der Page erhielt von dem Schergen, der ebenfalls umkam, einen Dolchstich und während der alte Marko um den Verwundeten ärztlich bemüht war erkannte man im Letzteren das liebe Klärchen. Der Polenkönig Wladyslaw sandte Boten an den König von Frankreich und begehrte mit drohenden Worten die Freilassung seines Bruders. Johann kehrte in seine Heimat zurück und empfahl seine Freundin und Retterin dem Schutze des Grafen Angouleme. Klara waltete nun wieder nach alter Weise im Gasthofe in seliger Erinnerung an den schönen Traum der Liebe, bis endlich nach vielen Jahren für immer die glückliche Wiedervereinigung der Liebenden statt fand.

Was nun die Lenau'sche Dichtungsweise im Allgemeinen betrifft, so leidet sie, trotz der weichen, wohllautenden Verse, der herrlichen Naturmalerei und Natursymbolik, wie der echten, tiefgefühlten Seelenlieder, doch gar häufig an Reflexion, an falsch gewählten Ausdrucksformen, an dem ungeheuern Weh geistiger Zerrissenheit, wie dem nierastenden, unseligen Zweifel und dem Suchen nach Freiheit auf dem Gebiete des Glaubens, worin er nur selten echtchristliche Befriedigung findet.

All sein Sinnen und Forschen und den ewigen Drang nach Wissen suchte Lenau in seinem: „Faust, ein episch-dramatisches Gedicht", poetisch zu gestalten; doch nahm er nicht die uralte deutsche Volkssage von Dr. Faustus zur Grundlage, sondern bemühte sich die Sage ins Moderne zu übersetzen. Das Ganze ist aber als einheitliches, dramatisches Kunstwerk verfehlt, obwohl es mehrere vortreffliche, namentlich lyrische Einzelheiten hat. Bedeutender als „Faust" ist „Savonarola", ein episches Gedicht, durch

welches sich noch der glühende Hauch eines unvergessenen Jugendgebetes des Dichters hindurchzieht, was auch in den freien Dichtungen: „Die Albigenser“ (Waldenser) statt findet, die nur eine mehr oder minder glückliche Variation des Savonarola sind. Girolamo Savonarola strebte eifrig eine Reformation in der Kirche herbeizuführen und die christliche Republik Florenz zu gründen, wurde aber 1498 vom Pabst, dem Pöbel und der Aristokratie dem Flammentod übergeben. Sein Wirken und Kämpfen, sein Leiden und Tod bilden den historischen Kern von Lenau's Gedicht, in welchem sich vor vielen lyrischen Ergüssen die „Weihnachtspredigt“ auszeichnet, die der Dichter dem „Savonarola“ in den Mund legt und die wir abgekürzt als: „Weihnacht“ aufgenommen haben. Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Zeit kommen möge, in der des Dichters Worte ans Savonarola in Erfüllung gehen:

„Die Herzen werden sich versöhnen
Einst unter Einem Freudenzelt,
Und die Natur wird sich verschönen,
In Liebe athmen wird die Welt.

Die Herzen werden sich verbünden,
Sich bringen jeden Gottes Gruß,
Von Brust in Brust hinüberwinden
Wird, Gott entströmt, ein Freudenfluß.

Und finden werden sie gemeinsam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was Keiner kann erringen einsam,
Wer nur sich selber Kränze flicht.

Zugvögel sammeln sich in Scharen,
Wenn sie empfinden in der Luft
Ein süß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Süden ruft.

Vereinigt trotzen sie den Winden,
Daß keiner sie der Bahn entführt;
Vereinigt schärft sich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Süden spürt.

So werden ſich die Seelen einen
Im gleichen Geiſt und Glaubenszug,
Daß ſie nach ewgen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird ſich finden einſt hienieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud und Frieden
In Chriſto Allen wird gemein."

Schriften: Gedichte. 2 Bde. Oktavausgabe. 9te Auflage; Taſchenausgabe 11te Aufl. Stuttgart 1850. — Fauſt. Ein Gedicht. 3te Aufl. Stuttg. 1847. — Savonarola. Ein Gedicht. 3te Auflage. Daſ. 1849. — Die Albigenſer. Freie Dichtungen. 2te Aufl. Daſ. 1846. — Manuſcript: Don Juan. (Der Dichter hielt dieſes ſelbſt für ſein beſtes Werk.) — Eine Auswahl Lenau'ſcher Gedichte wurde von John Brydges ins Engliſche überſetzt unter dem Titel: Poems of N. Lenau. London 1848. — Ueber Lenau: Uffo Horn: N. Lenau, ſeine Anſichten und Tendenzen, mit beſondrer Hindeutung auf Savonarola. Hamburg 1838. — Im Album oeſtreichiſcher Dichter (Wien 1850) findet ſich eine ausführliche Biographie Lenau's von ſeinem Schwager A. Schurz. — N. Lenau. Eine ausführliche Charakteriſtik des Dichters nach ſeinen Werken. Von Theod. Opitz. Leipzig 1850.

63. Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche ſelig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern ſchmettert
Im Walde, voller Blüt und Duft.

Da ſind, ſo weit die Blicke gleiten,
Altäre feſtlich aufgebaut,
Und all die tauſend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Roſen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele ſchwillt und mündet
Hinüber in den Opferſtrom.

---

64. Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der ſchöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudenſprunge
Und lächelt ſeinen Gruß;

Und ſchickt ſich gleich mit frohem Necken
Zu all den Streichen an,
Die er auch ſonſt dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Er gibt ſie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte ſchilt,
Die er in ſeiner Eiſesfalle
So ſtreng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geſchwätz,
Und ſpötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Geſetz.

Den Jüngling freut es, wie die raſchen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie ſie ſcherzend ſich enthaſchen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt ſeine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie ſchlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Buſen greift der Loſe
Und zieht ihr ſchmeichelnd keck
Das ſanfte Veilchen und die Roſe
Hervor aus dem Verſteck.

Und ſein geſchmeidiges Geſinde
Schickt er zu Berg und Thal:

„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

---

65. Primula veris.

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert,
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde dich nenn ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Oeffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödtlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

---

66. Herbſtgefühl.

Der Buchenwald iſt herbſtlich ſchon geröthet,
So wie ein Kranker, der ſich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch ſich ſeine Wangen färben,
Doch Roſen ſinds, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieſelt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und ſeine Wellen gleiten,
Wie durch das Sterbgemach die Freunde ſchreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu ſtören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genoſſen;
Es iſt Natur, der auch die Freuden ſchwanden,
Mit ſeiner ganzen Schwermuth einverſtanden,
Er iſt in ihre Klage eingeſchloſſen.

---

67. Waldlied. (VIII.)

Abend iſts, die Wipfel wallen
Zitternd ſchon im Purpurſcheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör ich noch die Liebe ſchallen.

Koſend ſchlüpfen durch die Aeſte
Muntre Vöglein, andre ſingen,
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe iſt das Beſte.

Wo die friſchen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beſchließen.

Wie ins dunkle Dickicht ſchweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süßbefriedigt, ohne Klage,
Möcht ich ſcheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mirs nachtet,
An den Quell der Liebe ſinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeſchmachtet.

Wie vor Nacht zur Flut ſich neigen,
Dort des Waldes durſtge Sänger;
Gern dann ſchlaf ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

---

68. Schilflieder.

Drüben geht die Sonne ſcheiden,
Und der müde Tag entſchlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, ſo ſtill, ſo tief.

Und ich muß mein Liebſtes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig ſäuſeln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

Ja mein ſtilles, tiefes Leiden
Strahlſt du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binſen hier und Weiden
Strahlt des Abendſternes Bild.

Trübe wirds, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo iſt dein Sternenlicht?“

Suchen den erloſchnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein.

Wenn sich dann der Blitz verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein, ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich

Wie gewitterklar
Mein ich dich zu sehn,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirſche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt ſich das Geflügel
Träumeriſch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick ſich ſenken;
Durch die tiefſte Seele geht
Mir ein ſüßes Deingedenken,
Wie ein ſtilles Nachtgebet.

---

69. Der Poſtillion.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölkchen flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wieſ' und Hain,
Jeder Pfad verlaſſen;
Niemand, als der Mondenſchein,
Wachte auf der Straßen.

Leiſe nur das Lüftchen ſprach,
Und es zog gelinder
Durch das ſtille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein ſchlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die ſtillen Räume.

Rauher war mein Poſtillion,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Friſch ſein Horn erſchallen.

Und von flinken Roſſen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im ſchnellen Flug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raſchen Wanderblick
Hielt zu ernſtem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Maner,
Und das Kreuzbild Gottes ſtand
Hoch, in ſtummer Trauer.

Schwager ritt auf ſeiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Roſſe hielt er an
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mags euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Geſell!
Herr 's iſt ewig Schade!
Keiner blies das Horn ſo hell,
Wie mein Kamerade.

Hier ich innen halten muß,
Dem dort unterm Raſen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blaſen!“

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillion
Stimmt in seine Lieder. —

Weiter gings durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

---

70. Der selige Abend. (Aus: „Klara Hebert").

Schnell versammelt um die Felsen
Haben Wolken sich und Winde,
Um den neuen Gast zu grüßen,
Seines Kummers Spielgesinde.

Ausgelöschen ist das Mondlicht
Und der Sterne helles Flimmern,
Durch die enge Fensterspalte
Hört der Gast die Lüfte wimmern.

Traurig sinnend blickt Johannes
In die dunkle Ferne nieder,
Und es flattern seine Locken
Windgeschaukelt hin und wieder;

Flattern um die blasse Stirne,
Wie das Laub der Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel
Ueber den begrabnen Freuden.

Er gedenket eines Abends,
Eines ſeligen vor allen,
Als in Martigues er gelandet
Mit den Freunden und Vaſallen.

Ruhig lag die ſturmerprobte
Genueſiſche Galeere,
Luſtig flogen ihre Wimpel,
Und der Tag verſank im Meere.

Scheidend warf er ſeine Strahlen
In der Wellen bunt Gedränge,
Wie ein König, goldverſtreuend,
Scheidet von der frohen Menge.

Nach dem Sturme lag die See nun
Schön in ihrer ſtillen Größe!
Nur noch manchmal an das Ufer
Tönten bange Wellenſtöße:

Alſo zuckt nach ſtarkem Weinen
Noch das Herz mit bangem Schlage,
Iſt auch ſchon das Auge heiter,
Und verſtummt des Mundes Klage.

Lieblich war der Lüfte Säuſeln
Nach dem rauhen Sturmestoſen:
Auf der Meeresruhe ſchwebten
Die Geſänge der Matroſen. —

Dicht am Strande, ſchmuck und wirthlich
Winkt der Gaſthof mit dem Schilde
Dreier Lilien, einzukehren
Zu dem ſchönen Engelbilde:

Klara Hebert, weit geprieſen
Rings im Lande ob der Blüte
Ihrer Schönheit, weit im Lande
Ob des Herzenswundergüte.

Laut mit ungeſtümer Freude
Tritt der Seemann in das Zimmer,
Dringend heiſcht er nach dem Becher;
Doch ſein Muth wird ſtiller immer.

Ihm kredenzt der Wirthin Tochter
Freundlich mit den zarten Händen,
Und er läßt den Becher ſtehen,
Kann ſein Auge nimmer wenden.

Nun ſie ſeinem Blick entſchwunden,
Trinkt er aus mit raſchem Zuge;
Daß ſie noch einmal ihn fülle,
Klopft er ſachte mit dem Kruge.

Seine Seele war ergriffen
Schmerzlich von der Liebe Ahnen,
Die für immer er verloren
Auf den ſturmbewegten Bahnen.

Und er eilt hinaus zum Strande,
Fort treibt ihn ſein wild Verlangen,
Daß die Stürme ihm entſchlagen
Dieſes ungewohnte Bangen. —

Mit dem glänzenden Gefolge
War der Prinz nun angekommen;
Ihn empfing die Wirthin rauſchend,
Ihre Tochter ſtill beklommen.

Schüchtern vor dem fremden Fürſten
Steht ſie, harrend der Befehle
Kaum zu ihm hinan zu blicken
Wagt ihr Auge voller Seele.

Tiefen Ernſt und ſüße Schwermuth
Sprechen ſeine ſchönen Züge,
Und des Auges Blitz verkündet
Hell des Mundes hohe Flüge.

Froh erſchrecken ihre Blicke
Und ſie können nicht verweilen,
Müſſen mit dem ſchönen Bilde
Schnell zurück zum Herzen eilen.

Ueberwältigt von der Liebe
Selig dringendem Erwarten,
Treten beide unwillkürlich,
Stumm und bebend, in den Garten.

Alſo wandeln ſie noch lange
Mit verſchwiegenem Gefühle;
Gaſtlich bieten hier die Bäume
Süße Frucht und Schattenkühle.

Nachtigallen, immer lauter,
Singen auf den grünen Zweigen,
Gleich als wollten ſie verrathen,
Was die Beiden ſich verſchweigen.

Freudig grüßen ſchon die Sterne
Sie auf ihrem ſchönſten Gange;
Endlich wird die Liebe Sprache,
Und ſie flüſtern viel und lange.

Klärchen hört die Zauberworte,
Daß ſie ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und immer bleiben werde.

In der Jungfrau Buſen plötzlich
Iſt der Himmel aufgegangen.
Seines Lenzes Purpurblüten
Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

71. Der Ring. (Aus: „Klara Hebert“).

Jubelnd iſt der Tag erſchienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Thal berauſchend
Nieder ſeine Strahlenwonne.

In den Lüften aufzutauchen
Darf kein Wölkchen ſich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel ſchauen.

Nur die Lerchen, Freude ſingend,
Steigen auf im Morgenglanze,
Trunken von den Strahlengüſſen
Jauchzt die Welle der Dürance. —

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Klara Hebert und Johannes
Mit verſchwiegenem Gefühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Süß verrätheriſche Lieder
Sangen auf den grünen Zweigen: —
Wandeln ſie auch heute wieder.

Und in ſeliger Verſchlingung
Kehren ſie zum trauten Orte,
Wo vor Jahren ihre Liebe
Fand die erſten, leiſen Worte.

Klara blüht in neuer Schöne,
Roſen, Fremdlinge ſeit lange,
Kehrten ſchüchtern heute wieder
Auf die freudenhelle Wange.

Nach dem hohen Felſenhauſe,
Das nun wieder wüſt und einſam,
Wandeln Klara, ihre Mutter
Und Johannes froh gemeinſam.

Selbſt die rauhen öden Klippen
Hält die Freude jetzt umſchlungen;
Nur wie leichte Nebel ſteigen
Durchs Geſtein Erinnerungen

Als ſie treten in das düſtre
Und verhängnißvolle Zimmer,
Treffen die erſtaunten Frauen
Crucifix und Kerzenſchimmer.

Und dem Prieſter, der ſie grüßet,
Harrt am Munde ſchon der Segen;
Auch der alte, treue Marko
Eilt der Jungfrau froh entgegen. —

Klara trug das goldne Ringlein
Auf der ſtillen Herzenswunde,
Das ihr ſcheidend einſt gegeben
Johann in der bangen Stunde.

Den Smaragd am Ringe damals
Sah das Volk gar hell erglänzen,
Mit prophetiſchem Gemahnen
An das Grün von Myrtenkränzen.

---

72. Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieſeneich in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit ſeiner Blitze Flammenruthen
Peitſcht er ſchneller die beſchäumten Fluten,
Daß ſie ſtürzen mit empörtem Grimme.

Indianer ſtehn am lauten Strande,
Lauſchen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes hangem Sterbgeſtöhne;
Greis der Eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend ſeine Jahre,
Die zwei Andern ſeine ſtarken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und ſein Blick ſich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel ſchwärzen,
Und ſein Aug verſendet wildre Blitze,
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er ſpricht aus tief empörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf ſie fuhren,
Die, einſt Bettler, unſern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienſtbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felſenriffe,
Der ſie nicht hat in den Grund geſchmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, giftge Pfeile,
Treffen unſre Küſte mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelaſſen,
Als im Herzen tödtlich bittres Haſſen:
Kommt ihr Kinder, kommt, wir wollen ſterben!“

Alſo ſprach der Alte, und ſie ſchneiden
Ihren Nachen von des Ufers Weiden,
Drauf ſie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen ſie weithin die Ruder,
Armverſchlungen, Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu ſingen!

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven, sturmesmunter;
Und die Männer kommen, fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

---

73. Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn auf ihn herunter sprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eignen Schatten;
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weils trägt ein tiefres Kränken.
Er schreitet fort, vom Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund: „Kosziusko!“ ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein ſüßes Lied des Mitleids ſingt
Entgegen ihm die Quelle,
Und ſäuſelnd weht das Gras ihn an:
„O ſchlummre hier, du armer Mann!“

Er ſinkt, er ſchläft — der fremde Baum
Einflüſtert ihn gelinde
In einen ſchönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauſchen ihn wie Schlachtengang,
Umrauſchen ihn wie Siegsgeſang.

Schon kommt im Oſten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenſchar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die, heißgejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie laſſen, friſch und froh gelaunt,
Die Roſſ' im Quelle trinken,
Und plötzlich ſchauen ſie erſtaunt
Ein Schwert im Graſe blinken,
Und zitternd ſpielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angeſicht.

Sie lagern um den Fremden ſtumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie ſehn der Narben Heiligthum
Auf blaſſer Stirn und Wange;
Dem Wüſtenſohn zu Herzen geht
Des Unglücks ſtille Majeſtät.

Dem ſchlafverſunknen Helden naht,
Mit Schritten, gaſtlich leiſe,
Ein alter, finſterer Nomad,
Und Labetrunk und Speiſe,
Das Beſte, was er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Nimmt wieder ſeine Stelle dann. —
Noch ſtarrt die ſtumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht ſchon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, ders Vaterland verlor.

Da grüßen ſie den Fremden mild,
Und ſingen ihm zur Ehre
Geſänge tief und ſchlachtenwild
Hinaus zur Wüſtenleere.
Blutrache nach der Väter Brauch,
Iſt ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und ſchwingt ſein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er ſteht auf Oſtrolenkas Feld; —
Wie lauſchet der Entzückte,
Vom ſtürmiſchen Geſang umweht!
Wie heiß ſein Blick nach Feinden ſpäht!

Doch nun der Pole ſchärfer lauſcht,
Sinds fremde, fremde Töne,
Was ihn im Waffenglanz umrauſcht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüſte ſcheint:
Da wirft er ſich zur Erd — und weint.

---

74. Der Steyrertanz. (Bruchſtück.)

(Zwei müde Wanderer, Robert und Heinrich, treten am Abend in ein Jägerhaus und begehren Herberge für die Nacht. Mit freundlichem Willkomm werden ſie aufgenommen, müſſen ſich aber mit einem kleinen Plätzchen begnügen, weil gerade Hochzeit im Hauſe iſt. Sie ſehen dem Tanze zu und unterhalten ſich folgender Maßen):

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überſchauen.
Sieh dort den Jägerburſchen,
Den ſchlanken, ſchönen, flinken;
Auf ſeinem grünen Hute
Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus ſeinem feſten Auge
Blitzt ihm ein Siegesſtrahl;
Die Gemſe, die ſein Blick faßt
In ihrer Felſenheimat,
Wird nicht mehr lange weiden
Die friſchen Alpenkräuter;
Die Dirne, die ſein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das iſt der beſte Schütze
Im ſteyriſchen Gebirge.

Ich wollte, Freund, es ſchlügen
Entſchlüſſe mir und Thaten
So ſcharf getreu zuſammen,
Wie dieſem wackern Jäger
Sein Blick und ſeine Kugel.

Heinrich.

Er iſt der beſte Schütze,
Und iſt der feinſte Tänzer
Von dieſen Burſchen allen.
Wie er die ſchöne Dirne
So leicht und ſanft und ſicher
Im frohen Kreiſe tummelt!
Uns läßt das luſtge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmoniſcher Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger und ſie dreht ſich
Um ſeine Fauſt im Kreiſe,
Die Anmuth um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen
Leichtwechſelnd aus der Rechten
In ſeine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in ſeinem Rücken,
Läßt ſich von ihr umtanzen,
Als wollt' er ſie umzirken
Ringsum und um mit Liebe
Und ihr im Tanze ſagen:
„Du ſchließeſt mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!“

Robert.

Nun faſſen ſich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen ſich geſchmeidig,
Sich durch die Arme ſchlüpfend,
Und blicken ſich dabei
Glückſelig in die Augen,
Als wollten ſie ſich ſagen:
„So wollen wir verbunden,
Uns ineinander ſchmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durchs wechſelvolle Leben!“

Heinrich.

Hörſt du den Jäger jauchzen?
Zu enge ſind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrauſen
Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehſt du die Erd ihn ſtampfen?
Im Freudenübermuthe
Gibt er der Erde ſchallend
Den Fußtritt der Verachtung.
„Du kriegſt nur unſre Aſche!“
Ruft ihr ſein helles Jauchzen,
Und flammend blickt ſein Auge
Der Liebſten in das Auge,
Unſterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!“ —
Die Blicke dieſer Beiden
Sind mir gewiſſe Bürgſchaft
Für mein unſterblich Leben.
Was ſich geliebt auf Erden,
Muß dort ſich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub ich nimmmehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenoſſe,
Mit dir durchſtreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmliſchen Gebirge
Und dort ſie Alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie dieſe Muſikanten
Auf Geig und Zitter ſpielen
Den luſtgen Steyrertanz,
Den erſten Theil des Walzers
Im zweiten wiederholend,
Nur wechſelnd in der Tonart:
Meinſt du, der alte Geiger,
Dem die Geſtirne tanzen
Zur ſtarken Weltenfiedel,
Wird unſer Erdenleben,
Wenns einmal abgeſpielt iſt
Noch einmal runter ſpielen,
Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im ſchönen Liede Gottes;
Doch wie das ſchöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen ſich am Grabe;
Und was im Erdenleben
Mit ihm zuſammenklang,

Wird einſt mit ihm erklingen
Zu freudigen Akkorden
Im Strom des ewgen Liedes.

---

75. Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch ſandige Haide.

Hielt der Eine für ſich allein
In den Händen die Fiedel
Spielte, umglüht vom Abendſchein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif im Mund,
Blickte nach ſeinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich ſchlief,
Und ſein Cymbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber ſein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber ſie boten trotzig frei
Spott den Erdengeſchicken.

Dreifach haben ſie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie mans verraucht, verſchläft, vergeigt,
Und es drei Mal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch ſchaun
Mußt ich im Weiterfahren,
Nach den Geſichtern dunkelbraun,
Den ſchwarzlockigen Haaren.

---

76. Die Werbung.

Rings im Kreiſe lauſcht die Menge
Bärtiger Magyaren froh,
Aus dem Kreiſe rauſchen Klänge:
Was ergreifen die mich ſo? —
Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder ſingen,
Wilder ſchlag das Cymbal du!“
Ruft der Werber und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hörts und voller
Wölkt ſein Mund der Pfeiſe Dampf,
Lauter immer, immer toller,
Braust der Inſtrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweiſe,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Friſche Knaben, welke Greiſe
Hinzog in die Türkenſchlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie alle Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang und Stirne blühn,
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das ſich oft im Blute wuſch;
Auf dem Czako freudetrunken

Taumelt ihm der Federbuſch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, ſtark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen;
„Wäreſt du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit lichten Augen,
„Solcher Wuchs und ſolche Kraft
Würden dem Huſaren taugen;
Komm und trinke Brüderſchaft!“
Und es ſchwingt der Freudigraſche
Jenem zu die volle Flaſche.

Doch der Jüngling hört es ſchweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und ſüß umranken,
Still ſein ſchönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu ſein;
Doch berieſeln warme Thränen
Seiner Wangen Roſenſchein.
Außer denen, die da rauſchen
In Muſik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauſchen,
Hergeweht aus fernem Ort.

„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht ſein Mütterlein ſo bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O ſäume nimmer lang!“
Und er ſieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde ſchauern
Und den Bach vorüber weinen. —
Pochſt du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?

Oder zieht das ſüße Mahnen
Dich der Liebe heimatwärts?
Alſo ſteht er unentſchloſſen,
Während dort Geworbne ſchon
Ziehn ins Feld auf flinken Roſſen,
Luſtig mit Trommetenton.
„Komm in unſre Reiterſcharen!“
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Huſaren,
Das iſt Leben, das allein!“ —
Jünglingsaugen flammen heller,
Seine Pulſe jagen ſchneller. — —
Plötzlich zeigt ſich jetzt im Kreiſe
Eine finſtere Geſtalt,
Tiefen Ernſtes, ſchreitet leiſe,
Und beim Werber macht ſie Halt.
Und ſie flüſtert ihm ſo dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er hoch den Säbel ſchwingend,
Wie begeiſtert loht empor.
Und der Dämon ſchwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Muſik
Mächtig an zum ſtärkſten Brande
Mit Geraun und Geiſterblick.
Aus des Baſſes Sturmgewittern,
Mit unendlich ſüßem Sehnen,
Mit der Stimme weichem Zittern
Singen Geigen, Grabſirenen.
Und der Finſtre ſchwebt enteilend
Durch der Lauſcher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungeſtümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,

Wird das Bild der Heimat ſterben;
Arme Mutter, arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Biſt wohl auch kein Heldenſohn!
Biſt kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz! ſo fahre hin!“
Seht er ſtürzt mit raſchem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handſchlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert ſich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts ſchleicht das Wild:
Alſo von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die ſcheue Männerzähre.
Ahnen ſie des Jünglings Ehre?
Ahnen ſie ſein frühes Grab?

---

77. Die Haideſchenke.

Ich zog durchs weite Ungarland;
Mein Herz fand ſeine Freude,
Als Dorf und Buſch und Baum verſchwand
Auf einer ſtillen Haide.

Die Haide war ſo ſtill, ſo leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterſchwer,
Und leiſe Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr ans knappe Gras,
Mir wars, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten.

Der Sturm, ein wackrer Roſſeknecht,
Sein muntres Liedel ſingend,
Daß ſich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel ſchwingend.

Schon rannten ſich die Roſſe heiß,
Matt wird der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide ſank ihr Schweiß
In ſchweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es ſchwieg der Sturm, das Wetter ſchwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang übers ganze Haideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies ihm Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenſter blinken.

Am Giebel tanzte wie berauſcht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauſcht,
Hört' ich Geſang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und ſetzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte ſich
Der Tanz im raſchen Fluge.

Die Dirnen waren friſch und jung
Und hatten ſchlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Burſche — waren Räuber.

Die Hände klatſchten und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eiſen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weiſen.

Ein Räuber ſingt: „Wir ſind ſo frei,
So ſelig meine Brüder!“
Am Jubeln ſeines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann ſitzt, auf ſeinen Arm
Das braune Antlitz ſenkend,
Er ſcheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an ſein Schickſal denkend.

Das Feuer ſeiner Augen bricht
Hindurch die finſtern Brauen,
Wie Nachts im Wald der Flammen Licht
Durch Büſche iſt zu ſchauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genoſſen,
Seh ich das leere Weingeſchirr
Ihn kräftig niederſtoßen.

Ein Mädel ſitzt an ſeiner Seit,
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht ſein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf ſeines Kinds Geſchick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude ſüßes Raſen ſteigt
Laut auf zum höchſtem Brande.

Und ſelbſt des Hauptmanns Angeſicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Haide war ſo ſtill, ſo leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich ſah der Sterne ſtrahlend Heer,
Des Mondes Bölle ſchweben.

Der Hauptmann auch entſchlich dem Haus;
Mit wachſamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre ſchon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leiſe nicht der Grund verrieth
Anſprengende Huſaren.

Er hörte nichts, da blieb er ſtehn,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu ſehn,
Als möcht' er ſagen gerne:

„O Mond im weißen Unſchuldskleid!
Ihr Sterne dort unzählig
In eurer ſtillen Sicherheit,
Wie wandert ihr ſo ſelig!“

Er lauſchte nieder — und er ſprang
Und rief hinein zum Hauſe,
Und ſeiner Stimme Macht verſchlang
Urplötzlich das Gebrauſe

Und eh das Herz mir dreimal ſchlug,
So ſaßen ſie zu Pferde,
Und auf und davon im ſchnellen Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Geſellen,
Und ſpielten alte Lieder mir
Rakoczys, des Rebellen.

---

78. Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in ſich verſchloſſen
Ruht die tiefe See dahingegoſſen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulſe ſind verſunken,
Ungeſpüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Todtenangeſicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauſchen,
Wie betroffen ſtehn die Bäume, lauſchen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne iſt hinabgeſchieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier ſtille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüber hauchen,
Schwer, in ſtürmiſcher Beklommenheit;
Eilig kommen ſie herauf gefahren,
Haben ſich in angſtverworrenen Scharen
Um die ſtumme Schläferin gereiht.

Und ſie neigen ſich herab und fragen:
„Lebſt du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und ſie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten ſie mit ſcheuem Grauen
Auf das ſtille Bett herab und ſchauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, ſie lebt! ſie lebt! der Töchter Kummer
Hat ſie aufgeſtört aus ihrem Schlummer,
Und ſie ſpringt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brauſend ſich umſchlingen,
Und ſie tanzen freudenwild und ſingen
Ihrer Lieb ein Lied im Sturmeschor.

---

79. Weihnacht. (Aus: „Savonarola".)

Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das iſt die ſtille, kühle Nacht,
Wenn über die verſenkte Blüte
Mit ſeinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das iſt die ungeſtörte Zeit
Des Heimwehs nach der ſtillen Ferne
Aus dieſem Thal voll Schmerz und Streit.

Und ward dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu milder Klage
Die Nacht mit ihrem Thränenthau.

Dann kehrt zu ſeinem Heiligthume
Das ſturmverſchlagne Herz — und *glaubt*;
Dann richtet die geknickte Blume
Der *Liebe* auf ihr müdes Haupt.

Dann drängt es dich den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und ſchnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,

Und dem Erſtaunten und Gerührten
Zu ſagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieſer Nacht entführten,
Und daß er auch *dich lieben* ſoll.

Wenn Nachts im Wald die Vögel ſchweigen,
Und wenn das Wild im Dickicht ruht,
Und wenn kein Windhauch in den Zweigen,
Dann hörſt du einſam nur die Flut.

Du ſiehſt den Quell im Thale rinnen,
Er ſchimmert hell im Mondenſchein,
Du denkſt: „Ich muß, wie er, von hinnen,
Wär ich, wie er, ſo hell und rein!

Er treibt auf Erden ſeine Wogen
Und eilt ins heimatliche Meer,
Und iſt, wie er einſt ausgezogen,
So rein bei ſeiner Wiederkehr!“

Und wenn du Nachts am Waldesquelle
Dein ſinnend Haupt wehmüthig ſenkſt,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkſt;

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im ſtillen Wald, am Quell ſo klar?
Was hörſt du aus den Waſſern ſingen
Für Lieder, tröſtend wunderbar?

Was hat den Balſam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es iſt die ſüße Friedenskunde
Aus einer längſtvergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niederſank,
Als einſt der Menſchheit ſieche Blüte
Den friſchen Thau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchſte Freier!
Wir faſſen ihre Wonne nicht,
Sie hüllt in ihre heilgen Schleier
Das ſeligſte Geheimniß dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir ſtürben vor entzücktem Schrecken,
Eh wir vollbracht den Erdenlauf. —

Der Menſchheit ſchmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnſucht tief und bang,
Die ſich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;

Die Sehnſucht, die zum Himmel lauſchte
Nach dem Erlöſer je und je;
Die aus Prophetenherzen rauſchte
In das verlaſſne Erdenweh;

Die Sehnſucht, die ſo lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Als Thräne, Leid, Gebet und Klage:
Sie ward Maria — und empfing.

Das Paradies war uns verloren,
Uns blieb die Sünde und das Grab;
Da hat die Jungfrau ihn geboren,
Der das verlorne wiedergab;

Der nur geliebt und nie geſündet,
Verſöhnung unſrer Schuld erwarb,
Erloſchne Sonnen angezündet,
Als er für uns am Kreuze ſtarb.

Der Hoheprieſter iſt gekommen,
Der lächelnd weiht ſein eignes Blut;
Es iſt uns der Prophet gekommen,
Der König mit dem Dornenhut. —

Fünftes Buch.

Eduard Mörike. — Julius Moſen. — Wilhelm Müller. — Wolfgang Müller. — Friedrich Novalis (Frhrr. v. Hardenberg). — Auguſt Graf v. Platen-Hallermünde. — Louiſe v. Plönnies. —

Heilige Poeſie,
Himmelan ſteige ſie,
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern,
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Eduard Mörike.

Hat der Dichter im Geist ein köstlich Liedchen empfangen,
Ruht und rastet er nicht, bis es vollendet ihn grüßt.

Eduard Mörike.

Eduard Mörike ist der Sohn eines Arztes und Kreis-medicinalrathes und wurde am 8. Septbr. 1804 zu Ludwigsburg geboren. Nach seiner Konfirmation kam er ins Seminar zu Urach, um sich dort zur protestantischen Theologie vorzubereiten. Als er später einmal wieder in das schöne, geliebte Alpenthal kam, da tauchten in ihm die seligen Erinnerungen an die ersten ahnungsvoll durchlebten Jünglingsjahre wieder auf und er sang in lieblich milder Wehmuth die tiefgefühlten Strophen: „Besuch in Urach“, worin er zugleich die Natur so reizend malte. Im Tübinger Stift beschäftigte er sich mehr mit Goethe und den griechischen Dichtern, als mit der Theologie. 1827 ging er von Tübingen weg und nachdem er längere Zeit Pfarrgehilfe gewesen, wurde er 1834 Pfarrer zu Cleversulzbach bei Weinsberg. Gegenwärtig lebt er in Mergentheim.

Mörike ist ein origineller und höchst liebenswürdiger Dichter, den leider mehrjährige Krankheit abhielt etwas Größeres zu schaffen. Sein Liederfrühling scheint mit seinem Lebensfrühling geendet zu haben. Nächst Kerner, mit dem er an inniger Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit übereinstimmt, reiht er sich am meisten der Romantik an und weiß durch Wahrheit des Gefühls, der Auffassung und Anschauung, Frische und Wärme, wie durch feine, anmuthige Wendungen, echte klangvolle Seelenworte und einen, dem alten Volksliede abgelauschten, klassischen Humor, Alles mit dem überraschenden Zauber der Poesie zu umkleiden und den vollen Segen

eines reichen lyrischen Genius vor uns auszuschütten. Mörike ist ein naiver Volksdichter, und viele seiner Lieder „sind in der Stimmung des Volksliedes empfangen". Man sieht ihnen an, sagt Vischer, „daß sie gesungen sind, wie der Vogel singt, der auf dem Zweige sitzet, durchaus geworden, nicht gemacht, im Ausdrucke schlicht; wie das Volkslied, lassen sie sich nicht lesen, ohne sie innerlich oder laut in die Lüfte zu singen; die Empfindung ist ganz in der Gestalt ausgesprochen, wie sie in dem einfältigen Gemüthe des Volkes unvermischt und unreflectirt waltet". In schönster lyrischer Empfindung, voll einfacher, musikalischer Klangesschöne besingt er die treulose Liebe in den echten Volksliedern: „Agnes", „Das verlassne Mägdlein", „Ein Stündlein wohl vor Tag", so daß man namentlich bei dem ersten die Melodie schon von Weitem hört, „nach welcher junge Bursche und Dirnen des Sonntags unter der Linde des Dorfes ihre alten Lieder singen und daß unser ganzes Herz klingt und sympathetisch mittönt". Das flatternde Rosenband schwebt noch eine Weile, als Bild der Untreue, spielend im Winde, vor unsrer Phantasie und wir hören die wehmuthsvollen Töne im Echo der Thäler verklingen. An diese reiht sich das herrlich vollendete „Lied vom Winde", worin der „Sausewind" und „Brausewind" der unglücklichen Maid das Lied von der Untreue singt und worin Form und Inhalt in inniger, unzertrennlicher Einheit gegeben sind. Ganz im Volkstone ist auch das schalkhafte Lied: „Storchenbotschaft", welches beginnt:

„Des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad,
Steht hoch auf der Haiden so frühe wie spat" ꝛc.;

ferner das Lied von den „zwei schönen Schwestern", die sich von Angesicht einander gleichen wie ein Ei dem andern, deren lichtbraune Haare, in Einen Zopf geflochten, nicht zu unterscheiden sind, die gleiches Gewand tragen und auf dem Wiesenplan singend Hand in Hand spazieren gehen, an Einer Kunkel sitzen und um die Wette spinnen und in Einem Bette schlafen; aber sie lieben einerlei Liebchen, das Blättchen wendet sich und das Liedel hat ein End. Höchst gelungen ist des „Schäfers Klagelied" von Goethe in des

„Lammwirths Klagelied“ von Mörike parodirt. Der Wirth zum goldnen Lamm ist ganz verlumpt und muß seine Wirthschaft einem Andern abtreten. Er singt humoristisch genug:

„Mein Schäflein wohl zu scheeren,
Ich sparte keine Müh,
Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch selber nicht wie.“

Die „lose Waare“ ist in antiker Form gedichtet. Amor, der Schelm, ist als Savoyardenjunge verkleidet, tritt zu dem Dichter aufs Zimmer und füllt ihm umsonst das Gefäß mit Tinte, so daß Alles, was er schreibt, zum Liebesbriefe und Liebeslied wird. In dem Gedicht: „Des Schloßküpers Geister zu Tübingen“ trägt Mörike die komische Stimmung mit Glück in das Gebiet des Phantastischen. Lieber als der Schoppen-König den Wein abschwört und Bierkönig heißen will, entsagt er der Herrschaft mit den köstlichen Worten:

„Da habt ihr meine Krone!
An mir ist Hopfen und Malz verloren.“

Mörike's balladen- und romanzenhafte Gestalten, in denen das volksthümliche Bewußtsein dämmert, stammen aus dem Reiche des Wunderbaren, Geister- und Märchenhaften und verschwimmen nicht selten im Unklaren und Nebelhaften, weil ihnen der markige historische Kern fehlt. Doch hat sich Mörike auch in einigen Gedichten dieser Gattung als ganzer Dichter bewiesen. Durch: „Die Geister am Mummelsee“ versetzt er uns ganz in die bangen, mystischen Gefühle und Anschauungen des Geisterlebens und in der Ballade: „Die traurige Krönung“ tritt das Wunder im Dienste einer sittlichen Macht auf.

Wenn Mörike vorzugsweise das seltene und schöne Talent der Naivität und Volksthümlichkeit besitzt; so darf doch nicht übersehen werden, daß er sich auch in den klassischen Formen der Kunstpoesie als Meister bewährt hat und namentlich da, wo er mit tiefer Wärme und Innigkeit „das bewußte Naturleben“ beseelt und geistig durchdringt, wie in dem vollendeten Gedicht: „Mein Fluß“, in mehreren Strophen des obenerwähnten: „Besuch in Urach“ 2c.

Ein erquickender Hauch mildfriſcher Herbſtluft weht uns aus den wunderſamen Zeilen: „Septembermorgen“ entgegen:

„Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wieſen:
Bald ſiehſt du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverſtellt,
Herbſtkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.“

In dem ſchönen Gedichtchen: „Er iſts“ fühlt er ahnungsvoll den ſüßen wonnigen Frühling einziehen:

„Frühling läßt ſein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte,
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen ſchon,
Wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiſer Harfenton!
Frühling, ja du biſts!
Dich hab ich vernommen!

In: „Tag und Nacht“ nennt er in orientaliſchem Geiſte die Nacht einen ſchönen Mohrenknaben, der ewig den Tag, ſeine Geliebte, ſucht und nie erreicht, und in dem „Geſang zu Zweien in der Nacht“ belauſcht er das leiſe Weben und hört

„der Erdenkräfte flüſterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Geſänge
Der reingeſtimmten Lüfte ſummt.“

In demſelben herrlichen Tone ſingt er weiter:

„Wie ein Gewebe zuckt die Nacht manchmal,
Durchſichtiger und heller aufzuwehen;
Dazwiſchen hört man weiche Töne gehen
Von ſelgen Feen, die im blauen Saal
Zum Sphärenklang,
Und fleißig mit Geſang,
Die goldnen Spindeln hin und wieder drehen.“

Ein herrliches Lied ist ferner das „Hochzeitlied", worin uns der Dichter „die heilige Bedeutung der Ehe, das rührende Bild des schönsten menschlichen Festes mit jener edeln, beruhigten Sittlichkeit, mit jener tiefen, stillen Wärme des Goethe'schen Genius ans Herz legt". Schließlich sei noch bemerkt, daß Mörike auch ganz vortreffliche religiöse Lieder gedichtet hat, wie das: „Wo find ich Trost", in dem das zerknirschte Herz aus seiner innersten Tiefe zu Gott um Rettung seufzt; ferner: „Zum neuen Jahr," und die „Charwoche", in welchen die feierliche Stille und das sabbathliche Gefühl am Neujahrsmorgen, wie die heilige Trauer der Charwoche poetisch ausgesprochen sind.

Schon vor seinen Gedichten schrieb er den Roman: „Maler Nolten", der aber, trotz der reichen Phantasie und der Schönheit sprachlicher Darstellung, im unverdienten Dunkel blieb.

Schriften: Maler Nolten. II. Thle. Stuttgart 1832 — Gedichte. Stuttgart 1838. Zweite vermehrte Aufl. 1848. — Iris. (Novellen und Märchen. Erzählende und dramatische Dichtungen.) Das. 1839. — Classische Blumenlese. (Griechische und römische Gedichte in Uebersetzungen.) Das. 1840. — Idylle vom Bodensee. Das. 1846. — Die Regenbrüder-Oper. In Musik gesetzt von Lachner. Aufgeführt 1839. — W. Waiblingers Gedichte (Hamb. 1844) hat er revidirt und zum Drucke besorgt. — Eine ausführliche Kritik über „Maler Nolten" und die „Gedichte" schrieb Fr. Theod. Vischer. Kritische Gänge. 2r Bd. Tübingen 1844. —

80. Agnes.

Rosenzeit! wie schnell vorbei,
Schnell vorbei,
Bist du doch gegangen!
Wär mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Ernte wohlgemuth,
Wohlgemuth,
Schnitterinnen ſingen.
Aber ach! mir kranken Blut,
Mir kranken Blut,
Will Nichts mehr gelingen.

Schleiche ſo durchs Wieſenthal,
So durchs Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tauſend Mal,
Tauſend Mal
Er mir Treu geſchworen.

Oben auf des Hügels Rand,
Abgewandt,
Wein ich bei der Linde,
An dem Hut mein Roſenband,
Von ſeiner Hand,
Spielet in dem Winde.

---

81. Ein Stündlein wohl vor Tag.

Derweil ich ſchlafend lag
Ein Stündlein wohl vor Tag,
Sang vor dem Fenſter auf dem Baum
Ein Schwälblein mir, ich hört' es kaum,
Ein Stündlein wohl vor Tag:

„Hör an, was ich dir ſag,
Dein Schätzlein ich verklag:
Derweil ich Dieſes ſingen thu,
Herzt er ein Lieb in guter Ruh,
Ein Stündlein wohl vor Tag."

O weh! nicht weiter ſag!
O ſtill! Nichts hören mag!
Flieg ab, flieg ab von meinem Baum!
— Ach, Lieb und Treu iſt wie ein Traum
Ein Stündlein wohl vor Tag.

---

82. Lied vom Winde.

Sauſewind! Brauſewind,
Dort und hier!
Deine Heimat ſage mir!

„Kindlein, wir fahren
Seit viel vielen Jahren
Durch die weit weite Welt,
Und möchtens erfragen,
Die Antwort erjagen,
Bei den Bergen, den Meeren,
Bei des Himmels klingenden Heeren,
Die wiſſen es nie.
Biſt du klüger, als ſie,
Magſt du es ſagen.
— Fort, wohlauf!
Halt uns nicht auf!
Kommen andre nach, unſre Brüder,
Da frag wieder.“

Halt an! Gemach,
Eine kleine Friſt!
Sagt, wo der Liebe Heimat iſt,
Ihr Anfang, ihr Ende?
„Wers nennen könnte!
Schelmiſches Kind,
Lieb iſt wie Wind,
Raſch und lebendig,

Ruhet nie,
Ewig iſt ſie,
Aber nicht immer beſtändig.
— Fort! Wohlauf! Auf!
Halt uns nicht auf!
Fort über Stoppel und Wälder und Wieſen!
Wenn ich dein Schätzchen ſeh,
Will ich es grüßen;
Kindlein, Ade!

---

83. Jägerlied.

Zierlich iſt des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh:
Zierlicher ſchreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in ferne Land'.

In die Lüfte hoch ein Reiher ſteigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt:
Tauſend Mal ſo hoch und ſo geſchwind
Die Gedanken treuer Liebe ſind.

---

84. Das verlaſſene Mägdlein.

Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flammen Schein,
Es ſpringen die Funken,
Ich ſchaue ſo drein
In Leid verſunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe!
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging er wieder!

---

85. Verborgenheit.

Laß, o Welt, o laß mich ſein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, ſeine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
Es iſt unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Thränen ſehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, ſo mich drücket,
Wonniglich in meiner Bruſt.

Laß, o Welt, o laß mich ſein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, ſeine Pein!

---

86. Die Soldatenbraut.

Ach, wenns nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein iſt!
Für den König, da ließ er ſein Blut,
Für mich aber eben ſo gut.

Mein Schatz hat kein Band und kein' Stern,
Kein Kreuz, wie die vornehmen Herrn,
Mein Schatz wird auch kein General:
Hätt er nur ſeinen Abſchied einmal!

Es ſcheinen drei Sterne ſo hell,
Dort über Marien-Kapell;
Da knüpft uns ein roſenroth Band,
Und ein Hauskreuz iſt auch bei der Hand.

---

87. Lose Waare.

„Tinte! Tinte kauft ab! Schön ſchwarze Tinte verkauf ich:“
Rief ein Büblein gar hell Straßen hinauf und hinab.
Lachend traf ſein feuriger Blick mich oben im Fenſter,
Eh ich michs irgend verſah, huſcht er ins Zimmer herein.
Knabe dich rief Niemand! „Herr, meine Waare verſucht nur!“
Und ſein Fäßchen behend ſchwang er vom Rücken herum.
Da verſchob ſich das halbzerriſſene Jäckchen ein wenig
An der Schulter und hell ſchimmert ein Flügel hervor.
Ei, laß ſehen, mein Sohn, du führſt auch Federn im Handel?
Amor, verkleideter Schelm! Soll ich dich rupfen ſogleich?
Und er lächelt, entlarvt, und legt auf die Lippen den Finger:
„Stille! ſie ſind nicht verzollt — ſtört die Geſchäfte mir nicht!
Gebt das Gefäß, ich füll es umſonſt, und bleiben wir Freunde!“
Dieß geſagt und gethan ſchlüpft er zur Thüre hinaus. —
Angeführt hat er mich doch: denn, will ich was Nützliches ſchreiben,
Gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus.

---

88. Die Geiſter am Mummelſee.

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht ſpät
Mit Fackeln ſo prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feſte noch geht?
Mir klingen die Lieder ſo munter.
O nein!
So ſage, was mag es wohl ſein?

Das, was du da ſieheſt, iſt Todtengeleit,
Und was du da höreſt, ſind Klagen.
Dem König, dem Zauberer gilt es zu Leid,
Und Geiſter nur ſinds, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie ſingen ſo traurig und hohl.

Sie ſchweben hernieder ins Mummelſeethal,
Sie haben den See ſchon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie ſchwirren in leiſen Gebeten:
O ſchau,
Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünſpiegelnde Thor;
Gib Acht, nun tauchen ſie nieder!
Es ſchwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten ſchon ſummen die Lieder.
Hörſt du?
Sie ſingen ihn unten zur Ruh.

Die Waſſer, wie lieblich ſie brennen und glühn!
Sie ſpielen in grünendem Feuer;
Es geiſten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht ſich der Weiher.
Nur ſtill:
Ob dort ſich Nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Ich glaube, ſie nahen, ſie kommen!
Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf;
Nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, ſie haſchen mich ſchon!

---

89. Die traurige Krönung.

Es war ein König Meleſint,
Von dem will ich euch ſagen:
Der meuchelte ſein Bruders-Kind,
Wollte ſelbſt die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen.
O Irland! Irland! wareſt du ſo blind?

Der König ſitzt um Mitternacht
Im öden Marmorſaale,
Sieht irr in all die neue Pracht,
Wie trunken von dem Mahle;
Er ſpricht zu ſeinem Sohne:
„Noch einmal bring die Krone!
Doch ſchau, wer hat die Pforten aufgemacht?“

Da kommt ein ſeltſam Todtenſpiel,
Ein Zug mit leiſen Tritten,
Vermummte Gäſte groß und viel,
Eine Krone ſchwankt in Mitten;
Es drängt ſich durch die Pforte
Mit Flüſtern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird ſo geiſterſchwül.

Und aus der ſchwarzen Menge blickt
Ein Kind mit friſcher Wunde,
Es lächelt ſterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, deß Herze tief erſchrickt.

Darauf der Zug von dannen ſtrich,
Von Morgenluft berauſchet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenſter lauſchet;
Der Sohn mit Angſt und Schweigen
Zum Vater thät ſich neigen, —
Er neiget über eine Leiche ſich.

90. Mein Fluß.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder;
Die Arme hab ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um,
Und mühst dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher,
Man weiß nicht, wen? drum fragen.

Der Himmel blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin,
Und kann sie nicht erschwingen!

Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.

— Schwill an, mein Fluß und hebe dich!
Mit Grauſen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weiſeſt ſchmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenſchwelle;
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh,
Die lieben Sterne führe du
Zur ewgen Mutterquelle!

---

91. Tag und Nacht.

Schlank und ſchön ein Mohrenknabe
Bringt in himmelblauer Schürze
Manche wunderſame Gabe,
Kühlen Duft und ſüße Würze.
Wenn die Abendlüfte wehen,
Naht er ſachte, kaum geſehen,
Hat ein Harfenſpiel zur Hand.

Auch der Saiten ſanftes Tönen
Kann man nächtlich lauſchend hören,
Doch ſcheint Alles ſeiner Schönen,
Ungetreuen, zu gehören;
Und er wandelt, bis am Haine,
Bis am See und Wieſenraine
Er die Spur der Liebſten fand.

Wohl ein Lächeln mag ſich leiſe
Dann ins ernſte Antlitz neigen,
Weiße Zähne, ſchneeigweiße,
Sich wie Sternenlichter zeigen.

Doch ihn faßt ein reizend Bangen,
Kommt von ferne sie gegangen,
Und er sucht sein dunkel Haus.

Liebchen tritt von Bergeshöhen
In das Thal; da wird es Freude!
Wald und Flur, wie neu erstehen
Vor dem Kind im Rosenkleide;
Alles drängt sich nach der Süßen,
Alt und Jung will sie begrüßen,
Nur der Knabe bleibet aus.

Und doch ist ein tiefes Ahnen
Von dem Fremdling ihr geblieben;
Wie ein Traum will sies gemahnen
An ein frühgehegtes Lieben.
Glänzen dann auf allen Wegen
Schmuck und Perlen ihr entgegen,
Denkt sie wohl, wer es gebracht.

Schnell den Schleier vorgezogen,
Steht das Töchterchen in Thränen,
Und der Mutter Friedensbogen
Neigt sich thauend ihrem Sehnen;
Erd und Himmel haben Frieden
Aber ach, sie sind geschieden,
Sind getrennt, wie Tag und Nacht.

---

92. Im Frühling.

Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel;
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag mir, alleinzige Liebe,
Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe,
Doch du und die Lüfte, ihr habet kein Haus.

Der Sonnenblume gleich ſteht mein Gemüthe offen,
Sehnend,
Sich dehnend,
In Lieben und Hoffen.
Frühling, was biſt du gewillt?
Wann werd ich geſtillt?

Die Wolke ſeh ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauſchet,
Thun, als ſchliefen ſie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauſchet.
Ich denke dieß und denke das,
Ich ſehne mich, und weiß nicht recht, nach was:
Halb iſt es Luſt, halb iſt es Klage;
Mein Herz, o ſage:
Was webſt du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte unnennbare Tage!

---

93. Beſuch in Urach.

Nur faſt ſo wie im Traum iſt mirs geſchehen,
Daß ich in dies geliebte Thal verirrt;
Kein Wunder iſt, was meine Augen ſehen,
Doch ſchwankt der Boden, Luft und Staude ſchwirrt,
Aus tauſend grünen Spiegeln ſcheint zu gehen
Vergangne Zeit, die lächelnd mich verwirrt;
Die Wahrheit ſelber wird hier zum Gedichte,
Mein eigen Bild ein fremd und hold Geſichte!

Da ſeid ihr alle wieder aufgerichtet,
Beſonnte Felſen, alte Wolkenſtühle!
Auf Wäldern ſchwer, wo kaum der Mittag lichtet
Und Schatten miſcht mit balſamreicher Schwüle;
Kennt ihr mich noch, der ſonſt hierher geflüchtet,
Im Mooſe bei ſüß-ſchläferndem Gefühle,
Der Mücke Sumſen hier ein Ohr geliehen,
Ach, kennt ihr mich, und wollt nicht vor mir fliehen?

Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge,
Die mich in liebliche Betrachtung fängt,
Kein Mäuerchen, kein Holz iſt ſo geringe,
Daß nicht mein Blick voll Wehmuth an ihm hängt.
Ein jedes ſpricht mir halbvergeßne Dinge,
Ich fühle, wie von Schmerz und Luſt gedrängt
Die Thräne ſtockt, indeß ich ohne Weile,
Unſchlüſſig, ſatt und durſtig, weiter eile.

Hinweg! und leite mich, du Schar von Quellen,
Die ihr durchſpielt der Matten grünes Gold!
Zeigt mir die urbemoosten Waſſerzellen,
Aus denen euer ewigs Leben rollt,
Im kühlſten Walde die verwachsnen Schwellen,
Wo eurer Mutter Kraft im Berge grollt,
Bis ſie im breiten Schwung an Felſenwänden
Herabſtürzt, euch im Thale zu verſenden.

O hier iſts, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenſchlich Schweigen:
Laut mit ſich ſelber redend will ihr Geiſt,
Sich ſelbſt vernehmend, ſich ihm ſelber zeigen.
— Doch ach, ſie bleibt, mehr als der Menſch verwaist,
Darf nicht aus ihrem eignen Räthſel ſteigen!
Dir biet ich denn, begierge Waſſerſäule,
Die nackte Bruſt, ach, ob ſie dir ſich theile!

Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Graſe zu verſinken.
Was iſts, das deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht ich auch in dir ertrinken!
Dich kränkts nicht, wie mein Herz um dich entbrennt,
Küſſeſt im Sturz nur dieſe ſchroffen Zinken;
Du bleibeſt, was du warſt ſeit Tag und Jahren,
Ohn eingen Schmerz der Zeiten zu erfahren.

Hinweg aus dieſem üppgen Schattengrund
Voll großer Pracht, die drückend mich erſchüttert!
Bald grüßt beruhigt mein verſtummter Mund
Den ſchlichten Winkel, wo ſonſt halb verwittert
Die kleine Bank und wo das Hüttchen ſtund;
Erinnrung reicht mit Lächeln die verbittert —
Bis zur Betäubung ſüßen Zauberſchalen
So trink ich gierig die entzückten Qualen.

Hier ſchlang ſich tauſendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inngem Wohlgefallen.
O ſäh ich mich, als Knaben ſonder Harm,
Wie einſt, mit Necken durch die Haine wallen!
Ihr Hügel, von der alten Sonne warm,
Erſcheint mir denn auf keinem von euch allen
Mein Ebenbild, in jugendlicher Friſche
Hervorgeſprungen aus dem Waldgebüſche?

O komm, enthülle dich! dann ſollſt du mir
Mit Freundlichkeit ins dunkle Auge ſchauen!
Noch immer, guter Knabe, gleich ich dir,
Uns Beiden wird nicht vor einander grauen!
So komm und laß mich unaufhaltſam hier
Mich deinem reinen Buſen anvertrauen! —
Umſonſt, daß ich die Arme nach dir ſtrecke,
Den Boden, wo du gingſt, mit Küſſen decke!

Hier will ich denn lautſchluchzend liegen bleiben,
Fühllos, und Alles habe ſeinen Lauf! —
Mein Finger, matt, ins Gras beginnt zu ſchreiben:
Hin iſt die Luſt! hab Alles ſeinen Lauf!
Da plötzlich hör ichs durch die Lüfte treiben,
Und ein entfernter Donner ſchreckt mich auf;
Elaſtiſch angeſpannt mein ganzes Weſen
Iſt von Gewitterluft wie neu geneſen.

Sieh! wie die Wolken finſtre Ballen ſchließen
Um den ehrwürdgen Trotz der Burgruine!
Von Weitem ſchon hört man den alten Rieſen,
Stumm harrt das Thal mit ungewiſſer Miene,
Der Kukuk nur ruft ſein einförmig Grüßen
Verſteckt aus unerforſchter Wildniß Grüne, —
Jetzt kracht die Wölbung und verhallet lange,
Das wundervolle Schauſpiel iſt im Gange!

Ja nun, indeß mit hoher Feuerhelle
Der Blitz die Stirn und Wange mir verklärt,
Ruf ich den lauten Segen in die grelle
Muſik des Donners, die mein Wort bewährt.
O Thal! Du meines Lebens andre Schwelle!
Du meiner tiefſten Kräfte ſtiller Herd!
Du meiner Liebe Wunderneſt! ich ſcheide,
Leb wohl! — Und ſei dein Engel mein Geleite!

---

94. Hochzeitlied.

(Mit einem blauen Kornblumenkranze.)

Nicht weit vom Dorf zwei Linden ſtehen,
Einſam, der Felder ſtille Hut,
Wo in der Sommernächte Wehen
Ein Hirte gern, ein Dichter, ruht.

Hell ſchwamm auf Duft und Nebelhülle
Des Mondes leiſer Zaubertag,
Kaum unterbrach die holde Stille
Von fern beſcheidner Wachtelſchlag.

Und wie ich ſo ruhig in Mitten
All dieſer Schönheit lag und ſann,
Da kam mit leicht gehobnen Schritten
Ein göttlich Frauenbild heran.

Gewiß, es war der Muſen eine,
Erſchrocken merkt' ichs, luſtbewegt;
Sie ſetzt ſich zu mir an dem Raine,
Die Hand auf meinen Arm gelegt.

Und ſchüttelt lächelnd aus dem Kleide
Blaue Cyanen, Stern an Stern:
„Dich ſtörts nicht, wenn an deiner Seite
Ich heut ein Kränzlein bände gern.

Nicht wahr, mit Schwärmen und mit Plaudern
Verbrächte gern mein Freund die Nacht?
Doch flecht ich ſtill, und ohne Zaudern
Sei du mir auf ein Lied bedacht!

Sieh, wo das Dörflein mit der Spitze
Des gelben Thurms herüberſchaut,
Dort ſchlummert auf dem Elternſitze
Noch wenig Nächte eine Braut.

Sie ſchläft; der Wange Roſen beben,
Wir Beide ahnen wohl, wovon;
Um die halboffne Lippe ſchweben
Die Träume glühnder Küſſe ſchon.

Nicht doch! Mit lauten Herzensſchlägen
Hört ſie vielleicht der Glocken Klang,
Hört am Altar den Vaterſegen
Und eines Engels Brautgeſang;

Sieht unter Weinen ſich umſchlungen
Von Mutter-Lieb, von Schweſter-Treu,
Das Herz, von Luſt und Schmerz gedrungen,
Macht ſich mit tauſend Thränen frei.

Und alle dieſe ſelgen Träume,
Der nächſte Morgen macht ſie wahr;
Es ſtehen ſchon des Hauſes Räume
Geſchmückt für froher Gäſte Schar.

Hier aber, wo mit den Geſpielen
Das Mädchen oft ſich Veilchen las,
Vielleicht alleine mit Gefühlen
Der ſehnſuchtsvollen Ahnung ſaß,

Hier, unterm Blick prophetſcher Sterne,
Weih ich mit dir dieß Feſt voraus:
Tief ſchaut die Muſe in die Ferne
Des bräutlichen Geſchicks hinaus.

Wie golden winkt die neue Schwelle
Des Lebens jedem jungen Paar!
Doch weiß man, daß nicht ſtets ſo helle
Der Mittag wie der Morgen war.

Bei manchem lauten Hochzeitfeſte
Schlich mit weiſſagendem Gemüth
Ich aus dem Kreis entzückter Gäſte
Und ſang ein heimlich Trauerlied.

Heut aber ſeh ich ſchöne Tage
Blühn in gedrängter Sternen-Saat,
Entſchieden liegt ſchon auf der Wage,
Was dieſes Paar vom Schickſal hat.

Haſt, Liebchen, du der Jugend Blüte,
Anmuth und Liebenswürdigkeit,
All deines Herzens lautre Güte
Kühn deinem Einzigen geweiht;

Läßt du der Heimat Friedens-Auen,
So manch ein langgewohntes Glück,
Um dir den eignen Herd zu bauen,
Halb wehmuthsvoll, halb froh zurück:

Getrost! So darf ich laut es zeugen,
Ein würdig Herz haſt du gewählt;
Selbſt böſer Neid bekennt mit Schweigen,
Daß Nichts zu deinem Glücke fehlt.

Denn Heiterkeit und holde Sitte
Wie Sommerluft durchwehn dein Haus,
Und, goldbeſchuht, mit leiſem Tritte
Gehn Segensengel ein und aus."

Die Muſe ſchwieg, und ohne Säumen
Flocht ſie nun mit geſchäftger Hand,
Indeß zu anſpruchloſen Reimen
Ich ihre Worte ſtill verband.

Auf ein Mal hielt ſie mir entgegen
Den fertigen Cyanenkranz,
Und ſprach: „Brings ihr mit meinem Segen!"
Und ſchwand dahin im Nebelglanz.

Ich aber blieb noch lange lauſchen
Von Liebestrunkenheit bewegt,
Das Aehrenfeld begann zu rauſchen,
Von Morgenſchauern angeregt.

Und lichter wards und immer lichter
In mir und außer mir; da ging,
Die Sonne auf, von der der Dichter
Den erſten Strahl für euch empfing.

95. Zum neuen Jahr. (Kirchengesang.)

Wie heimlicher Weise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt:
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze du mit!

In Ihm seis begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du Vater, du rathe!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei Alles gelegt!

---

96. Charwoche.

O Woche, Zeugin heiliger Beschwerde!
Du stimmst so ernst zu dieser Frühlingswonne,
Du breitest im verjüngten Strahl der Sonne
Des Kreuzes Schatten auf die lichte Erde,
Und senkest schweigend deine Flöre nieder;
Der Frühling darf indessen immer keimen,
Das Veilchen duftet unter Blütenbäumen
Und alle Vöglein singen Jubellieder.

O schweigt, ihr Vöglein auf den grünen Auen!
Es schallen rings die dumpfen Glockenklänge,
Die Engel singen leise Grabgesänge;
O still, ihr Vöglein, hoch im Himmelblauen!

Ihr Veilchen kränzt heut keine Lockenhaare!
Euch pflückt mein frommes Kind zum dunkeln Strauße,
Ihr wandert mit zum Muttergotteshause,
Da sollt ihr welken auf des Herrn Altare.

Ach dort, von Trauermelodieen trunken,
Und süß betäubt von schweren Weihrauchdüften,
Sucht sie den Bräutigam in Todesgrüften:
Und Lieb und Frühling, Alles ist versunken.

---

97. Wo find ich Troſt?

Eine Liebe kenn ich, die iſt treu,
War getreu, ſo lang ich ſie gefunden,
Hat mit tiefem Seufzen immer neu,
Stets verſöhnlich, ſich mit mir verbunden.

Welcher einſt mit himmliſchem Gedulden
Bitter bittern Todestropfen trank,
Hing am Kreuz und büßte mein Verſchulden,
Bis es in ein Meer von Gnade ſank.

Und was iſts nun, daß ich traurig bin,
Daß ich angſtvoll mich am Boden winde?
Frage: Hüter, iſt die Nacht bald hin?
Und: was rettet mich von Tod und Sünde?

Arges Herze! ja geſteh es nur,
Du haſt wieder böſe Luſt empfangen;
Frommer Liebe, frommer Treue Spur,
Ach, das iſt auf lange nun vergangen.

Ja, das iſts auch, daß ich traurig bin,
Daß ich angſtvoll mich am Boden winde!
Hüter, Hüter, iſt die Nacht bald hin?
Und was rettet mich von Tod und Sünde?

Julius Mosen.

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke,
Und steig empor, frisch, wie ein Tannenbaum;
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke,
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum.

Die Zeit und der Geist, welcher in ihr liegt, beherrscht einen Jeglichen mehr oder weniger, am meisten aber den Dichter. Ihm ist auch kein höheres Ziel gestellt, als die letzte Idee seines Volkes in der Weise, welche ihm gegeben ist, überall zu verklären.

Julius Mosen.

Julius Mosen (nicht J. „Moses"!) wurde am 8. Juli 1803 zu Marienei im Voigtlande, (einer waldreichen Gebirgsgegend Sachsens) geboren. Sein Vater, ein einsichtsvoller Mann, von frischem, weitblickendem Geiste beseelt, war Lehrer und gab seinem Sohne den ersten Unterricht. Von seinem 14. Jahre an genoß Mosen seine gymnasiastische Vorbildung zu Plauen. Hier schwärmte er schon für Poesie und fügte sich nur ungern dem Schulzwang. 1822 bezog er die Universität Jena. Das freie Studentenleben gefiel ihm und begeisterte ihn zu manchem schönen vaterländischen Liede. Als er zwei Jahre später die Jenaer Hochschule mit der Leipziger vertauschen und daselbst seine juristischen Studien fortsetzen wollte, da starb sein Vater. Die hinterbliebene Familie war dadurch in die dürftigste Lage versetzt. Mosen unterbrach seine Studien, pilgerte als Musensohn mit seinem Freunde Dr. August Kluge nach Italien, dem Lande der uralten deutschen Sehnsucht. Dort labte sich sein Geist an der paradiesischen Natur und an der Fülle und Herrlichkeit der Kunst. 1826 kehrte er zurück und fand

die Seinigen wieder in großer Dürftigkeit. Gleich einer Reliquie im geweihten Schreine bewahrte er heilig die süße Erinnerung an ein freies, poetisches Wanderleben unter dem ewigblauen, sonnigen Himmel Italiens, wie an das Leben und Treiben der Weltstadt am Tiberstrome und an ihre ehemals so große weltgeschichtliche Bedeutung. Mit solchen Gefühlen im Herzen mußte ihm die traurige Lage seiner Lieben noch drückender erscheinen, als sie es in der That gewesen war. Er beschloß deßhalb, so rasch als möglich in Leipzig seine Studien abzuschließen, um den Seinigen einigermaßen eine Stütze sein zu können. Nach ehrenvoll bestandenem Examen arbeitete er zwei Jahre lang als Rechtspraktikant bei einem Sachwalter, ohne Gehalt dafür zu beziehen. Für seine poetischen Arbeiten konnte er anfangs keinen Verleger finden; er suchte daher für seine Familie bei der höchsten Behörde eine Pension zu erwirken, die freilich überaus ärmlich ausfiel. Angeregt durch die Julirevolution schrieb er 1831 in Leipzig den „Georg Venlot". Im nämlichen Jahre wurde er Gerichtsaktuar zu Kohren, wo ihm nur die Nächte für seine poetischen Erzeugnisse übrig blieben. Drei Jahre später wurde er Sachwalter und Advokat (nicht Armenadvokat!!) zu Dresden. Sein edler Charakter, der ehrenhaft deutsche Sinn und seine dramatischen Dichtungen, die zum Theil auf den besten Bühnen Deutschlands mit großem Beifall gegeben wurden, verschafften ihm 1845 einen Ruf als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg, welche Stadt jetzt zu seiner Heimat geworden ist. Vom Mai 1847 bis ins Jahr 1848 gebrauchte er die Wasserheilanstalt zu Lehsen bei Wittenberg im Meklenburgischen, um sich von einem Nervenübel zu befreien, das ihm zuweilen den linken Arm und den linken Fuß lähmen wollte.

Mosen machte schon in seiner frühen Jugend die harte Schule der Prüfungen und Entbehrungen durch. Ein widerwärtiges Geschick hinderte ihn am eifrigen Vorschreiten in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft; darum reifte auch früh in ihm der ernste Gedanke über „des Menschenlebens Sinn und Frommen" nachzusinnen. Mit dem Ernst des Lebens vereinigten sich die bleibenden

Eindrücke der kindlichen Natur, hervorgerufen durch „das geheimnißvolle Walten heimatlicher Waldeinsamkeit". Der Schmerz über die Schmach, und die Freude über den Sieg und die Freiheit des heiligen Vaterlandes bildeten schon in dem Knaben den patriotischen Sinn in der Reinheit und Festigkeit aus, wie er sich später in dem öffentlichen Charakter des Jünglings und Mannes gezeigt hat. Somit wären zugleich die Hauptquellen der Mosen'schen Lyrik angedeutet, nämlich das Menschenherz, die Natur und das Vaterland. Die gefühlsinnigen, zarten, wehmüthigen Lieder: „In die Ferne geht mein Sehnen", „Mit den Bäumen spielt der Wind" ꝛc. gleichen den schönsten Lautenklängen Eichendorffs. Das Frühlingslied: „Was ist das für ein Ahnen", ist in Wilh. Müller's Ton und Weise gedichtet und das Liebeslied: „Die Aloe", mit deren glanzvoll und herrlich himmelanstrebender Blüte der Dichter sein Herz vergleicht, das die Leidenschaft tief in sich verschlossen, endlich einer mächtigen Empfindung den Ausbruch gestattet, ist vortrefflich gelungen. Im Tone des Volksliedes ist das schöne Lied: „Fahr wohl!" gedichtet und in bezaubernd kindlicher Weise klingt das wunderholde Märchen: „Der Kreuzschnabel", das nur am Schlusse eine politische Wendung nimmt. Um eine solche Lyrik des Empfindens in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen, dazu hat nicht Jeder ein Organ. „Nur wahrhaft gefühlvolle Menschen," sagt Mosen, „welche sich dem Zauber der Töne und der Dichtung ganz hinzugeben vermögen, können durch seine Macht zur Zeit wie im magnetischen Hellsehen in den wunderbaren Himmel, welcher ja in jeglicher Menschenseele verborgen und gebannt liegt, gläubig und selig versetzt werden, um dort den Antheil an der Geisterglückseligkeit, welche der Menschheit so gern entgegenflutet, hinzunehmen, und mit den zarten, leise wachsenden Flügeln der Psyche sich zu erheben in das Unendliche". Das tiefempfundene heiße „Gebet der Deutschen vor der Schlacht", der ganz unvergleichliche „Trompeter an der Katzbach", der von Rückert, Schenkendorf u. A., aber von Niemand kräftiger, schöner und ergreifender als von Mosen besungene „Andreas Hofer", dann: „Der

ſächſiſche Tambour“ und „Die Völkerſchlacht bei Leipzig“, die alle mehr oder minder in Art und Ton des Volksgeſangs gedichtet ſind, bekunden den urkräftigen, friſchen, für das Vaterland hochbegeiſterten Lyriker. An dieſe zunächſt vaterländiſchen Dichtungen ſchließt ſich das Polenlied: „Die letzten Zehn vom 4ten Regiment“, ein vielgeſungenes Lied, das ſeiner Zeit in Herz und Mund des deutſchen Volkes übergegangen war.

Die Novellendichtung Moſen's iſt faſt durchweg lyriſch und verdient um ſo mehr Beachtung, da nur ſehr wenige der neuern Dichter mit ſolchem Glück die ſentimentale oder Gefühls-Novelliſtik gepflegt haben, wie es Moſen gethan hat. „Georg Venlot“, „Helena Valisneria“, „Die blaue Blume“ und: „Das Heimweh“ ſind ſchöne poetiſche Geſtalten, aus denen die Stimme des Herzens recht innig ertönt, aus welchen ſich aber auch ein ſtarker romantiſcher Zug nach dem Wunderbaren und Geheimnißvollen leicht zu erkennen gibt.

Als Epiker hat Moſen durch die beiden größern epiſchen Gedichte: „Das Lied vom Ritter Wahn“ und durch „Ahasver“ den Ruhm ſeines Dichternamens aufs Neue begründet. In Italien hörte er von einem herumziehenden Mandolinſpieler eine bänkelſängeriſche Improviſation über den „cavaliere Senso“ und fühlte bald den „germaniſchen Urſprung dieſer Sage heraus, welche von unnennbarer Sehnſucht, von Wanderung in ein ſchönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die Heimat und vom Untergange daſelbſt handelt“. Der Stoff zum „Lied vom Ritter Wahn“ war hiermit gefunden, worin die Idee zur Vereinigung mit Gott in der Unſterblichkeit zur poetiſchen Anſchauung gebracht wurde, wie der Dichter ſich ſelbſt darüber ausdrückt. Hier, wie im „Ahasver“ (der erſt im unbewußten, ſpäter im ſelbſtbewußten Trotze ſich dem Gott der Chriſtenheit ſchroff gegenüberſtellt) und überhaupt in allen poetiſchen Arbeiten Moſen's müſſen wir das ernſtliche Beſtreben ehren: die Sprache kraftvoll und poetiſch zu behandeln und ein in Anlage und Ausführung gleich gediegenes Kunſtwerk zu ſchaffen. Das Schauſpiel: „Heinrich der Finkler“ iſt ein inniges

Gebet zu dem Gott seines Volkes, es ist ein altdeutsches Bild auf Goldgrund gezeichnet. Die liebenswürdige, treuherzige Dichtergesinnung, welche sich darin offenbart, ist ungemein ansprechend. Mit diesem Drama, dem bald: „Cola Rienzi", „Kaiser Otto III." ꝛc. folgten, trat Mosen in eine neue geistige Entwicklungsstufe. Im Drucke noch nicht erschienen, aber auf den besten deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt, sind die fünfaktigen Trauerspiele: „Bernhard von Weimar", „Katte und der Sohn des Fürsten" und „Don Johann von Oestreich".

Schriften: Der Gang nach dem Brunnen. Novelle. Jena 1825. — Georg Venlot. Eine Novelle mit Arabesken. Leipzig 1831. — Das Lied vom Ritter Wahn. Das. 1831. — Gedichte Das. 1836. 2te Auflage 1843. — Heinrich der Finkler. Schauspiel. Das. 1836. — Die Wette. Lustspiel 1837. — Novellen: Ismael, Helena Vallisneria, das Ondinenbild ꝛc. Leipzig 1837. — Ahasver, ein episches Gedicht. Leipzig und Dresden. 1833. — Theater, enthaltend: Otto III., die Bräute von Florenz, Cola Rienzi, Wendelin und Helene. Stuttgart 1842. — Der Congreß von Verona. Ein Roman. 2 Bde. Berlin 1842. — Die blaue Blume. Das Heimweh. Zwei Novellen in der Urania von 1840 und 1844. —

98. Frühlingslied.

Was ist das für ein Ahnen
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus! Heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft,
Heraus! Heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
Ans Fenster wunderlich,
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt er freundlich mich,
Und rief: Du finstres Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind:
Heraus!

Sahst du das Hirtenknäblein,
Den Lenz, du kleiner Wicht?
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Trieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberschäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber singen
So frei durchs ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blütenbusch,
Durch Wälder und durch Auen, husch
Hinaus?

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt ich nicht sein;
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flög ich doch mit dir
Hinaus!

---

99. Im Sommer.

Durch des Kornes enge Gassen
Langsam zieh ich wohl einher,
Wenn die Aehren all erblassen
Von verborgnem Segen schwer;
Und so wandl ich hin und sinne,
Und weiß nicht, was ich beginne.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde ſchwebet
Bräutlich ſtill in ſeinem Arm;
Ach, inbrünſtig ſüßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen!

---

100. Ruhe am See.

Einſam oben auf dem Hügel,
An des Felſens Ueberhang,
An des Seees blauem Spiegel
Ruh ich Stunden, Tage lang.

Ueber mir das Laub der Bäume,
Um mich heller Frühlingsſchein,
Wie ins Feenland der Träume
Schau ich in den See hinein.

Was am Ufer ſteht und wehet
Und den ganzen Himmelsplan,
Was nur dort vorüber gehet,
Zeigt der treue Spiegel an.

Herz, mein Herz, was ſoll dein Schlagen,
Biſt du wieder gar ſo wild,
Daß du nicht vermagſt zu tragen,
Wie der See, des Himmels Bild?

Herz, mein Herz, was willſt du bangen,
Herz, mein Herz, in deinem Weh?
Sturm und Winter ſind gegangen,
Hell und ruhig ſteht der See!

---

101. Wanderlied. (Aus: „Georg Venlot".)

In die Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken dringt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen,
Um das längstvergangne Glück.

Lüfte, die ihr in den Bäumen
Leise flüsternd, weiter eilt;
Wißt ihr wohl von jenen Räumen,
Wo die Allerschönste weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felsenwand;
Klagend scheinen sie zu sprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch, mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entfliehn,
Ueber Erd und Himmel eilen;
Ich nur langsam weiter ziehn.

---

102. Lied. (Aus: „Georg Venlot".)

Mit den Bäumen spielt der Wind,
Küßt die Blume still im Moose;
Ruhig in des Waldes Schooße
Lieg ich hier, ein träumend Kind.
Ach! herab von allen Zweigen
Will sich selger Himmel neigen.

Aus dem fernen Thal empor
Dringt des Waldhorns tröstend Hallen,
Und des Tones Geister wallen
Durch die Waldesnacht hervor;
Gleich, als wollten sie mir sagen
Von der Kindheit bessern Tagen.

Und ein Vöglein guckt mich an
Mit den Aeuglein ſchwarz und niedlich,
Hüpft um mich ſo zahm und friedlich,
Pickt an meine Bruſt heran.
Vöglein! laß das ruhn im Herzen,
Drinnen ſchlafen ſchlimme Schmerzen.

---

103. Die Aloe.

Mein Herz war eine Aloe,
So herb in ſich befangen,
Doch thut es plötzlich mir ſo weh,
Seine Ruhe iſt vergangen.

Nicht du haſt ihm ſo weh gethan, —
Es zuckt in Schmerz und Wähnen; —
Inwendig zündeten es an
Nur deine hellen Thränen.

Nun treibt und drängt es ohne Raſt,
Die Bruſt wird ihm zu enge,
Mir iſt, als wenn in Glut und Haſt
Es ſelber ſich zerſprenge.

Nun drängt und treibt es wild hervor
Im feuerheißen Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empor
Die flammende Blumenkerze.

Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke,
Und hoch aufrauſcht der Blütenbaum,
Es ſpringt entzwei die Decke.

Es ſtreckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zerſplittern,
Und ſchon ſeh ich mit ſüßem Graus
Hochoben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch!
Es muß in dieſen Flammen,
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in ſich zuſammen.

Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Der ſchnelle zündende Funken,
Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken.

---

104. Fahr wohl!

„Sollſt nicht um Liebe leiden den Tod,
Ich will dich retten aus Kerker und Noth!

Der König, mein Vater, zürnet dir ſehr;
Ich liebe dich, rette dich über das Meer.

Ich kenne ein heimlich kräftiges Wort,
Ich werde ein Vogel und trage dich fort.“

Da wurde die Jungfrau ein edler Schwan,
Der Jüngling ſchlang ſich am Hals hinan.

Da flogen die Beiden zur Burg hinaus,
Den Jüngling erfaßt ein tödtlicher Graus.

Sie hielt ihn mit beiden Flügeln bewahrt,
Durch Wolken und Wetter ging ihre Fahrt.

Und als ſie geflogen nur einen Tag,
Der Jüngling nicht mehr ſich zu halten vermag.

Und als ſie flog über Engeland,
Da löste ſich matt die eine Hand,

Und als ſie flog durch die zweite Nacht,
Da faßt er ſie an mit der letzten Macht.

Und als sie flog überm Felseuriff,
In wilder Angst er nach ihr griff.

Und als sie schwebten über dem Meer,
Da konnt' er sich helfen nimmermehr.

Es schlugen die Wellen an seinen Fuß,
Da rief er: „„o, daß ich sterben muß!

Fahr wohl! Fahr wohl, du treuer Schwan!
Aus dem Nebel blickt der Tod mich an.

Dich hab ich geliebet mit Allgewalt,
Fahr wohl, du zarte, du schöne Gestalt!

Ich stürze hinunter in Todesflut,
Treue Liebe, treuer Tod, thun ewig gut!""

Da lösten sich seine Hände beid,
Aufschrie das Meer vor Herzeleid.

Aus der Tiefe brachen die Wogen hervor,
Es brauste das Meer, es rief empor:

„Fahr wohl, fahr wohl, du treuer Schwan!
Weh dem, der euch solch Leid gethan!

Ich will legen und betten den Knaben dein
Zwischen Perlen und helles Edelgestein,

Mit blauem Sammet ihn decken zu,
Da soll er träumen in guter Ruh!

Da soll er träumen bis zu der Stund,
Wo ihn erwecket dein süßer Mund!

Fahr wohl, fahr wohl, du schöner Schwan!
Weh dem, der euch solch Leid gethan!"

105. Der Kreuzſchnabel.

Ich war beim Vogelſteller
Wohl oft in frommer Ruh
Die ganze Nacht im Walde
Und that kein Auge zu.

Er wußte von jedem Vogel
Ein Märchen wunderhold,
In der berußten Stube
Wuchs helles Märchengold.

Doch der am grünen Fenſter,
Der Vogel purpurroth,
Mit ſeinem Kreuzesſchnabel,
Der half von aller Noth.

Wer ſich im Wald beſchädigt,
Dem ſang er zu die Wund,
Und ſelbſt den Fieberkranken
Machte ſein Lied geſund.

Hab jetzt ein bittres Sehnen,
So einen ſtillen Gram,
Des Vogels Lied zu hören,
Das ich ſo oft vernahm.

Könnt ich ihn ſingen hören
In meiner Seele Schmerz,
Das würde ſicher ſtillen
Mein blutend wundes Herz.

Wenn die Blumen längſt verſtarben
Vor der weißen Winternacht,
Hat ein Vöglein auf der Fichte
Erſt ſein kleines Neſt gemacht.

Ach, ein blutigrothes Vöglein
Brütet in der Wildniß Graus
Unter den beeisten Zweigen
Still und heiß die Jungen aus!

Kreuzesſchnabel, Wundervogel!
Gar zu oft fällſt du mir ein,
Schau ich in die ſtarre Wildniß,
In die öde Welt hinein.

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich ſanftes Zucken
An der ſtahldurchbohrten Hand.

Hier von Allen ganz verlaſſen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen ſtarken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

Blutbeträuft und ohne Raſten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrein.

Und der Heiland ſpricht in Milde:
„Sei geſegnet für und für!
Trag das Zeichen dieſer Stunde
Ewig Blut und Kreuzeszier.“

Kreuzesſchnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut ſo klar
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

Wie das Vöglein, wohl vergebens,
Möcht ich ziehen aus der Hand
Einen mörderiſchen Nagel
Dem gequälten Vaterland.

Doch benetzt von ſeinen Thränen,
Doch beträuft von ſeinem Blut,
Sing ich nun betrübt im Walde
Hoffnungslos und ohne Muth.

Rauſcht ihr finſtern Fichtenbäume!
Brauſe Gießbach mit Gewalt!
Daß mein Lied von dieſen Bergen
Nicht ins Thal hinunterſchallt.

---

106. Gebet der Deutſchen vor der Schlacht.

(Aus: „Heinrich dem Finkler".)

Herr und Retter
In dem Wetter
In der wilden Völkerſchlacht!
Zu dir tret ich,
Zu dir bet ich:
Rett uns, Herr, mit deiner Macht!

Laß uns knieen,
Zu dir fliehen,
Beten, Herr, mit Herz und Hand:
Nicht vergehen,
Laß beſtehen
Unſer deutſches Vaterland!

Dich zu preiſen,
Laß zerreißen
Schmach und Strick und Feindes Tück!
Führ hinieden
Deinen Frieden
Deutſchem Land und Volk zurück!

Gib uns Stärke
Zu dem Werke
Unsrer Freiheit, deines Ruhms!
Laß in Freuden
Uns erstreiten
Selbst den Kranz des Märtyrthums!

Nicht in Banden,
Nicht in Schanden,
Nicht dem Feind zu Spott und Hohn!
Lieber sende
Gnädig Ende,
O barmherziger Gottessohn!

---

107. Heinrich der Löwe.

Im Dom zu Braunschweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

Es liegt auf Heinrichs Grabe,
Gleichwie auf einem Schild,
Ein treuer Todtenwächter —
Des Löwen ehrnes Bild.

Der Löwe konnt nicht weichen
Von seines Herzogs Seit,
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen miteinander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen miteinander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie sein Schatten
Auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein;
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren mußt' er sein.

Beim Herzog ruht der Löwe
Hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

Drum mit des Herzogs Namen
Geht stolz, Jahrhundert lang,
Der Löwe wie beim Leben
Noch immer seinen Gang.

---

108. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heilgen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor;
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstere Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: „Das thu ich nitt!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh auf dieser Schanz;
Es leb mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;

Dann ruft er: „Nun ſo trefft mich recht!
Gebt Feuer! „Ach wie ſchießt ihr ſchlecht!
Ade, mein Land Tyrol!“

---

109. Die Völkerſchlacht bei Leipzig. (16. bis 18. Oktober 1813.)

Es wollten viel treue Geſellen
Sich kaufen ein Vaterland
Zu Leipzig mit eiſernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Bei Leipzig ruhet begraben
Wohl mancher Mutter Kind,
Das Grablied ſangen ihm Raben,
Die dort geflogen ſind.

Was fraget ihr Todesgenoſſen,
Die ihr dort unten ruht:
Was half es, daß gefloſſen
So viel von rothem Blut!

Wer kann euch Antwort ſagen,
Wer ſagen ſolches Leid!
Wohl euch, daß ihr erſchlagen,
Daß ihr erſchlagen ſeid.

Zwei Trompeter reiten zum Thor herein,
Das iſt ein mächtiges Klingen, —
Sie ſtoßen in die Trompeten hinein,
Als ſollte die Welt zerſpringen.

Geſchlagen war die Leipziger Schlacht,
Die Völkerſchlacht war geſchlagen,
Dahingeſchmettert und umgebracht
Im Staube die Feinde lagen.

Der Hessen-Homburg reitet zur Stadt,
Der erste vor allen den Helden,
Wie das so herrlich geklungen hat,
Die fröhlichste Kunde zu melden!

Ein alter König am Fenster stand,
Er mochte wohl schmerzlich beten:
„Herr Jesus Christus, mein Sachsenland,
Nicht gänzlich laß es zertreten!“

---

110. Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüberdringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde,
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert, —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — ſo klang es,
Victoria — überall,
Victoria — ſo drang es
Hervor mit Donnerſchall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete ſetzt er ab;
Das Herz iſt ihm zerſprungen,
Vom Roß ſtürzt er herab.

Um ihn herum im Kreiſe
Hielts ganze Regiment,
Der Feldmarſchall ſprach leiſe:
„Das heißt ein ſelig End!“

---

111. Der ſächſiſche Tambour. (Aus der Novelle: „Georg Benlot“.)

Erſchoſſen liegen zu Namur im Sand
Wohl wackere Leut' aus Sachſenland.

Sie wollten nicht weichen vom Sachſenpanier,
Erſchoſſen liegen die Braven hier.

Und gingen die Andern ins himmliſche Haus,
Der Eine ſteigt Nächtens vom Grab heraus.

Er ſitzt auf dem Hügel in tiefem Schmerz,
Durchlöchert von Kugeln das treue Herz.

Er ſinget mit knöchernem Todtengeſicht:
„Ich fürchtete euere Kugeln nicht!

Dem Sachſenkönige galt mein Eid,
Ihn hab ich gehalten zu aller Zeit.

O Vaterland, daß du zerriſſen biſt!
Wie könnt ich noch ſchlafen zu dieſer Friſt!

Die Trommel ſchlug ich in mancher Schlacht,
Dürft ich ſie rühren in ſolcher Nacht!

Mußte denn Alles brechen entzwei,
Mit dem deutſchen Reiche die deutſche Treu?“

So ſinget Nächtens auf Namur's Sand
Der todte Tambour vom Sachſenland.

---

112. Die letzten Behn vom 4. Regiment.

In Warſchau ſchwuren Tauſend auf den Knieen:
Kein Schuß im heilgen Kampfe ſei gethan!
Tambour, ſchlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit ſtillem Schmerz ſein 4tes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das 4te Regiment!

Drang auch der Feind mit tauſend Feuerſchlünden
Bei Oſtrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir ſein tückiſch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn!
Fragt Oſtrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das 4te Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schickſal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichſel rennt,
Dort blutete das 4te Regiment!

O weh! das heilge Vaterland verloren!
Ach fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen friſch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefſte Wunde brennt?
Ach, Polen kennt ſein 4tes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unſerer Seite dort wir ſtürzen ſahn!
Wir leben noch, die Wunden ſtehen offen,
Und um die Heimat ewig iſts gethan;
Herr Gott im Himmel ſchenk ein gnädig End
Uns Letzten noch vom 4ten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düſtrem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: „Wer da?“ ſchallt; ſie ſtehen feſtgebannt,
Und Einer ſpricht: „Vom Vaterland getrennt
Die letzten Zehn vom 4ten Regiment!“

Wilhelm Müller.

Empfangt im leichten Liederkleide
Mich, wie ich war und wie ich bin!
Sich zeigen, ist des Dichters Freude,
Aufrichtig heißt des Deutschen Sinn:
Drum wollt' ich Nichts vor euch verhehlen,
Ihr könnt nun selbst das Beste wählen.

Wilh. Müller.

Wilhelm Müller, geboren am 7. Okt. 1794 zu Dessau, war der Sohn eines wohlhabenden und allgemein geachteten Schuhmachers und genoß eine sorgfältige, aber doch sehr freie Erziehung, wodurch der Grund zu seiner spätern vielseitigen Bildung und Lebensrichtung gelegt wurde. In seinem 14. Jahre hatte er schon einen ganzen Band Elegien, Oden und kleine Lieder wie zum Drucke geordnet. 1812 bezog er die Universität Berlin, um Philologie und Geschichte zu studiren, trat aber bald als Freiwilliger ins preußische Heer und nahm Theil am deutschen Freiheitskriege in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm. 1814 kehrte er nach Berlin zurück, nahm seine Studien wieder auf und beschäftigte sich namentlich eifrig mit altdeutscher Sprache und Literatur. Eine Frucht dieser Studien war: „Die Blumenlese aus den Minnesängern". 1817 unternahm der Graf Sack zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise nach Egypten. Der reise- und wanderlustige junge Dichter wurde sein Begleiter. Die Reise sollte über Wien und Konstantinopel gehen, allein nach zweimonatlichem Aufenthalte in Wien, den Müller hauptsächlich der Erlernung der neugriechischen Sprache widmete, änderte der Graf, dem Dichter

zu Liebe, seinen Plan und nahm seinen Weg über Florenz, Venedig und Rom, also durch Italien, das gelobte Land der Dichter und Künstler. Trotz der glänzenden Aussichten, die ihm sein gräflicher Gönner gestellt, ließ sich Müller nicht bewegen, die Reise nach Egypten fortzusetzen. Er reiste deshalb allein nach Neapel, blieb den Sommer über in Albano und kam im Frühjahr 1819 wieder nach Berlin. Noch im nämlichen Jahre ward er als Lehrer der klassischen Sprachen an die neuorganisirte Gelehrtenschule zu Dessau berufen und auch bald darauf als herzoglicher Bibliothekar angestellt. 1821 vermählte er sich mit einer Enkelin des berühmten Pädagogen Basedow. Von nun an machte er fast jährlich Reisen in Deutschland, um sich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen, Freunde zu besuchen und würdige Feste feiern zu helfen. Die Eindrücke dieser Reisen suchte er in leichten Liedern festzuhalten. Um sich vom Keuchhusten zu befreien, bezog er 1826 eine Sommerwohnung im herzoglichen Garten Luisium nahe bei Dessau. Es war dieselbe Wohnung, in der Mathisson früher viele Jahre verlebte. Aus dem Bad Eger, das Müller auch noch im nämlichen Jahre besuchte, kehrte er gesund und gestärkt in seine Heimat zurück. Im Sommer 1827 machte er mit seiner Frau eine Reise an den Rhein und nach Schwaben. Auf dieser Reise merkte er sich zur poetischen Bearbeitung: „Die drei Leiern auf dem alten Wappen über Goethe's Geburtshause", (jetzt von Moritz Carriere poetisch dargestellt), dann die goldne Brücke über den Rhein, die der Vollmond bei Rüdesheim darüberstrahlte und worauf der Kaiser Karl herüberschreitet, um nach seinen Reben zu sehen (S. Geibel. Bd. I., Rheinsage, S. 221); ferner: „Der Drachenfels", „Rolandseck" ꝛc. Ju Würtemberg ward Müller mit G. Schwab und Lud. Uhland bekannt und befreundet und auf seiner Rückreise verbrachte er in Weinsberg bei Just. Kerner einen „Abend voll Sängerjugend". Am 25. Septbr. kam er in Dessau wieder an, sagte am 30. zu seinem Arzt, „daß er sich ganz erstaunlich wohl fühle," aber schon in der nächsten Nacht starb der 33jährige Dichter an einem Schlagflusse. Als Müller den Just. Kerner besuchte, ließ dieser, dem

Sänger der Griechenlieder zu Ehren die griechiſche Fahne auf dem alten Thurme ſeiner Wohnung wehen. Aus Unkenntniß der Farben dieſer Fahne wurde auf den weißen und hellblauen Grund ein ſchwarzes Kreuz geſetzt. In der Nacht haben der Regen und Herbſtnebel die leichtgefärbte hellblaue Farbe völlig ausgewaſchen und ſtatt der griechiſchen Fahne blickte am Morgen dem baldvollendeten Sänger eine bedeutungsvolle weiße mit ſchwarzem Kreuze nach. Uhland ſchrieb dem ſcheidenden Dichter, nicht ahnend, daß er für immer ſcheide, folgendes Gedicht ins Stammbuch, das durch Müllers frühen Tod prophetiſche Bedeutung erlangte:

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling ſüß und licht,
Auch jener große klare —
Getroſt! er fehlt dir nicht;
Er iſt dir noch beſchieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahneſt ihn hienieden,
Und droben bricht er an".

Wilh. Müllers Lyrik iſt friſch und lebendig, naiv, anmuthig und heiter, ſanft und innig, leicht und ſangbar, getragen von den Elementen der Volkspoeſie und unverkünſtelt und wahr in Gefühl, Empfindung und poetiſcher Anſchauung; denn Wahrheit war der Grundzug in des Dichters Natur, Charakter und Leben. Ohne Wahrheit gab es für ihn „keine Tugend, keine Schönheit, keine Liebe und keine Freundſchaft" und er konnte, ſelbſt „auf die Gefahr einen Freund zu verlieren, nicht unwahr ſein". Durch ſeine „Gedichte aus den hinterlaſſenen Papieren eines reiſenden Waldhorniſten", die voll der anſprechendſten und lieblichſten Melodieen ſind, wie durch ſeine „Griechenlieder", in denen er voll kräftigen Ernſtes, ſchwungvoller Begeiſtrung und glühender Freiheitsliebe die ſiegreichen Kämpfe einer unterdrückten Nation feierte, erwarb er ſich raſch die Gunſt des Publikums. Müller verſtand es vortrefflich, ſeine eigne heitre Gemüthsſtimmung ſehr paſſend den verſchiedenen Ständen anzudichten. Er wußte

nüchtern Muthes den trunknen Zecher zu ſpielen, ſich äußerſt lebhaft in die Lage des luſtigen Poſtillions, der vergnügten Jäger- und Wanderburſchen, vor Allen aber in die herzinnigſten Verhältniſſe eines wandernden Müllers zu verſetzen. Die Lieder: „An die ſchöne Müllerin“, wozu: „Wohin“? „Die Ungeduld“, „Mein“ ꝛc. gehören, wurden erſt recht gehoben und verbreitet durch F. Schubart's meiſterhafte Compoſitionen, ſo daß ſie wie des „Poſtillions Morgenlied“, „Die Heimkehr“ aus den „Reiſeliedern“, dann: „Jägerluſt“, „Liebesgedanken“ aus den „ländlichen Liedern“, ferner: „Die Bräutigamswahl“ und „Die Braut“ (echt volksthümliche Lebensbilder des deutſchen Nordens) aus den „Muſcheln von der Inſel Rügen“ und endlich die ſchönen Weinlieder: „Die Arche Noäh“ und „Est, est“ aus den „Tafelliedern für Liedertafeln“ jetzt als beliebte Lieder im Munde der ſangesfrohen Jugend fortleben. Ganz beſonders gelungen ſind ihm die Naturlieder: „Frühlingskranz aus dem Plauen'ſchen Grunde bei Dresden“, worin ſich der kindlichfrohe Jubel über die herrliche Frühlingszeit in liebenswürdigſter Naivetät, Friſche, Anmuth, Einfachheit und Klarheit ſo vortrefflich ausſpricht, daß die Natur keineswegs beſſer perſonificirt werden konnte, als dieß in: „Frühlingsmahl“, „Die Forelle“, „Morgenlied“, „Kinderluſt“ u. a. geſchehen iſt.

Schriften: Blumenleſe aus den Minneſängern. Berlin 1816. — Rom, Römer und Römerinnen. II. Berlin 1820. — Gedichte aus den hinterlaſſenen Papieren eines reiſenden Waldhorniſten. Deſſau 1821, 1826, zweites Bändchen 1824. — Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1822 — 27. V. — X. Fortſetzung, Band XI. bis XIV. von K. Förſter. Leipzig 1828 — 38. — Lieder der Griechen. I. Deſſau. 1822. 25. II 1822. Neue Lieder der Griechen. II. Leipzig 1823. — Neueſte Lieder der Griechen. Leipzig 1824. Vermiſchte Schriften, herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von G. Schwab. V. Bde. Leipzig 1830. — Gedichte, herausgegeben und mit einer Biographie begleitet von G. Schwab. II. Bde. Leipz. 1837. — Gedichte. Miniaturausgabe. II. Leipz. 1850.

113. Wohin?

Ich hört' ein Bächlein rauſchen
Wohl aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thale rauſchen
So friſch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderſtab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer friſcher rauſchte,
Und immer heller der Bach.

Iſt das denn meine Straße?
O Bächlein, ſprich, wohin?
Du haſt mit deinem Rauſchen
Mir ganz berauſcht den Sinn.

Was ſag ich denn vom Rauſchen?
Das kann kein Rauſchen ſein:
Es ſingen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

Laß ſingen, Geſell, laß rauſchen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

---

114. Ungeduld.

Ich ſchnitt es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb es gern in jeden Kieſelſtein,
Ich möcht es ſä'n auf jedes friſche Beet
Mit Kreſſenſamen, der es ſchnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht ichs ſchreiben:
Dein iſt mein Herz und ſoll es ewig bleiben.

Ich möcht mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er ſpräch die Worte rein und klar,
Bis er ſie ſpräch mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißem Drang;
Dann ſäng er hell durch ihre Fenſterſcheiben:
Dein iſt mein Herz und ſoll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht ichs hauchen ein,
Ich möcht es ſäuſeln durch den regen Hain;
O leuchtet' es aus jedem Blumenſtern!
Trüg es der Duft zu ihr von nah und fern!

Ihr Wogen, könnt ihr Nichts als Räder treiben?
Dein iſt mein Herz und ſoll es ewig bleiben.

Ich meint', es müßt in meinen Augen ſtehn,
Auf meinen Wangen müßt mans brennen ſehn,
Zu leſen wärs auf meinem ſtummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäbs laut ihr kund;
Und ſie merkt Nichts von all dem bangen Treiben,
Dein iſt mein Herz und ſoll es ewig bleiben!

---

115. Mein!

Bächlein, laß dein Rauſchen ſein!
Räder ſtellt euer Brauſen ein!
All ihr muntern Waldvögelein,
Groß und klein,
Endet eure Melodein!
Durch den Hain
Aus und ein
Schalle heut ein Reim allein:
Die geliebte Müllerin iſt mein!
Mein!
Frühling, ſind das all deine Blümelein?
Sonne haſt du keinen hellern Schein?
Ach, ſo muß ich ganz allein
Mit dem ſeligen Worte mein
Unverſtanden in der weiten Schöpfung ſein.

---

116. Des Poſtillions Morgenlied vor der Bergſchenke.

Vivat, und ins Horn ich ſtoße!
Vivat, wie ſo hell es klingt,
Wenn es in der Morgenſtunde
Meinem Schatz ein Vivat bringt!

Und die Peitſche knallt dazwiſchen,
Und die Räder raſſeln drein,
Und die Funken und die Flammen
Fliegen über Stock und Stein.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Paſſagier:
Mag ers loben und bezahlen,
Liebſte, aber 's gilt nur dir.

Kann ichs mit dem Schwert nicht zeigen,
Mit dem blanken Ritterſporn,
Hat mein Herz für ſeine Liebe
Doch dies kleine, runde Horn.

Wers verſteht, es klingt nicht übel,
Friſch und ſcharf wie Morgenwind,
Und die Liebſte, die ich meine,
Iſt kein ſchwächlich ſtädtiſch Kind.

In dem Wald iſt ſie geboren,
Iſt des Schenken Töchterlein;
Klang der Becher, Zank der Zecher
Mußt' ihr Wiegenliedchen ſein.

In dem Walde ſteht die Schenke
Einſam auf dem höchſten Berg,
Durch den Schornſtein bläst die Hexe,
Und im Keller wühlt der Zwerg.

Aber ſie, die flinke Dirne,
Weiß mit Geiſtern umzugehn.
Wenn ihr Schlüſſelbund nur klappert,
Läßt kein Spuk ſich weiter ſehn.

Und wie trefflich kann ſie bannen
Geiſter auch von Fleiſch und Bein,
Die Berauſchten, ſeis von Liebe,
Seis von Bier und Branntewein.

Keiner wagt ſich ihr zu nahn,
Weil den Zauberkreis er kennt,
Der dem kecken Ueberſpringer
Zung und Finger gleich verbrennt.

Aber freundlich und geſprächig
Iſt ſie dem beſcheidnen Gaſt,
Und an ihrem Thor vorüber
Rollt kein Wagen ohne Raſt.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Paſſagier;
Gut gefahren, gut gehalten
Bei der ſchmucken Dirne hier.

Mag ers loben und bezahlen,
Liebſte, aber 's gilt nur dir.
Schöne Schenkin, ach ich dürſte!
Schenke, ſchenke Liebe mir!

Vivat, und ins Horn ich ſtoße,
Und es muß geſchieden ſein!
Vivat, und wie ſoll es ſchmettern
Kehr ich hier auf ewig ein!

---

117. Heimkehr.

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng ich auf den Wanderſtab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg ich ihr zu Füßen ab.

Wanderluſtige Gedanken,
Die ihr flattert nah und fern,
Fügt euch in die engen Schranken
Ihrer treuen Arme gern!

Was uns in der weiten Ferne
Suchen hieß ein eitler Traum,
Zeigen uns der Liebe Sterne
In dem traulich kleinen Raum.

Schwalben kommen hergezogen —
Setzt euch, Vöglein, auf mein Dach!
Habt euch müde schon geflogen,
Und noch ist die Welt nicht wach.

Baut in meinen Fensterräumen
Eure Häuschen, weich und warm!
Singt mir zu in Morgenträumen
Wanderlust und Wanderharm.

---

118. Jägers Lust.

Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht!
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd.

Wie lustig ists im Grünen,
Wenns helle Jagdhorn schallt,
Wenn Hirsch und Rehe springen,
Wenns blitzt und dampft und knallt!

Ich hab mir schwarz gesenget
Das rechte Augenlied:
Was thuts, da mich mein Dirnel
So schwarz auch gerne sieht?

Mein Stutz und meine Dirne,
Sind die mir immer treu,
Was thu ich weiter fragen
Nach Welt und Klerisei?

Im Walde bin ich König?
Der Wald iſt Gottes Haus,
Da weht ſein ſtarker Odem
Lebendig ein und aus.

Ein Wildſchütz will ich bleiben,
So lang die Tannen grün,
Mein Mädchen will ich küſſen,
So lang die Lippen glühn.

Komm Kind, mit mir zu wohnen
Im freien Waldrevier!
Von immergrünen Zweigen
Bau ich ein Hüttchen dir.

Dann ſteig ich nimmer wieder
Ins graue Dorf hinab,
Im Walde will ich leben,
Im Wald grabt mir mein Grab!

Daß nicht des Pfarrers Kühe
Darauf zur Weide gehn:
Das Wild ſoll drüber ſpringen,
Kein Kreuz im Wege ſtehn.

---

119. Liebesgedanken.

Je höher die Glocke,
Je heller der Klang:
Je ferner das Mädchen,
Je lieber der Gang.

Der Frühling will kommen,
O Frühling, meine Freud!
Nun mach ich meine Schuhe
Zum Wandern bereit.

Wohlauf durch die Wälder,
Wo die Nachtigall ſingt!
Wohlauf durch die Berge,
Wos Gemsböcklein ſpringt!

Zwei ſchneeweiße Täubchen,
Die fliegen voraus,
Und ſetzen ſich ſchnäbelnd
Auf der Hirtin ihr Haus.

Ei biſt du ſchon munter,
Und biſt ſchon ſo blank?
Gott grüß dich, ſchöns Dirnel!
Ach, der Winter war lang!

Zwei Augen, wie Kirſchkern,
Die Zähne ſchneeweiß,
Die Wangen, wie Röslein,
Betracht ich mit Fleiß;

Ein Mieder von Scharlach
Ganz funkelnagelneu,
Und unter dem Mieder
Ein Herzlein ſo treu!

Und ihr Lippen, ihr Lippen,
Wie preis ich denn euch?
So wie ich will ſprechen,
So küßt ihr mich gleich!

Ei Winter, ei Winter,
Biſt immer noch hier?
So darf ich doch wandern
In Gedanken zu ihr.

Auf Siebenmeilenſtiefeln
Gehts flink von der Stell;
Auf Liebesgedanken
Gehts ſiebenmal ſo ſchnell.

---

120. Kinderluſt.

Nun feget aus den alten Staub
Und macht die Laube blank!
Laßt ja kein ſchwarzes Winterlaub
Mir liegen auf der Bank!

Die erſte weiße Blüte flog
Mir heut ins Angeſicht,
Willkommen Lenz! Ich lebe noch
Und weiß von Leide Nichts.

Und ſchaue hell, wie du hinein,
In Gottes ſchöne Welt
Und möcht ein kleiner Bube ſein
Und kollern durch das Feld.

O ſeht, da plätſchern ſchon am See
Die lieben Kindelein
Und ziehn die Hemdchen in die Höh
Und wollen gern hinein.

Hörſt du die Käfer ſummen nicht?
Hörſt du das Glas nicht klirren,
Wenn ſie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben ſchwirren?

Die Sonnenſtrahlen ſtehlen ſich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall iſt heißer faſt,
So lang hat ſie geſungen,
Und weil du ſie gehört nicht haſt,
Iſt ſie vom Baum geſprungen.

Da ſchlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fenſterſcheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.

---

123. Die Forelle.

In der hellen Felſenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Uebermuth
Guckt ſie aus der kühlen Flut,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieſelſteinen,
Die das ſeichte Bächlein kaum
Ueberſpritzt mit Staub und Schaum.

Sieh doch, ſieh, wie kann ſie hüpfen
Und ſo unverlegen ſchlüpfen
Durch den höchſten Klippenſteg,
Grad als wäre das ihr Weg!

Und ſchon will ſie nicht mehr eilen,
Will ein wenig ſich verweilen
Zu erproben, wie es thut
Sich zu ſonnen aus der Flut.

Ueber einem blanken Steine
Wälzt ſie ſich im Sonnenſcheine,
Und die Strahlen kitzeln ſie
In der Haut, ſie weiß nicht wie;
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob ſie es ſoll ertragen,
Oder vor der fremden Glut
Retten ſich in ihre Flut.

Kleine, muntere Forelle,
Weile noch an dieſer Stelle
Und ſei meine Lehrerin:
Lehre mich den leichten Sinn
Ueber Klippen wegzuhüpfen
Durch des Lebens Drang zu ſchlüpfen
Und zu gehn, obs kühlt, obs brennt,
Friſch in jedes Element.

---

124. Bräutigamswahl. (Mönkgut.)

8 Meine Schürze hat Mutter ans Fenſter gehangen,
Da ſind viele Burſche vorüber gegangen;
Sprach Mutter: „Jetzt hole dir Einen ins Haus!“
Ich ſeufzte, ich weinte und ſah nicht hinaus.

Er iſt ja doch nicht mit vorübergegangen,
Auf den ich gerichtet mein heißes Verlangen.
Wer trägt ihm die Zeitung weit über das Meer,
Und holt ihn zur fröhlichen Brautjagd her?

Ich möcht an den Maſt meine Schürze binden,
Ich möchte ſie geben den Wogen und Winden:
Und ſäh er ſie wehen von fern in der Luft,
Er würd es wohl ahnen, wohin ſie ihn ruft!

Und ſoll dem Erwählten mein Tüchlein ich ſenden
Ich trag es zu ihm mit eigenen Händen,
Ich werf es ins wogende Meer hinab:
Schwimm, Tüchlein! und ſag ihm, wie lieb ich ihn hab.

Und iſt er nicht über den Fluten zu ſehen,
So mußt du tiefer hinunter gehen,
Und wo er mag liegen und pflegen der Ruh,
Da breite dich über und deck ihn mir zu.

Und ruft ihn ein Engel zum jüngſten Gerichte,
Da fühlt er das Tüchlein auf ſeinem Geſichte,
Und merket in ſeinem erwachenden Sinn,
Wie treu ich im Tod ihm geweſen bin.

---

125. Die Braut. (Mönkgut.)

Eine blaue Schürze haſt du mir gegeben:
Mutter, Schad ums Färben! Mutter, Schad ums Weben!
Morgen in der Frühe wird ſie bleich erſcheinen,
Will zu Nacht ſo lange Thränen auf ſie weinen.

Und wenn meine Thränen es nicht ſchaffen können,
Wie ſie immer ſtrömen, wie ſie immer brennen —
Wird mein Liebſter kommen und mir Waſſer bringen,
Wird ſich Meereswaſſer aus den Locken ringen.

Denn er liegt da unten in des Meeres Grunde,
Und wenn ihm die Wogen rauſchen dieſe Kunde,
Daß ich hier ſoll freien und ihm treulos werden,
Aus der Tiefe ſteigt er auf zur böſen Erden.

In die Kirche ſoll ich — nun ich will ja kommen,
Will mich fromm geſellen zu den andern Frommen.
Laßt mich am Altare ſtill vorüber ziehen,
Denn dort iſt mein Plätzchen, wo die Wittwen knieen.

---

126. Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der ſchönen alten Wunderſtadt.

In der Fluten Schooß hinabgeſunken
Blieben unten ihre Trümmer ſtehn.
Ihre Zinnen laſſen goldne Funken
Wiederſcheinend auf dem Spiegel ſehn.

Und der Schiffer, der den Zauberſchimmer
Einmal ſah im hellen Abendroth,
Nach derſelben Stelle ſchifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken dumpf und matt:
Ach, ſie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine ſchöne Welt iſt da verſunken,
Ihre Trümmer blieben unten ſtehn,
Laſſen ſich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume ſehn.

Und dann möcht ich tauchen in die Tiefen,
Mich verſenken in den Wiederſchein,
Und mir iſt, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderſtadt herein.

---

127. Der Adler auf Arkona.

1 Auf Arkonas Berge
Iſt ein Adlerhorſt,
Wo vom Schlag der Woge
Seine Spitze borſt.

Spitze deutſchen Landes
Willſt ſein Bild du ſein?
Riſſ' und Spalten ſplittern
Deinen feſten Stein.

Adler, ſetz dich oben
Auf den Felſenthron,
Deutſchen Landes Hüter,
Freier Wolkenſohn!

Schau hinaus nach Morgen,
Schau nach Mitternacht,
Schaue gegen Abend
Von der hohen Wacht!

Ließ der deutſche Kaiſer
Fliegen dich zugleich,
Als er brach in Stücken
Ach, das deutſche Reich?

Hüte, deutſcher Adler,
Deutſches Volk und Land,
Deutſche Sitt und Zunge,
Deutſche Stirn und Hand.

128. Der Glockenguß zu Breslau.

War einſt ein Glockengießer
11 Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meiſter,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte ſchon gegoſſen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und ſeine Glocken klangen
So voll, ſo hell, ſo rein:
Er goß auch Lieb und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegoſſen hat,
Das iſt die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt;

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meiſterſtück,
Rief ſchon manch ſtarres Herze
Zu ſeinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meiſter
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er ſeine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar;

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein,

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

Doch hüte dich, und rühre
Den Hahn mir nimmer an:
Sonst wär es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein,

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät:

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann: —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen,
Und sieht, und wills nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an:
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurthel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

Ich dank euch, ſpricht der Meiſter,
Ihr Herren lieb und werth;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab ſie ja bereitet:
Möcht wiſſen, obs gelang.

Die Bitte ward gewähret,
Sie ſchien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meiſter hört ſie klingen,
So voll, ſo hell, ſo rein;
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude ſein:

Und ſeine Blicke leuchten,
Als wären ſie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuverſicht,
Und was der Tod verſprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das iſt der Glocken Krone,
Die er gegoſſen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, obs anders worden
In dieſer neuen Zeit.

---

129. Die Arche Noäh.

Das Eſſen, nicht das Trinken,
Bracht' uns ums Paradies.
Was Adam einſt verloren
Durch ſeinen argen Biß,
Das gibt der Wein uns wieder,
Der Wein und frohe Lieder.

Und als die Welt aufs Neue
In Bauches Luſt verſank,
Und in der Sünde Fluten
Die Kreatur ertrank,
Blieb Noah doch am Leben,
Der Pflanzer edler Reben.

Er floh mit Weib und Kindern
Wohl in sein größtes Faß,
Das schwamm hoch auf den Fluten,
Und Keiner wurde naß.
So hat der Wein die Frommen
Dem Wassertod entnommen.

Und als die Flut zerronnen,
Da blieb das runde Haus
Auf einem Berge sitzen,
Und Alle stiegen aus,
Begrüßten froh das Leben,
Und pflanzten neue Reben.

Das Faß blieb auf dem Berge
Zum Angedenken stehn:
Zu Heidelberg am Neckar
Könnt ihr es selber sehn.
Nun wißt ihr, wer die Reben
Am Rhein uns hat gegeben.

Und will noch Einer wagen
Den heilgen Wein zu schmähn,
Der soll in Wasserfluten
Erbärmlich untergehn!
Stoßt an und singt, ihr Brüder:
Der Wein und frohe Lieder!

---

130. Est Est!

Hart an dem Bolsener See,
Auf des Flaschenberges Höh,
Steht ein kleiner Leichenstein
Mit der kurzen Inschrift drein:
„Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est!“

Unter dieſem Monument,
Welches keinen Namen nennt,
Ruht ein Herr von deutſchem Blut,
Deutſchem Schlund und deutſchem Muth,
Der hier ſtarb den ſchönſten Tod —
Seine Schuld vergeb ihm Gott.

Als er reist' im welſchen Land,
Vielen ſchlechten Wein er fand,
Welcher leicht wie Waſſer wog,
Und die Lippen ſchief ihm zog;
Und er rief: „Ich halts nicht aus!
Lieber Knappe, reit voraus!

Sprich in jedem Wirthshaus ein,
Und probire jeden Wein:
Wo er dir am beſten ſchmeckt,
Sei für mich der Tiſch gedeckt;
Und damit ich find das Neſt,
Schreib ans Thor mir an ein „Est".

Und der Knappe ritt voran,
Hielt vor jedem Schenkhaus an,
Trank ein Glas von jedem Wein:
War der gut, ſo kehrt' er ein;
War er ſchlecht, ſo ſprengt' er fort,
Bis er fand den rechten Ort.

Alſo kam er nach der Stadt,
Die den Muskateller hat,
Der im ganzen welſchen Land
Für den beſten wird genaunt:
Als von dieſem trank der Knecht,
Dünkt ein „Est" ihm gar zu ſchlecht.

Und mit feuerrothem Stift
Und mit rieſengroßer Schrift
Malt er nach des Weins Gebühr
Est Est an der Schenke Thür;
Ja, nach anderem Bericht
Fehlt die dritte Silbe nicht.

Der Herr Ritter kam, ſah, trank,
Bis er todt zu Boden ſank.
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp
Gruben ihm ein ſchönes Grab
Hart an dem Bolſener See
Auf des Flaſchenberges Höh.

Und ſein Knapp, der Koſtewein,
Setzt' ihm einen Leichenſtein
Ohne Wappen, Stern und Hut,
Mit der Inſchrift kurz und gut:
„Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est!“

Als ich nach dem Berge kam,
Eine Flaſch ich zu mir nahm,
Und die zweite trug ich fort
Nach dem weltberühmten Ort,
Wo der deutſche Ritter liegt,
Der vom Est Est ward beſiegt.

Selig preiſ' ich deine Ruh,
Alter guter Freiherr du,
Der du hier gefallen biſt
Von dem Trank, der doppelt iſt,
Doppelt iſt in Kraft und Glut,
Goldnes Muskatellerblut.

Jahr für Jahr an jenem Tag,
Wo dein Leib dem Geiſt erlag,
Zieht, was trinkt in Hof und Haus,
Feierlich zu dir hinaus,
Und begießt mit deinem Wein
Dir den Hügel und den Stein.

Aber jeder deutſche Mann,
Welcher Est Est trinken kann,
Denke dein bei jedem Zug,
Und ſobald er hat genug,
Opfr er fromm dem edlen Herrn,
Was er ſelbſt noch tränke gern.

Alſo hab ichs auch gemacht,
Und dazu dies Lied erdacht.
Lieber ſingen eins beim Wein,
Als im Grab beſungen ſein.
Propter nimium Est Est
Liegt manch Einer ſchon im Neſt.

---

131. Das flotte Herz.

Wanns im Schilfe ſäuſelt,
Wann die Flut ſich kräuſelt,
Wird mir flott das Herz;
Möcht aus der Bruſt mir fliegen,
Möcht auf den Wogen ſich wiegen,
Unter ſich tauchen in Luſt und in Schmerz.

Fiſcherin, du kleine,
Schiffe nicht alleine
In das große Meer!
Hinter dir hergezogen
Kommt ſchon mein Herz durch die Wogen —
Fiſcherin, ſind deine Netze noch leer?

Nimms in deinen Nachen,
's wird nicht ſchwer ihn machen,
's iſt ja Nichts darin.
Als nur du ſelber alleine,
Leichte, luftige Kleine,
Du mit dem windigen, flatternden Sinn.

---

132. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, ſtand feſt kaum auf dem Bein,
Da nahm mich ſchon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich ſchwimmen an ſeiner ſichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberſtückchen warf er dreimal ins Meer hinab
Und dreimal mußt ichs holen eh ers zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er ſelber blieb zur Seite mir unverdroſſen ſtehn,
Wies mir, wie man die Woge mit ſcharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne gings flugs ins große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felſenriff.
Ich ſaß auf hohem Maſte, ſchaut' über Meer und Land,
Es ſchwebten Berg' nnd Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Maſt bis in die Flut,
Und ſpritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da ſah der Vater prüfend mir in das Angeſicht —
Ich ſaß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —
Da ſprach er, und die Wange ward ihm wie Blut ſo roth:
„Glück zu auf deinem Maſte, du kleiner Hydriot!“ —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.

Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zehn:
Mir wars, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu, mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

---

133. Die Mainottin.

Ich habe sieben Söhne aus meiner Brust gesäugt,
Ich habe sieben Söhnen das heilge Schwert gereicht,
Das Schwert für unsern Glauben, für Freiheit, Ehr und Recht —
Heil mir, von meinen Söhnen ist Keiner mehr ein Knecht!
Sie sind zur Schlacht gezogen mit freudig wildem Muth —
Heil mir, in ihren Adern fließt noch spartanisch Blut!
Und als sie von mir schieden, das Herz ward mir nicht schwer,
Ich sprach: „Frei kehrt ihr wieder, frei oder nimmermehr!"

Ihr Mütter der Mainotten, kommt laßt uns suchen gehn,
Ob nicht von Spartas Trümmern wir eine Spur erspähn;
Da wolln wir Steine sammeln, für unsere Hand gerecht,
Mit hartem Gruß zu grüßen den ersten feigen Knecht,
Der ohne Blut und Wunde besiegt nach Hause kehrt,
Und keinen Kranz gewonnen für seiner Mutter Herd!

---

134. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin"!

An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland“!
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter“? — Und die Wimper ward ihm schwer —
Wars von Thränen? wars von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Muth!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in Einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas heilges Land!““
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

---

135. Die letzten Griechen.

Wir fragen Nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis.
Was frommts, ob Welt und Nachwelt einst von unsern Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß ins Grab, was soll der Leichenstein
Auf unsern Hügeln? Laßt sie leer! Wir wolln vergessen sein.
Die Namen unsrer Väter gehn den Fremden durch den Mund,
Sind ihnen in der Schule recht, für Alt und Jung gesund.
Ach, wenn kein freier Grieche mehr euch griechisch nennen kann,
1 Miltiades, Leonidas, was ist euer Nachruhm dann!

Dann ſteigt ihr gern mit uns hinab in die gemeine Gruft,
Auf welcher keine Sage ſteht und ſchöne Namen ruft.
Barbaren, ihr verſteht ſie nicht! Sie klingen euch ins Ohr
Hinein zum einen und heraus alsbald zum andern Thor;
Doch ewig taub wird euer Herz für Hellas Namen ſein,
Es ſog von unſrer Väter Geiſt nicht Einen Tropfen ein.
Ein Tropfen nur in euer Herz und Hellas wäre frei,
Und umgeſtürzt der morſche Thurm der ſtolzen Tyrannei.
Was habt, ihr Völker, denn gelernt, von Hellas alter Kunſt?
Frei ſein! So heißt ihr erſter Spruch. Blast weg den eiteln Dunſt,
Die ihr euch als helleniſch preist; ſeid ihr ſo frei noch nicht,
Zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht!
Wir fragen Nichts nach unſerm Ruhm, nach unſrer Namen Preis,
Was frommts ob der Barbaren Schwarm von unſern Thaten weiß?
Wenn Hellas ſinken muß ins Grab, wir wollen keinen Stein
Für unſre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen ſein!

Wolfgang Müller.

Was hier der Dichter ausgesprochen
Im heimlichen Poetenzelt,
Es ist des Herzens stilles Pochen,
Der Seele tiefgeheime Welt. —
Es führt dich zu der Freunde Scharen,
Zu großer Seelen edlem Chor,
Volksbilder will es offenbaren
Und Sagen flüstern dir ins Ohr.

Wolfg. Müller.

Wolfgang Müller ist geboren am 5. März 1816 in Königswinter am Fuße des Siebengebirgs. Als der Knabe 3 Jahre alt war, folgte sein Vater einem Rufe als Kreisphysikus nach Bergheim im Jülicher Lande, gab aber 8 Jahre später seine Stelle auf und zog mit seiner Familie nach Düsseldorf, wo der Dichter seine Gymnasial-Studien machte, bis er im Herbst 1835 die Universität Bonn bezog, um Medicin zu studiren. Im Spätjahr 1839 promovirte er in Berlin, machte gleich darauf sein medicinisches Staatsexamen, diente 1 Jahr lang als Escadrons-Chirurg in Düsseldorf und machte später zu seiner weitern Ausbildung eine Reise nach Paris. Seit seines Vaters Tode (1842) ist er praktischer Arzt in Düsseldorf.

Müller und Kinkel*) sind die Träger des Ruhms, den sich die jüngern rheinischen Dichter erworben haben. Ihre Schule waren

*) In den ersten Tagen des Novembers 1850 ist Kinkel aus der Veste Spandau entwichen. Er soll glücklich nach England gekommen sein, um sich nach Amerika einzuschiffen. (Siehe S. 61, Bd. II.) —

die reichgeſegneten Rheinlande mit ihrem grünen ſtolzen Strome, deſſen kryſtallne Wogen melodiſch zwiſchen paradieſiſchen Gefilden dahin rauſchen; mit ihren zahlreichen, burgengekrönten Bergesgipfeln umſäumt von köſtlichen Rebengeländen; mit dem hellblinkenden Märchengolde unſterblicher Sagen und den hohen Heldengeſtalten einer längſtverklungenen Zeit, aus der noch holde Lieder allmählich verſchwebend herübertönen; mit ihren großartigen geſchichtlichen Erinnerungeu und ihrem blütenduftenden Leben der Gegenwart. Müllers lyriſches Talent, genährt durch die Fülle ſolcher poetiſchen Eindrücke und Anſchauungen, hat bereits herrliche Früchte getragen. Seine Lieder quillen aus einem friſchen, geſunden Herzen; ſie ſind ſtärkend und erquickend wie die thaufriſchen Morgen, warm und weich wie der heitere, milde Frühlingsabend und die daunenweiche, balſamduftende Sommernacht, zart, innig und ſüß wie die reine Liebe eines liebewarmen Herzens, erhaben und ſehnſuchtweckend wie der ſterndurchfunkelte, blaue Himmelsdom. Oft ſetzt der Dichter die Anfangsſtrophe auch als Schlußſtrophe und der Strom des Liedes kehrt ſo wieder zu ſeiner Quelle zurück. Vielgeſungen wird das einem engliſchen Liede nachgebildete ſchöne Lied: „Mein Herz iſt am Rhein“ ꝛc. Seine Balladen, die theilweiſe im (jambiſchen) Nibelungenvers („Harald“, „Ein Grab in Cöln“ ꝛc.) gedichtet, ſind meiſt mit ſehr vielem Glück ausgeführt und behandeln mit einiger Vorliebe das Geiſterhafte, welches zuweilen auch zum Träger der kräftig deutſchen Geſinnung des Dichters dient, wie in der: „Nächtlichen Erſcheinung zu Speier“ und in: „Deutſchlands Wächter“. Aus welchem Grunde Müller in der Geſammtausgabe ſeiner Gedichte die letzte Strophe in der „nächtlichen Erſcheinung zu Speier“ weggelaſſen hat, vermögen wir nicht anzugeben. In „Coronata“ läßt er die Erinnrung an den ſchönen Traum der ſüßen Jugendliebe durch ſeine Seele ziehen, frei von der Trübe der Leidenſchaft; ebenſo ſchildert er kunſtgerecht und in der anſprechendſten Weiſe in: „Ein Grab in Cöln“ das unzertrennliche leibliche und geiſtige Loos der Zwillingsbrüder im ſonnenreinen Glanze edler, hingebender Bruder-

liebe, und im „Mönch von Heisterbach“ läßt er durch einen apostolischen Spruch den Zweifel im Glauben an die Wahrheit im Geiste eines grübelnden Mönches wach werden und durch ein göttliches Wunder besiegen.

Die „Rheinfahrt“, ein episches Gedicht in 30 Gesängen, ist seinem Freunde, dem vortrefflichen Maler „Prof. Jakob Becker von Worms“ gewidmet, der vor einigen Jahren von Düsseldorf nach Frankfurt übersiedelte. Müller beginnt seine Rheinfahrt in Mainz und schließt sie an den deutschen Marken. Vom Rhein aus streift er nach Frankfurt, Trier, Aachen ꝛc. Kunst, Natur, Leben, Geschichte und Sage des herrlichsten Theils der Rheinlande sucht er in ein episches Ganzes zu formen, eine schöne, hochpoetische, aber auch eben so schwierige Aufgabe, deren glücklicher Lösung der überreiche Stoff nicht wenig Eintrag gethan haben mag. Die Verse sind durchsichtig, kunstvoll gemeißelt und geglättet, nur spricht leider öfters als es für die Dichtung gut ist, der kalte Verstand zwischen das warme Herzenswort des Dichters und die Absichtlichkeit tritt uns daraus vielfach entgegen. Zuweilen holt er auch gar weit aus und der poetische Kern verflüchtigt sich ihm unter den Händen. Doch hat Müller auch in diesem Epos viele Stellen, die, in das Reich poetischer Allgemeinheit erhoben, von bleibendem Werthe sind, und wir können recht gut die Wahrheit anerkennen, welche in den zwei letzten Zeilen der nachstehenden Strophe (von ihm selbst gedichtet) enthalten ist:

„Brütet nur ob meinen Liedern,
Kritelt nur ihr feinen Richter!
Sollt mirs einmal doch bekennen:
Seht, auch dieser war ein Dichter!“

Schriften: Junge Lieder. Düsseldorf 1841. — Balladen und Romanzen. Das. 1842. — Rheinfahrt. Ein Gedicht. Frankfurt a. M. 1846. — Gedichte. Frankfurt 1847. — Germania. Ein satyrisches Märchen. Das. 1848.

136. Lieder.

I.

1 Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land!
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn,
O wo ich geſchwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlöſſer und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im ſchwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im ſonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich, Felſengeſtein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß ich, o Leben, mit ſehnender Bruſt,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Luſt,
Dich grüß ich, o theures, o wackres Geſchlecht,
Die Frauen ſo wonnig, die Männer ſo recht!
Eur Streben, eur Leben, o mög es gedeihn:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land!
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn!
O möget ihr immer dieſelben mir ſein!
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

II.

Der Sommerabend ſchauet
So ſtill aufs Erdenreich,
Tiefer der Himmel blauet,
Des Weſtens Roth wird bleich.

An den Bergen verglühet
Der goldne Abendſchein,
Still heimlich rauſchend ziehet
Unten der tiefe Rhein.

Es duften Reben und Roſen
Um das freundliche Haus,
Liebliche Mädchen koſen
Von dem Balkon heraus.

Sie ringen und umſchlingen
Sich ſpielend Bruſt an Bruſt,
Saiten und Lieder erklingen
Und wecken verſchollene Luſt.

Ich wandle auf und nieder
Mit meinem ſeligſten Traum,
Verklungen ſind längſt die Lieder,
Ich weiß es ſelber kaum.

Und wie ich erwache, dunkelt
So groß mich an die Nacht,
Der Himmel, ſterndurchfunkelt,
Die Berge in ruhiger Pracht.

III.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu reich,
Im Himmel und auf Erden iſt
Kein Schatz der Liebe gleich.

Die Bruſt gebiert ſie froh und frei,
Sie leuchtet drin mit Himmelsglanz,
Sie will nicht Gold und Edelſtein,
Nein, Liebe voll und ganz.

In ihrem träumeriſchen Reich
Trug ich der Krone dunkeln Schein,
War ich ein König mächtig ſtolz,
Ein König, mein und dein.

Doch warſt im goldnen Zauberland
Du nicht die milde Königin,
Um Liebe haſt du nicht geliebt,
Ich weiß nicht deinen Sinn.

Ich weiß nicht deinen ſtolzen Sinn
Und reiß mich blutgen Herzens los;
Nimm, liebeleere Nacht, mich auf,
Unheimlich, düſter, groß.

Doch fern vereinſamt, wie ich bin,
Ich glüh in eigner Liebe Licht,
Ein König bleib ich auch allein,
Und Könige betteln nicht.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu reich,
Im Himmel und auf Erden iſt
Kein Schatz der Liebe gleich.

IV.

Auf eines Berges Höhen,
Da ſteh ich hingebannt,
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendſtill das Land,
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem Dunkelblau;
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Weſten wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar,
Es ſtrahlt uns draus entgegen
Die Sonn im Untergang,
Sie winkt den Abendſegen
Das weite Land entlang.

In Stadt und Dörfern klingen
Die Glocken vollen Klang,
Auf leisen, hellen Schwingen
Verhallt der süße Sang,
Da ziehn am Himmelsbogen
Gewaltge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann schweigt es in den Lüften,
Des Westens Roth vergeht,
Von süßen Blumendüften
Nur steh ich rings umweht;
Der schöne Tag verglühte,
Doch meiner Seele nicht:
Heim geh ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

V.

Goldflammenglutig hielt der Sommertag
Wald, Wiese, Garten, Auen rings umfangen,
Das gelbe Kornfeld Abends schmachtend lag,
Die Bäume ließen müd die Zweige hangen.

Und Kühlung sucht' ich durch die Mitternacht,
Ein leiser Nebel hatte sich erhoben,
Und Alles schwamm in Duft, was hell gelacht,
Kaum glänzten mir die goldnen Sterne oben.

Hinstreifend durch das Grün griff ich hinein,
Und Halm und Zweig, gebadet, aufgerichtet,
Flog durch die Hand. Sieh, rother Tagesschein!
Die Lerche steigt, die schon ihr Lied ihm dichtet!

Natur, Natur, du treues Mutterherz,
Du schlägst sie wohl, doch heilst du auch die Wunden!
O könnte so von seinem tiefen Schmerz,
Wenn ihn das Leben traf, der Mensch gesunden!

VI.

Der Ocean liegt still und groß und hehr,
Die Sonne sinkt in die krystallnen Fluten,
Da baut sich eine Brücke übers Meer,
Aus lichten Strahlen und aus goldnen Gluten.

Hinüberzieht gedankentief mein Sinn,
Den ſüße Märchenträume heiter wiegen,
Mir wird, ich ſäh im Lichtglanz fernehin
Mit goldnem Strand die ſelgen Inſeln liegen.

VII.

Es zieht herauf die ſtille Nacht
Und decket alles Land;
Groß, ruhig liegt in Sternenpracht
Der Himmel ausgeſpannt.
Es gehet ſtill und leis die Luft,
Rings ſchlummert Blum und Baum:
O nur ein Klang, o nur ein Duft,
Ein leiſer Schöpfungstraum!

Das iſt für mich die ſüße Zeit,
Mein dunkles Herz erglüht,
Und Frieden, Schönheit, Seligkeit
Durchfühlen mein Gemüth.
Mein kühles, ernſtes Herze lacht,
Das Tags erſtarret ſtand:
Mein dunkles Herz, die dunkle Nacht,
Sie ſind ſich ja verwandt.

VIII.

Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm
An dieſer bewachſenen Halde,
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wieſenthal unten am Walde.

Wildblühende Blumen ſprießen umher,
Rings fließen ſüße Düfte,
Ohne Rauſchen raget der Bäume Meer
Hoch in die ſonnigen Lüfte.

Nur Amſelſchlag einſam und weit,
Und Falkenſchrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit,
Als im Waldthal graſende Rehe.

Natur in dein Leben ſtill und kühl
Liege ich ſelig verſunken:
Ein ſüßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

IX.

Schließt auch der Tag die müden Augen zu,
Endlos will ſeine Luſt ſich noch verlängern:
Volltönig ſtört Geſang des Dorfes Ruh,
Die Lieder ſinds von ländlich friſchen Sängern.

Den jungen Dirnen ſind ſie zugedacht,
Die ahnungsvollen Herzens ſie belauſchen;
Still trinkt ſie ein die balſamduftge Nacht,
Auf lindem Hauch ſie in das Land zu rauſchen.

Volkslieder ſinds, ſo luſt- und wehmuthreich,
Recht aus dem Innern der Natur entſprungen,
Bald tändelnd, muthig, froh, bald trauernd weich!
Das tiefe Menſchenherz hat ſie geſungen.

Schweigt auch das Lied, noch lange bleib ich wach,
In ſüßen Jugendträumen mich zu wiegen.
So rauſcht am Thor dem Tag die Linde nach,
Ob ihrer Vögel Lied auch längſt geſchwiegen.

X.

So warm und herrlich liegt die Welt,
Der Himmel blau von Saum zu Saume,
Das goldne Korn durchwogt das Feld,
Es wächſt und ſchwillt die Frucht am Baume;

Die Lerche ſchweigt, die Biene nur
Schwärmt blühnden Linden froh entgegen;
Ein Brüten liegt auf der Natur:
Das thut, ſie reift im Sommerſegen.

Von Rebenranken überdacht,
Schaun wir hinaus ſtillernſt verſunken,
So wie die Welt von Sonnenpracht,
Sind wir von holder Liebe trunken.
Wir ruhn ſo ſicher uns im Arm,
Kein Zweifel kann die Liebe regen,
Sie iſt ſo wonnig, voll und warm:
Das thut, ſie reift im Sommerſegen.

---

137. Coronata.

Oft treibt es mich zum dunkeln Wald aus der Genoſſen wildem Schwarm,
Dort leg ich der Erinnerung mich in den ſüßen weichen Arm;
Sie ſchaut ſo träumeriſch mich an und führt mich über Zeit und Raum:
Sie flüſtert mir im Herzen wach der Jugendliebe ſchöneu Traum.

Da tauchet Bild auf Bild herauf: der Frühling klingt nnd blinkt herein,
Der Himmel ſchwingt ſein blau Panier, die Erde wogt in grünem Schein,
Der Garten blüht, es zittert rings der Roſenduft ſo voll und weich,
Mich küßt das Lied der Nachtigall, mein junges Herz ſchlägt ahnungsreich.

Und plötzlich ſteheſt du vor mir im Schwanenkleid der Jugendluſt,
Du walleſt ſchlank und leicht und hehr, von goldnem Haar umweht die Bruſt.

Wie Himmel hoch, tief wie das Meer, ſtrahlt deiner Augen blauer Schein.
O könnt ich ſchwingen mich hinauf, o könnt ich ſtürzen mich hinein!

Und fürder folg ich raſtlos dir; und ob dem Munde fehlt das Wort,
Der Blick, des Herzens Bote, trägt zu dir mir die Gefühle fort.
Am Blick entflammet ſich der Blick, am Herzen zündet ſich das Herz.
O ſüßer Jugendliebe Luſt! Du weinſt im Glück, frohlockſt im Schmerz!

Und ſieh, dort aus der Wälder Grün, dort aus des Seees blauer Flut
Taucht wieder ſich dein Väterſchloß, die Thürme ſtehn in Abendglut
Ans jenem Erker klingt ein Lied und eine Harfe tönt dazu:
Es zieht ſo dunkel ſehnſuchtwund ſich durch der Thäler tiefe Ruh.

Ich nahe — lauter ſchlägt das Herz — du biſts, umblüht vom Blumenflor,
Du ſiehſt mich, wallend grüßt das Tuch; ich ziehe durch das hohe Thor.
Ich wechsle mit den Grüßenden, lautjubelnd des Willkommens Kuß:
Aus weiter Ferne trifft auf dich der ſcheuſte, doch der liebſte Gruß.

Geheime Luſt! Wir finden uns bewußt und wieder unbewußt!
Es ruhet ſelig Hand in Hand und Mund an Mund und Bruſt an Bruſt,
Es rauſchet durch die Säle hin, es flüſtert durch der Hallen Rund:
Die hellſte Thräne weinſt du froh und ſcheu dem ſüßgeheimen Bund.

Bald ſtehn wir, wo die Linden blühn und plätſchernd der Springbrunnen rauſcht;
Wir tragen Sträuße in der Hand, die wir in frohem Scherz getauſcht;
Bald ſpielen auf der Wieſe wir im Sonnenſchein ein blumig Spiel:
Wohl ſind der Mädchen manche hold, doch du biſt meiner Wünſche Ziel!

Bald reiten wir zum Wald hinaus. Dich trägt ſo ſchlank und leicht das Roß,
Zur Seite jubelt manches Lied für dich der liebende Genoß.
So düſter heimlich iſt der Weg durch dieſer Eichen ſtolze Pracht,
Fern eine Waldhornmelodie klingt durch der Bäume Dämmernacht.

Bald führ ich dich zum Berg, du ſiehſt im Sonnenſchein die Lande glühn:
Weit größer, reicher ſieh mein Herz im Lichte deiner Liebe blühn!
Bald fahr ich dich hinaus im See, die weißen Schwäne vor uns her:
Doch weiter ziehn wir träumend hin auf der Gedanken Liebesmeer!

Der Kuß — die Roſe! — Lebe wohl! — Ach ferne dämmernd liegt die Zeit!
Doch glänzt der Blick, die Wange blüht, die dunkle Bruſt wird voll und weit.
O ſchönes, holdes Jugendlieb, begeiſtert öffnet ſich der Mund,
Und thut des Herzens ferne Luſt nachklingend dir in Liedern kund.

O ſitzeſt du im Erker dann, gleich mir auffriſchend Schmerz und Luſt,
Und ſteigſt beim Lied und Saitenſpiel erinnernd in die eigne Bruſt:
Dann horche, wenn der Abendwind zum Ohr dir meine Lieder trägt,
Und denke an ein edles Herz, das dir in edler Liebe ſchlägt.

---

138. Harald.

Aus Norden von dem Meere ſteigt ſchwarz herauf die Nacht.
O Dänemark nie ſahſt du ſo wilde blutge Schlacht!
Das Ufer ſtarrt von Waffen, von Schild und Schwert und Speer:
Todt liegt das Heer der Dänen und todt der Schweden Heer.

Nur Einer harrt lebendig noch auf dem dunkeln Feld,
Er ſteht aufs Schwert geſtützet, ein hoher, greiſer Held;
Die edle Stirne decket der Helm mit goldnem Schein,
Die prächtgen Glieder hüllet der Purpurmantel ein.

Harald, der alte König, brennt eine Fackel an,
Er ſuchet ſeine Todten und holt ſie Mann für Mann,
Er trägt ſie zu dem Strande, wo er im Schiff ſie barg.
Wer hat wohl je geſehen ſo großen edeln Sarg?

Drauf löst er ſelbſt die Anker und ſteigt am Kiel hinauf,
Er ſtellt ſich an das Ruder und lenkt des Schiffes Lauf;
Und wie es furcht die Woge, ein ſtolzer Segelſchwan,
Da hebt beim Schein der Fackel der Held zu ſingen an:

„Fahr wohl, du grüne Inſel, des heißen Kampfes Preis!
Es läßt dich nun für immer des Nordlands Kriegergreis;
Er hat dein Volk gebändigt, wie kühn es war und ſtark,
Und läßt dich wieder fahren, beſiegtes Dänemark!

Dank euch, ihr hehren Götter, hoch in Allvaters Saal!
Ihr habt mir beigeſtanden auch heut das letzte Mal!
Ich ſiegt' in hundert Schlachten, auch dieſer Sieg iſt mein!
Doch weh, ich muß der letzte von allen Helden ſein!

Die zwölf Genoſſen fielen, der Scalde wie der Held!
Zerbrochen Schwert und Harfe, ſie decken rings das Feld,
Ihr, meine Söhne, ſanket, du edles Zwillingspaar!
Weh, ſchon im erſten Fluge ſinkt ſo der junge Aar!

Und für zukünftiges Streben iſt nun mein Leben leer.
Der Tod iſt meine Loſung, drum nimm mich auf, o Meer!
Das Schiff war meine Wiege, das Schiff ſei meine Bahr,
Es ſei mein Grab der Ocean, der meine Heimat war!

Du gabſt mir Haß und Liebe und ewge Freiheitsluſt,
Drum ſtürz ich mich in Wonne, o Meer, an deine Bruſt.
Dort ruh ich mit den Helden, indeß die Geiſter fliehn
Und zu den hehren Göttern im Aaſenſaale ziehn".

Die alten Augen glühen, es fliegt das graue Haar,
Es ſchwingt der Held die Fackel, ſie brennt im Winde klar,
Dann wirft er ſchnell ſie nieder, hell leuchtet auf die Glut;
Das Schiff zieht mächtig brennend dahin auf klarer Flut.

Und hohe Wellen faſſen das Fahrzeug wie es zieht,
Und ſingen gar ein ſchaurig und ernſtes Grabeslied,
Sie ſchaukeln wie die Wiege den Heldenſarg daher.
Wie ſanft biſt du als Mutter, du altes, blaues Meer!

Und wo am Himmelsrande der Brand verglühet fern,
Da taucht aus blaſſem Nebel herauf ein neuer Stern,
Der vor den andern prächtig zum Aetherraume kreist:
Mich will es ſchier bedünken, es iſt des Helden Geiſt.

---

139. Ein Grab in Cöln.

Du ſiehſt des Kloſters weiten Hof, die Gruft deckt jener graue Stein,
In dieſer Mauern düſterm Raum lacht frühlingsgrün das Grab allein.
Es kost ſo warm die Sonne drauf, die Wolken drüber halten ein,
Der Vogel grüßt es aus der Luft, es glühet drum der Roſenſchein.

Hier ruht, von dem ich dir erzählt, das wunderſame Bruderpaar,
Das in derſelben Schmerzensſtund die Mutter ſchmerzensfroh gebar.
Die Kinder ſogen Eine Bruſt, Ein Prieſter tauft ſie am Altar,
Und Eine Liebe pflegte ſie, ſie wuchſen ſtark und wunderbar.

Mit braunem Haar, mit blauem Aug, darin des Lebens friſcher Strahl,
Verſpielten ſie die Jugendzeit im Sonnenſchein durch Berg und Thal.
An Antlitz gleich und an Geſtalt und gleich an Herz und Sinn zumal,
So wärmte Jeder ſich mit Luſt an goldner Bruderliebe Strahl.

Da rief der Krieg, die Trommel ſcholl, die Banner wallten ſtolz hinaus,
Fürs Vaterland begeiſtert ließ das Jünglingspaar ſein Ahnenhaus;
Sie ſattelten die Hengſte ſchnell und flogen zu der Schlachten Braus,
Die Siegesfahnen trugen ſie und ſangen kühn dem Heer voraus.

So ritten sie voll wildem Muth des Tags vereint von Schlacht zu Schlacht,
In Einem Bett verträumten sie denselben Traum im Schlaf der Nacht;
In Lust und Leid hat Jeder nur des Andern Lust und Leid bewacht;
Sie zogen treu verschlungen heim, als nach dem Sieg der Frieden lacht.

Wenn Einer liebt, wenn Einer haßt, muß Jener dann dasselbe nicht?
Sie schauten Eine Jungfrau Beid, in Beider Herzen ward es Licht;
Sie liebten Beide tief und warm und übten Beide Bruderpflicht,
Sie gönnten Beide sich das Glück und thaten Beide still Verzicht.

Die Liebste soll des Andern sein! Und heimlich zogen Beide fort,
In heilgem Eifer eilten sie zugleich an einen heilgen Ort,
Und fanden Beide wieder sich in Eines Klosters Ruheport,
Sie sagten ab der frohen Welt, gelobten Beid ihr Priesterwort.

Sie kämpften froh im Heer des Herrn, wie einst für ihrer Freiheit Pfand;
Zur Messe klang die Orgel laut, die Glocken tönten durch das Land,
Die Kirchenfahnen flatterten, es rauschte manches Goldgewand,
Und Gottes segnend Heiligthum erglänzte in der Brüder Hand.

Ihr Haar ward grau, ihr Leib ward alt, die Liebe blühte fort in Lust,
Es wärmte Jeder sich als Greis noch an des Bruders glühnder Brust.
Sie starben an demselben Tag und Keiner litt des Freunds Verlust:
Die Leiber fasset Eine Gruft, die Geister Eine Himmelslust.

Die Sonne ſinkt. Wie ſpielet hier ſo lind und leis die Abendluft.
Wie glüht des Weſtens Abſchiedskuß! Wie hellen Gruß der Vogel ruft!
Es ſtehn, verſchlungen Zweig und Laub, zwei Roſenſträuche auf der Gruft;
Sie einen hold die Blütenglut, ſie einen hold den Blütenduft.

---

140. Der Mönch von Heiſterbach.

Ein junger Mönch im Kloſter Heiſterbach
Luſtwandelt an des Gartens fernſtem Ort;
Der Ewigkeit ſinnt ſtill und tief er nach,
Und forſcht dabei in Gottes heilgem Wort.

Er lieſt, was Petrus, der Apoſtel, ſprach:
„Dem Herren iſt Ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie Ein Tag“. —
Doch wie er ſinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert ſich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und ſieht er nicht; —
Erſt wie die fromme Vesperglocke ſchallt,
Gemahnt es ihn der ernſten Kloſterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten ſchnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er ſtutzt, — doch ſieh ſchon glänzt die Kirche hell;
Und draus ertönt der Brüder heilger Chor.

Nach ſeinem Stuhle eilend tritt er ein, —
Doch wunderbar — ein Andrer ſitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angeſtaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er ſagts — dann murmelt man durchs Heiligthum:
„Dreihundert Jahre hieß ſo Niemand mehr“.

Der letzte dieſes Namens, tönt es dann,
Er war ein Zweifler und verſchwand im Wald;
Man gab den Namen keinem mehr fortan!
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
Man nimmt das alte Kloſterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er iſts, der drei Jahrhunderte verſchwand.

Ha, welche Löſung! Plötzlich graut ſein Haar,
Er ſinkt dahin, und iſt dem Tod geweiht,
Und ſterbend mahnt er ſeiner Brüder Schar:
„Gott iſt erhaben über Ort und Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar!
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schickſal nach!
Ich weiß: ihm iſt Ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie Ein Tag!“

---

141. Die nächtliche Erſcheinung zu Speier.

„Wach auf“! erklingts in des Schiffers Traum,
„Wach auf, du Wächter am Strome!“
Und über ihm rauſchet der Lindenbaum,
Und Zwölfe ſchlägt es vom Dome;
Groß vor ihm ſteht Einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb ſchlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löſet den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben,
Viel rieſige hohe Geſtalten nahn,
Er ſieht ſie nicht ſchreiten, nur ſchweben;
Es tönet kein Wort, es rauſchet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn ſie die Dunkelheit:
So ſteigen ſie all in den Nachen.

Er ſieht ſie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt ſchweigend und fürchtend vom Lande,
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald ſind ſie am andern Strande.
„Wir kommen zurück, da findſt du den Lohn!“
Gleich Wolken verſchwinden im Felde ſie ſchon,
Fern ſcheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert ſinnend zurück
Durch der Nacht ernſtfriedliche Feier,
Wo ſich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit und war es ein Traum,
Er hüllt es tief in den Buſen.

Und ſieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome,
Wohl hält er ſchlaflos heute die Wacht,
Da ſchlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol über!“ ruft es vom andern Strand,
„Hol über!“ Da ſtößt er den Kahn vom Land
In ſtiller, banger Erwartung.

Und wieder iſt es die düſtere Schar,
Die ſchwebend den Nachen beſteiget,
Der Kahn zieht wieder ſo wunderbar,
Doch Jeder der Dunkeln ſchweiget.

Und als ſie gelandet zu Speier am Strand,
Gibt Jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und ſtaunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgeſtein
Und Seiden- und Sammtgebilde,
Dann aber umhüllt ſie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn ſie die Dunkelheit
Und ſchwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit ſinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel ſtolze Kaiſerbilder.

Wohl ſah er manchen Tag ſie an
In forſchenden, ſtillen Gedanken,
Da riefen ſie drüben um ſeinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken:
Geſchlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht;
Der Schiffer verſtand die Erſcheinung.

Und löstet ihr Kaiſer, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängſteten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei:
Denn es thut noth des Wachens!

142. Deutſchlands Wächter.

„Mein Vaterland du, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich fei'r ich im brauſenden Sange;
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!"

Der Rodenſtein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genoſſen,
Es blinkte ſein Helm, es klirrte ſein Schwert,
Als ſtark er ins Weite geſchoſſen;
Er ſtürmte die Grenzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und erſang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und ſelten nur weilt er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen,
Ihn grüßte kein Weib, ihm lachte kein Sproß;
Was ſoll denn die Heimat da frommen?
Seine Raſt ſind die Schlachten im Wald und im Feld,
Sein Bett iſt der Boden, ſein Schloß iſt das Zelt,
Die Braut ſein liebes Deutſchland.

Fürs Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis,
Voll fünfzig geſchloſſene Jahre,
Die braunliche Locke ward ſilberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterſchloſſe verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er geſehen.

Doch nie iſt geſtorben der mächtige Held,
Und ſind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrſchet noch ſtets durch die Hallen;

Und drohen dem Vaterland Kriege und Noth,
Dann dröhnt durch die Hallen des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken ſteigen hervor,
Gewappnet auf ſchattigen Roſſen,
Er führt in die Lüfte ſie Nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genoſſen;
Dort raſet ſein Horn, dort dröhnet ſein Schild,
Dort ſchnaubet ſein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimiſchen Gauen.

So zog er voran noch jeglichen Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brauſenden Geiſterſchlachten;
Doch nahet der Frieden, er ſieht es voraus
Und zieht mit dem „wilden Heere“ nach Haus,
Doch ſtets noch braust es hernieder:

„Mein Vaterland du, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich fei'r ich im brauſenden Sange;
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden“.

---

143. Meiſter Tancho.

Zu Aachen durch die Gaſſen,
Da tönte luſtger Braus;
Von Mann und Weib verlaſſen
Stand öde jedes Haus.

Mit seinem Hofgelage
Kam selber Karl zur Schau.
Es war an diesem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen“,
Begann der Kaiser laut,
„Bewohnen diese Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unsrer fleißgen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnade Quelle
Im Heiligthum erweist.
Mit ihrem freudgen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier:
Drum bringet von Sankt Gallen
Tancho, den Gießer, mir“!

Der Meister ward gerufen
Und Karl gab ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen
Dreitausend schwere Pfund,
Und Kupfererz und Eisen
Gab er in Fülle aus,
Und ließ zur Arbeit weisen
Ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk gab unverdrossen
Der Künstler sich alsdann,
Doch seine Thür verschlossen
Hielt er vor Jedermann;

Nicht, daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt er gerne
Vertauſcht mit ſchlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht,
Die Form ward abgebrochen:
„Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem hohen Meiſter Heil!“

Mit freudgen Angeſichtern
Steht rings das Volk im Kranz,
Doch in des Erzes Lichtern
Merkt Keiner falſchen Glanz.
Man zieht zur Glockenſtuſe
Die Glock und fugt ſie ein;
Und frohe Jubelrufe
Erſchallen mächtig drein.

Und Karl tritt aus der Menge
Zuerſt zu läuten vor,
Er rührt die Glockenſtränge,
Kein Laut dringt in ſein Ohr.
„Nicht liegts an meiner Stärke,
Die regte Größres ſchier,
Es lieget an dem Werke.
Den Meiſter rufet mir!“

Und Tancho tritt inmitten,
Im Auge grimme Glut,
Er geht mit ſchwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.

Ein Praſſeln und ein Toben
Dröhnt durch die Balken dann:
Der Klöpfel fällt von oben
Und trifft den falſchen Mann.

Wie ſie ihn ſtürzen ſehen,
Und ſehn des Blutes Lauf,
Da ſtaunt das Volk, da gehen
Ihm erſt die Augen auf.
Und weitum Alles ſchweiget,
Der alte Kaiſer ſpricht:
„Wo Gottes Hand ſich zeiget,
Da reden Menſchen nicht!“

Friedrich Novalis.

Ich habe treulich aufgeſchrieben,
Was innre Luſt mir offenbart.
Fr. Novalis.

Schönres wird doch Nichts geſehn,
Als wenn die beiſammen gehn:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche ſtille Pflicht.
Fr. v. Schlegel.

Friedrich Novalis iſt der Schriftſtellername für Friedrich Freiherr von Hardenberg, welcher am 2. Mai 1772 auf ſeinem Familiengute Wiederſtedt im Mansfeldiſchen geboren wurde. Sein Vater war Direktor der ſächſiſchen Salinen. Im Elternhauſe genoß Novalis eine vortreffliche Erziehung und auf dem Gymnaſium zu Eisleben machte er ſeine Vorſtudien zur Univerſität, die er 1790 in Jena bezog, um Philoſophie zu ſtudiren. Hier wurde er mit Fichte und Fr. Schlegel bekannt. Zwei Jahre ſpäter ſtudirte er in Leipzig und Wittenberg die Rechte und kam dann als Rechtspraktikant nach Arnſtadt in Thüringen. Auf dem benachbarten Landgute lernte er Sophie von Kuhn kennen, die kaum 13 Jahre zählte und durch ihre himmliſche Anmuth, ihre ſchöne, wunderbarliebliche Geſtalt und ihren holdſeligen, minniglichen Ausdruck mehr einem überirdiſchen Weſen, als einem Erdenkinde glich. Der Gedanke, dieſen Engel zu beſitzen, füllte nun des Jünglings ganze Seele, und bald erhielt er von den Eltern das Jawort für die Zukunft. 1795 ward Novalis Salinenauditor in Weißenfels und 1797 ſtarb

seine 15jährige, innigst geliebte Braut. Tiefgebeugt vom Schmerz über den Verlust seiner Braut, die stets der Mittelpunkt seines Lebens blieb, ging er noch 1797 nach Freiberg, um Bergbau zu studiren und sich die zur Anstellung an den Salinen erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen. 1799 wurde er Salinenassessor zu Weißenfels und schloß mit Tieck und den beiden Schlegel innige Freundschaft. Angeregt durch diese Romantiker schrieb er seine meisten Poesieen. 1800 wurde er Amtshauptmann in Thüringen. Von der Schwindsucht ergriffen vollendete, das Antlitz himmlisch verklärt, schon am 25. März 1801 der sittenreine und religiöse Dichterjüngling im Elternhause in den Armen seines Freundes Fr. Schlegel und unter den verklingenden Tönen des Klaviers.

Novalis ist trotz der unklaren Mystik und der nebelhaften Phantastereien, denen wir in seinen Werken öfters begegnen, ein höchst bedeutsam poetisches Talent, an welches das der Schlegel lange nicht reicht. Seine echtchristliche Frömmigkeit begründete und nährte er durch fleißiges Lesen in der Bibel. Er genoß eine herrnhutische Erziehung und fand für seine religiöse Begeistrung, seine trüben Ahnungen, seine krankhafte Gemüthsseligkeit und seine begeisterte Schwärmerei reichlich Nahrung in den Schriften von Lavater, Jak. Böhme und Zinzendorf ꝛc. Der frühe Tod seiner geliebten Braut und eines theuern Bruders, die ausgebildete Schwindsucht des eignen Leibes und die Natureinsamkeit, in welche ihn seine bergmännische Beschäftigung versetzte, führten seine poetische Weltanschauung dem Gipfelpunkte zu. So dem Leben von Kindheit an entfremdet, fehlte dem Jüngling das Organ zur richtigen, klaren Auffassung und Anschauung der sinnlichen Welt und nur selten gelang es ihm in voller, poetischer Kraft und ewiger Schönheit ein weltliches Lied zu schaffen, entsprungen aus einem heitern, klaren Bewußtsein, aus einer gesunden und frischen Lebensansicht. Unter den wenigen weltlichen Liedern, die er in dieser Weise gedichtet hat, zeichnen sich das: „Weinlied“ und das „Bergmannslied“ durch Wahrheit poetischer Auffassung und Durchführung höchst vortheilhaft aus. Wie hier das Bergmannsleben in durchsichtigster

Klarheit meisterhaft geschildert wird, so ist dort der Wein auf die kunstvollste, erfreulichste Weise personificirt. Schiller hat in seinem „Punschlied im Norden zu singen", Wein und Punsch, als die von Natur und Kunst erzeugten Getränke, einander gegenüber gestellt. Zur Vergleichung setzen wir die 4 ersten Strophen von Schillers Gedicht, welche den Wein besingen, hieher:

„Auf der Berge freien Höhn,
In der Mittagssonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften,
Zeugt Natur den goldnen Wein.

Und noch Niemand hats erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd, wie ein Sohn der Sterne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und krystallenhell,

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Brust
Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust".

Novalis, ein herrlicher Geist und ein tiefes Gemüth, ist der Einzige unter den Romantikern, welcher außer dem Mystischen und Nebelhaften die reinchristliche Innigkeit und die gläubig religiöse Seite in der Romantik am besten darstellt. Viele seiner „geistlichen Lieder" sind voll tiefen religiösen Gefühls, fruchtbarer Glaubenstiefe, Innigkeit, Wärme und Einfalt des Gemüths und warfen den Funken kirchlich-religiöser Begeistrung in die glaubensarme Zeit. Diese Gedichte, welche zu den schönsten Kirchenliedern gehören und einen bleibenden poetischen Werth haben, sollten einen Theil eines christlichen Gesangbuchs ausmachen, das Novalis mit

einer Sammlung von Predigten begleiten wollte. Das Hauptſtreben des Dichters war aber Religion und Philoſophie, Kunſt und Leben miteinander auszuſöhnen und die Poeſie zum Mittelpunkt aller menſchlichen Weltanſchauung zu machen. Seine Hauptdichtung iſt der Roman: „Heinrich von Oſterdingen", der wohl viele hochpoetiſche Schönheiten und Vorzüge aufzuweiſen hat, aber als klaſſiſches Kunſtwerk (freilich auch unvollendet!) der genialen Geſtaltung und innern organiſchen Einheit ermangelt. In den „Fragmenten" über Philoſophie, Mathematik und Naturwiſſenſchaft, Aeſthetik und Literatur glänzt unter vielem Werthloſen manche echte Perle des Geiſtes und Gemüthes, welche in der Jugend den Sinn zu tieferer und ernſterer Lebensanſicht erweckte und ſo von nachhaltiger Wirkung war.

Schriften: Sämmtliche Schriften, herausg. von L. Tieck und Fr. v. Schlegel. 2 Thle. Berlin 1802. Fünfte Auflage. Daſ. 1838. — Dritter Theil. Herausgegeben von L. Tieck und Ed. von Bülow. Berlin 1846.

144. Weinlied. (Aus: „Heinrich von Oſterdingen".)

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schoß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
Ins unterirdiſche Geſchoß;
Er träumt von Feſten und von Siegen
Und baut ſich manches luftge Schloß.

Es nahe Keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang er träumt, ſich um ihn her;
Und wer betritt die heilgen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn,
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten
Und kommt heraus, wenn ſie ihm flehn.

Aus ſeiner Wiege dunklem Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand;
Verſchwiegner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut,
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

Er ſpritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

145. Bergmannslied. (Aus: „Heinrich von Ofterdingen".)

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felſenglieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

Er iſt mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär ſie ſeine Braut.

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und ſcheut nicht Fleiß und Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geſchichten
Der längſtverfloſſnen Zeit,
Iſt ſie, ihm zu berichten,
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heilge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

Ihm folgen die Gewäſſer
Hilfreich den Berg hinauf,

Und alle Felſenſchlöſſer
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm;
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

---

146. Geiſtliche Lieder.

I.

Was wär ich ohne dich geweſen?
Was würd ich ohne dich nicht ſein?
Zu Furcht und Aengſten auserleſen
Ständ ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt ich ſicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz ſich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorgen kund?

Einſam verzehrt von Lieb und Sehnen,
Erſchien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach;
Ich fände Unruh im Getümmel
Und hoffnungsloſen Gram zu Haus:
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Chriſtus ſich mir kund gegeben,
Und bin ich ſeiner erſt gewiß,
Wie ſchnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenloſe Finſterniß!
Mit ihm bin ich erſt Menſch geworden,
Das Schickſal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß ſelbſt im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben wird zur Liebesſtunde,
Die ganze Welt ſpricht Lieb und Luſt;
Ein heilend Kraut wächſt jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Bruſt.
Für alle ſeine tauſend Gaben
Bleib ich ſein demuthvolles Kind,
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn Zwei auch nur verſammelt ſind.

O geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein!
Streckt Jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh ſie zu uns ein!
Der Himmel iſt bei uns auf Erden,
Im Glauben ſchauen wir ihn an:
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

Ein alter ſchwerer Wahn von Sünde
War feſt an unſer Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht, wie Blinde,
Von Reu und Luſt zugleich entbrannt;
Ein jedes Wort ſchien uns Verbrechen,
Der Menſch ein Götterfeind zu ſein;
Und ſchien der Himmel uns zu ſprechen,
So ſprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böſes Weſen wohnte drin;
Und wards in unſerm Geiſte helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eiſern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen feſt;
Furcht vor des Todes Richterſchwerte
Verſchlang der Hoffnung Ueberreſt.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menſchenſohn voll Lieb und Macht
Und hat ein allbelebend Feuer
In unſerm Innern angefacht;
Nun ſahn wir erſt den Himmel offen
Als unſer altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verſchwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum ſchönſten Angebinde
Den Kindern dieſen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein ſelger Traum,
Und ewger Lieb und Luſt ergeben,
Bemerkte man den Abſchied kaum.

Noch ſteht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier:
Gerührt von ſeinem Dornenkranze
Und ſeiner Treue, weinen wir.
Ein jeder Menſch iſt uns willkommen,
Der ſeine Hand mit uns ergreift,
Und in ſein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieſes reift.

II.

Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer,
Und ſchwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein ſüßes Weh hinunterzieht; —

Es iſt, als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm,
Er ſchweift umher, allein und irre,
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

Ich fall ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einſt, wie dir zu Muth,
Doch ich genaß von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Weſen tröſten,
Das innig liebte, litt und ſtarb;
Das ſelbſt für die, die ihm am wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

Er ſtarb, und dennoch alle Tage,
Vernimmſt du ſeine Lieb und ihn,
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein:
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein.

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergibt.

III.

Wenn ich ihn nur habe *),
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich Nichts von Leide,
Fühle Nichts, als Andacht, Lieb und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

---

*) In den meisten Gedichtsammlungen ist die Aufeinanderfolge der Strophen dieses Liedes eine andere als hier, wo sie mit dem Original genau übereinstimmt.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längſtvermißte Brüder
Find ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

IV.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingſt für mich in Schmerz;
Drum geb ich dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Haſt du ſo viel gethan,
Und doch biſt du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibſt du dennoch treu;
Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O, laſſe nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſein mit dir!
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und ſinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

V.

Ich weiß nicht, was ich ſuchen könnte,
Wär jenes liebe Weſen mein,
Wenn er mich ſeine Freude nennte,
Und bei mir wär, als wär ich ſein.

So Viele gehn umher und ſuchen
Mit wildverzerrtem Angeſicht,
Sie heißen immer ſich die Klugen,
Und kennen dieſen Schatz doch nicht.

Der Eine denkt, er hats ergriffen,
Und was er hat, iſt Nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umſchiffen,
Nichts als ein Name wird ſein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze,
Und der nach einem Lorbeerzweig,
Und ſo wird von verſchiednem Glanze
Getäuſcht ein Jeder, Keiner reich.

Hat er ſich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich!
Wer uns zu Lieb aus dieſem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von ihm denn Nichts geleſen,
Kein armes Wort von ihm gehört?
Wie himmliſch gut er uns geweſen,
Und welches Gut er uns beſcheert?

Wie er vom Himmel hergekommen,
Der ſchönſten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von ihm vernommen,
Wie viel durch ihn geneſen ſind?

Wie er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde ſich geleget
Zum Grundſtein einer Gottesſtadt?

Kann dieſe Botſchaft euch nicht rühren,
Iſt ſo ein Menſch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch ſchlug?

Laßt ihr nicht Alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunſch Verzicht;
Wollt euer Herz nur ihm bewahren,
Wenn er euch ſeine Huld verſpricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du biſt mein Leben, meine Welt;
Wenn Nichts vom Irdiſchen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich ſchadlos hält.

Du gibſt mir meine Lieben wieder,
Du bleibſt in Ewigkeit mir treu,
Anbetend ſinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohneſt du mir bei.

146. Sehnsucht nach dem Tode. (Aus den „Hymnen an die Nacht".)

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist frober Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sei uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb und Treue?
Das Alte wird hintangestellt:
Was soll uns denn das Neue?
O, einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch Mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blütenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott ſelbſt ſich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht ſein ſüßes Leben,
Und Angſt und Schmerz nicht von ſich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnſucht ſehn wir ſie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieſer Zeitlichkeit wird nie
Der heilge Durſt geſtillet.
Wir müſſen nach der Heimat gehn,
Um dieſe heilge Zeit zu ſehn.

Was hält noch unſre Rückkehr auf,
Die Liebſten ruhn ſchon lange.
Ihr Grab ſchließt unſern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu ſuchen haben wir Nichts mehr,
Das Herz iſt ſatt, die Welt iſt leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchſtrömt uns ſüßer Schauer;
Mir däucht, aus tiefen Fernen ſcholl
Ein Echo unſrer Trauer.
Die Lieben ſehnen ſich wohl auch,
Und ſandten uns der Sehnſucht Hauch.

Hinunter zu der ſüßen Braut,
Zu Jeſus, dem Geliebten!
Getroſt! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unſre Banden los,
Und ſenkt uns in des Vaters Schooß.

A. Graf v. Platen-Hallermünde.

Um den Geiſt empor zu richten von der Sinne rohem Schmaus,
Um der Dinge Maß zu lehren, ſandte Gott die Dichter aus.

A. v. Platen.

Doch willig haſt du auf ein Lob verzichtet,
Das für den Kern die Schale ſtets erkoren;
Du gleichſt dem Wein, der äußerlich gefroren,
So Geiſt als Glut im Innerſten verdichtet.

E. Geibel.

August Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Oktbr. 1796 zu Ansbach geboren. Seine Geburtsſtadt war auch die des einſt vielgefeierten Dichters Joh. Peter Uz, und ſein Geburtsjahr deſſen Todesjahr. Uz ſtarb am 12. Mai 1796. Die folgenden Worte Platens beziehen ſich darauf:

„In demſelbigen Jahr, als Uz wegſtarb und zwar im erfreulichen Weinmond,
Ward dort überdies noch ein zweiter Poet höchſt würdigen Eltern geboren".

Platens Vater war preußiſcher Oberforſtmeiſter zu Ansbach. Sein Geſchlecht ſtammte von der Inſel Rügen, wanderte nach Braunſchweig-Lünneburg aus und gelangte am Hofe des Kurfürſten Ernſt Auguſt von Hannover zu einem Einfluß und einer Bedeutung, die der Platen'ſchen Linie bis heute erhalten blieben. Platen genoß eine vortreffliche Erziehung. Von ſeinen Eltern zum Militärdienſt beſtimmt kam der 10jährige Knabe in die königl. Kadettenſchule zu

München, wo er oft den Knabenspielen entsagte und die eifrigste Lernbegierde ihn ins Zimmer und an die Bücher fesselte. Sein leichtbewegliches, weiches Gemüth, die Liebe zum Ernsten, Edeln und Erhabenen, ein kräftiger Wille und ein entschiedenes Streben nach einer gewissen Selbstständigkeit zeigten sich schon damals als die Hauptgrundzüge seines spätern Charakters. 1810 kam Platen aus der Kadettenschule in das königliche Pageninstitut, 1814 wurde der 18jährige Jüngling Lieutnant im Leibregimente Maximilians und 1815 mußte er Theil nehmen am letzten kriegerischen Feldzug gegen Napoleon. Der Waffenlärm auf feindlichem Boden vermochte aber eben so wenig die Musen ganz ferne zu halten, wie das Parademachen und der Wachedienst in der bayerischen Residenz. Eine seiner Gaselen beginnt: „Der Trommel folgt ich manchen Tag"; der wissensdürstige Jüngling wäre freilich lieber der Universitätsglocke in die Hörsäle der Weisheit, als der Trommel auf den Exercier- und Paradeplatz ꝛc. gefolgt. Im Herbste 1815 kehrte er aus Frankreich in seine Heimat zurück. Durch den Feldzug war die Reiselust in ihm erwacht, welche sein ganzes Leben lang leidenschaftlich seine Brust erfüllte und Lord Byrons Wort: „Der Trieb zum Reisen ist außer dem Ehrgeize vielleicht die mächtigste aller Anregungen", bewährte sich bei ihm. Dieser Reiselust gab er später Worte in dem Liedchen, das er den Amtsdiener Sirmio in der „verhängnißvollen Gabel" singen läßt:

„O wonnigliche Reiselust,
An dich gedenk ich früh und spat!
Der Sommer naht, der Sommer naht,
Mai, Juni, Juli und August:
Da quillt empor,
Da schwillt empor
Das Herz in jeder Brust.
Ein Thor, wer immer stille steht,
Drum Lebewohl und reisen wir!
Ich lobe mir, ich lobe mir
Die Liebe, die auf Reisen geht!

Drum säume nicht und träume nicht
Wer meinen Wink versteht!“

1816 machte er eine Fußreise in die Schweiz und schwärmte bald in Liedern über fernes Land und Meer. In seinem 22. Jahr bezog Platen die Universität Würzburg, wo er mit musterhaftem Fleiße Philologie und Philosophie studirte. Nach und nach erlernte er sogar außer klassischem Deutsch auch Lateinisch, Griechisch, Französisch, Arabisch, Persisch, Spanisch, Portugiesisch, Italisch, Englisch, Holländisch und Schwedisch, und las mit vortrefflichsten Erfolge die vorzüglichsten Dichter in der Ursprache. Im September 1819 vertauschte Platen Würzburg mit der Universität Erlangen. Die Tage, welche er hier verlebte, gehören zu den glücklichsten seines ganzen Lebens. Mit glühendem Wissensdurst saß der Jüngling zu den Füßen des Philosophen Schelling, dem er in drei Sonetten seine hohe Verehrung zollt. Als Student machte Platen jährlich kleine Ferienreisen durch die deutsche Heimat. Am längsten und liebsten hielt er sich in Wien auf. In Jena lernte er Goethe kennen und in Bayreuth war er mehrere Wochen bei Jean Paul gastfreundlich aufgenommen. Er sang dem bald darauf verstorbnen Dichter „für seine seelenvolle Lieb und Milde“ ein schönes Sonett nach. Auch in Stuttgart fand er die herzlichste Aufnahme und freute sich besonders seiner persönlichen Bekanntschaft mit Uhland und Schwab, so daß er der schwäbischen Dichter noch in der „verhängnißvollen Gabel“ ehrend erwähnt mit den Worten: „Von Stuttgart her dringt ein gemüthlicher Ton zartfühlender, heimischer Lieder“. Das Buch über die Weisheit der Inder von Fr. v. Schlegel und Goethe's „Divan“ erregten in Platen mächtig den Trieb nach dem Studium orientalischer Poesie. Er strebte unablässig das Wesen orientalischer Poesieformen zu begreifen, um einen Wettstreit der deutschen Sprache mit der Sprache des Orients beginnen zu können. Fr. Rückert war damals der Einzige, welcher, stark und gewandt, die Sprache der Heimat handhabte und den Geist des Ostens erkannte, weßhalb sich auch Platen 1820 zu ihm auf die Burg zu Nürnberg begab, um wissenschaftliche Belehrung

von ihm zu erhalten. Die Frucht davon waren die „Gaſelen“ (Erlangen 1821), bald darauf erſchien auch der „Spiegel des Hafis“. Aber weder dieſer noch jene verſchafften dem Dichter die Anerkennung wie ſie ihm durch „Neue Gaſelen“ (Erlangen 1823), ebenfalls einer Sammlung lyriſcher Gedichte im orientaliſchen Gewande, zu Theil wurde. Sehr treffend ſetzte ihnen der Dichter das Motto:

„Der Orient iſt abgethan,
Nun ſeht die Form als unſer an“.

Goethe findet in Platen „ein hohes Talent“ und „alle Haupterforderniſſe eines guten Poeten“. Die Gaſelen ſind ihm „wohlgefühlte, geiſtreiche, dem Orient vollkommen gemäße, ſinnige Gedichte“. Gaſelen ſind kleine Gedichte in orientaliſcher Form. Ihr Inhalt iſt Wein und Liebe, Frühling und Jugend, Sorge und Noth, häuslicher Friede und häusliches Glück ꝛc. Ihr Charakter iſt das Schmeichleriſche, oder wie es Platen nennt, das „ſchelmiſche Getändel“. Sie beſtehen aus Verspaaren (Diſtichons). Das erſte Verspaar und der zweite Vers eines jeden folgenden Paares haben durchgehends ein und daſſelbe Wort als Reim. Die Gaſelenform iſt ſehr ſchwierig und ſo ſchlecht die Gaſele in Form und Inhalt aus der Hand eines Unberufenen hervorgeht: ſo leicht, lebensvoll und vollendet tritt ſie aus der gottgeweihten Hand eines Meiſters in reiner Kunſtſchöne, voll Anmuth und Kraft, Fülle der Melodie und edler Bewegung hervor.

Ziemlich raſch nach den Gaſelen ließ Platen verſchiedene kleine Luſtſpiele auf einander folgen, die in glatten Verſen gedichtet ſind, denen aber doch mehr oder weniger der dramatiſche Nerv fehlt. „Der gläſerne Pantoffel“ zeugt von Platens Studium der Volkspoeſie. Zwei deutſche Kindermärchen: „Aſchenbrödel“ und „Dornröschen“ lieferten ihm den Stoff dazu. Das kleine ſcherzhafte Luſtſpiel: „Berengar“ erinnert durch ſeinen klaren, wohlgerundeten Dialog an Goethe's Torq. Taſſo. Die poetiſch höher geſtellten Figuren reden in Verſen, die gewöhnlicheren in Proſa.

Charaktere „von echtmenſchlichem Gepräge“ enthält das Schauſpiel: „Treue um Treue“. Es iſt dieß:

„Ein Lied von Treue, die Gefahr und Macht,
Und ſelbſt Entfernung als gering verachtet,
Und über Land und Ocean hinweg
Den ſchönen Einklang edler Liebe lehrt“.

Einer Novelle aus dem Volksbuche von den ſieben weiſen Meiſtern iſt der Stoff zu dem kleinen Luſtſpiel: „Der Thurm mit ſieben Pforten“ entlehnt und das uralte Märchen gewann durch ſeine völlig bühnengerechte dramatiſche Bearbeitung eine reizende Geſtalt.

Im Herbſte 1824 machte Platen eine Reiſe durch die Schweiz und Oberitalien nach Venedig, wo es ihm ſo gut gefiel, daß er einige Wochen über die Urlaubszeit ausblieb, wofür er „bei ſeiner Heimkehr mit einem mehrwöchigen ſtrengen Arreſt in Nürnberg büßen mußte“. Eine Frucht dieſer Reiſe iſt eine Reihe herrlicher „Sonette aus Venedig“, worin der Dichter die ehemalige Pracht und Größe, Herrlichkeit und Kunſtliebe Venedigs in einer Vollendung der Sprache und mit ſo würdigen, erhabnen Bildern ſchildert, daß er ſelbſt dem Feinde ſtaunende Bewundrung abzwingt. Die Eindrücke, welche Oberitalien und Venedig in dem Dichterherzen zurückließen, entfachten bald in Platen die heiße Glut der Sehnſucht auch das übrige Italien zu ſehen. Er ſchrieb an Schwab: „In Italien gedenke ich mein Leben zu beſchließen und wenn ich mich dahin betteln müßte; denn nur dort hoffe ich meine Kunſt zur Vollkommenheit zu bringen, wenn dieſes Wort nicht ein Frevel iſt. Aus der bildenden Kunſt ziehe ich die größten Belehrungen.“ Sein ſehnlichſter Wunſch ging in Erfüllung; denn als Cotta „die verhängnißvolle Gabel“ anſtändigſt honorirte, und König Ludwig von Bayern, dem der Dichter dieſes Werk einreichte, den erbetenen Urlaub bewilligte, unternahm Platen, „ſatt von ſeinem Vaterlande,“ am 3. Septbr. 1826 ſeine Reiſe nach Italien, dem Garten Europas, wo er ſchadlos gehalten wurde für ſo manchen Verluſt und für manches in der Heimat verkannte Gedicht.

Im Frühjahr 1827 verließ er Rom und begab sich nach Neapel, wo er in „heilsamer Luft“ und unter „unwandelbarem Himmel“ in jenem Elysium zu genesen hoffte und das farbensatte Idyll: „Bilder Neapels“ dichtete, worin er die herrliche Stadt und ihre Bevölkerung, südliche Natur und südliches Leben so meisterhaft schildert. Durch den Anblick des Hafens und des Meeres erhob sich sein Gemüth zu ruhiger Klarheit empor. Mit dem gleichgesinnten Maler und Dichter August Kopisch (Siehe Bd. II., S. 93) lebte Platen im innigsten Freundschaftsverhältniß. Beide machten im Sommer gemeinsam kleine Ausflüge nach Capri, Ischia und die übrigen Inseln des Golfs von Neapel. Im Spätjahr blieb Kopisch in Neapel und Platen begab sich über Sorrent nach Rom. Auf Veranlassung des jetzigen Königs (damaligen Kronprinzes von Preußen) wurde dem Dichter der Antrag gestellt, gegen ein jährliches Honorar von 2500 Thalern eine kritische Zeitschrift für die Bühne herauszugeben; ein glänzender Antrag, den aber Platen unbedenklich ablehnte. Von Rom wandte er sich 1828 unter andern nach dem paradiesisch gelegenen Spoleto, nach Perugia, besuchte die Insel Elba, nahm Seebäder in Livorno, ging nach Pisa, Florenz, auf die Insel Palmaria, nach Genua, Parma, wanderte durchs Piemontesische, wo ihm seine Gedichte confiscirt wurden, nach Mailand und Bergamo und dann aus der „nebelreichen Lombardei“ wieder ins Toskanische nach Florenz. Im nämlichen Jahre wurde Platen auch Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu München und erhielt so durch den König Ludwig eine hinreichend unabhängige Existenz. Die folgende Zeit über durchkreuzte der Dichter Italien nach allen Richtungen, von 1830 — 32 widmete er sich in Neapel historischen Studien, kam im letzteren Jahre, um eine heilige Pflicht zu erfüllen (denn sein Vater war gestorben) nach Deutschland zurück, verbrachte den Winter still in München, schrieb: „Die Liga von Cambrai“, ging 1833 wieder nach Venedig, dichtete dort die reizende Ekloge: „Das Fischermädchen in Burano“ ꝛc. Wegen einer zweiten Auflage seiner „Gedichte“ kehrte er noch vor Weihnachten dieses Jahres nach München zurück und ging von

da nach Augsburg zu seinem theuern Freunde, dem Grafen Friedr. Fugger. Hier besorgte er mit strengster Kritik die neue Auflage seiner Gedichte, welche mit großem Beifall aufgenommen wurden. Im April 1834 reiste Platen wieder nach Italien ab, wohl nicht ahnend, daß er für immer aus der Heimat und dem deutschen Vaterlande scheide. In Neapel gebrauchte er die Seebäder, den Winter verbrachte er in Florenz, dichtete die Todtenklage um den am 2. März 1835 verstorbnen Kaiser Franz, schiffte sich noch im März in Livorno ein, um mit dem Dampfboot nach Neapel zu reisen, das er eilend mit Sicilien vertauschte, doch kehrte er im Juli wieder nach Neapel zurück, von wo ihn aber bald wieder die Furcht vor der Cholera nach Sicilien trieb. In Palermo nahm er täglich ein Seebad. Auf seinen 39. Geburtstag verließ er Palermo und kam am 11. November nach Syrakus, wo er an einen alten Herrn Don Mario Landolina empfohlen war, der ihn ganz vorzüglich freundlich aufnahm, ihm auch eine Wohnung besorgte, und ihn in seiner Krankheit sorgfältigst verpflegte. Der Patient hatte durch eigne Schuld seine Krankheit bis zum heftigsten Fieber verschlimmert. Platen stand im schönsten Mannsalter und auf dem Wege zu gewaltiger Wirkung, als der Todesgenius am 5. Dezbr. 1835 zu Syrakus die Fackel senkte und den Dichter in die himmlischen Gefilde ewiger Schönheit aus dem vergänglichen Erdenparadies abberief. Nun deckt schon längst unter Siciliens Himmel in der Villa Landolina der schlichte Marmor die Hülle des deutschen Pindar. Am Neujahrstage 1836 wurde durch die Münchener Blätter Platens Tod in Deutschland bekannt und nicht blos so manches Blatt in Deutschland, sondern auch „der Adler des Westens", eine deutsche Zeitung in Philadelphia, lieferten einen Nekrolog und streuten Gedichte über die Gruft des edeln Sängers. Das beste Gedicht ist das von seinem Freunde Kopisch: „Bei der Nachricht von dem Tode des Grafen August von Platen" gedichtete, das wir absichtlich aus den Gedichten Kopisch's zurückbehalten, um es passender hierher zu setzen:

„Schwermüthig tönt, meerüber und fern
Von Ortygias Fels her, Sage: wie du
Einſam ſtarbſt! Ach! und es hat Freundeshand,
Pflegende, dich nimmer gelabt!
Fern war von dir ich, ferne von dir!
Und es warf kein Freund dir Erde ins Grab,
Als hinein ſank in den Schlund, was an dir
Sterbliches war, Staub zu dem Staub!
Trauernd gedenk ich dein . . . und es dringt
In das Herz mir Weh! — Du aber vielleicht
Schüttelſt nun Fittige ſchon, frei des Grams,
Welcher des Leibs Wohner befängt . . .
Froh! denn du warſt unheimiſch dahier
Und ein Pilger ſtets. Unſtät, unerfreut
Sangſt du hier Anderer Glück, deines nicht!
Wurde dir viel Wonne zu Theil?
Ach, Liebe gab dir Schmerzes genug,
Und ſie ließ der Luſt dich koſten, vom Rand
Koſten nur! aber im Fliehn ließ ſie dir
Tief in der Bruſt haften den Pfeil!
Schönheit allein umſchwebte dich treu
Und erhielt allein noch Odem in dir:
Für ſie zogſt kämpfend du aus, mühevoll
Wider den Schwarm frevelnden Volks!
Ein Fremdling ward Schönheit! Unerkannt,
Ungehört, verfolgt, ſchwermüthigen Schritts
Geht ſie nun, Wenigen hold, ihre Bahn:
Sie, die, geehrt, Selige ſchafft!
Einſt wollten wir, ihr folgend, die Welt
Uns beſchaun, vereint, — Ortygia auch!
Trennung kam, lange! und wollt' ich zu dir
Reden, ſo nahm Trauer das Wort! —
Miſch ihm den Staub, Ortygia, nun,
Von dem Meer umhallt, zu Aeſchylos Staub!

Nachtigall, griechiſche, komm, töne gern,
Ihm um die Gruft flatternd, Geſang!“

Platen, der vielverkannte und vielgeſchmähte Platen, war ein gediegner, tiefer und ſittlich reiner Charakter, der der Kunſt ſein tiefſtes Sinnen, ja das Leben ſelbſt geſchenkt hat und darum auch ſeinem ſonſt geliebten Lehrer, Prof. J. J. Wagner in Würzburg, den Ausſpruch: „Die Kunſt iſt todt“, nie verzeihen konnte. Die Kunſt war ihm heilig und deßhalb ſind auch ſo viele Gedichte des Meiſters, die der kryſtallklare Strom eines „über Kunſt und Leben ruhig waltenden Geiſtes“ ſind, von den Geſellen und Handlangern unheiliger Gehaltloſigkeit, Maßloſigkeit und Zerrüttung heftig angegriffen worden. Traurig, daß auch anerkannte Dichter, wie die beiden Düſſeldorfer: „Heine“ und „Immermann“ die empörendſten nnd unbegründetſten Ausfälle auf Platen machten und ihn ſogar mit ihren kritiſch ſchmähenden Stimmen bis nach Italien verfolgten. Später ſoll Heine dem Journaliſten Weil in Paris geſtanden haben, daß er „Platen Unrecht gethan“. Er ſagt: „Es war eine Parteiſache und der Gegner war bedeutend“. Nach ſolchem Geſtändniß mag Jeder ſelbſt das Richteramt zwiſchen den ſtreitenden Parteien übernehmen.

Platen fühlte ſich dazu berufen, als ein geweihter Prieſter der Kunſt die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel der Dichtkunſt zu vertreiben; denn an heiliger Stätte, wo das Evangelium der Poeſie gepredigt werden ſoll, darf nur ein Begünſtigter der Muſen ſtehen: darum ſagt Platen in der Gabel mit Recht:

„Wer hier zum Volke ſpricht in ſtolzen Tönen,
Der ſei auch würdig vor dem Volk zu ſprechen;
Entnervendes zu bieten, ſtatt des Schönen,
Iſt an der Zeit ein Majeſtätsverbrechen. —
Mündig ſei, wer ſpricht vor Allen; wird ers nie, ſo ſprech er nie,
Denn was iſt ein Dichter ohne jene tiefe Harmonie,
Welche dem berauſchten Hörer, deſſen Ohr und Sinn ſie füllt,
Eines reingeſtimmten Buſens innerſte Muſik enthüllt“.

Die Verwässerungen der weitschweifigen, hundertellenlangen Schicksalstragödien, welche nach den Freiheitskriegen als stark gepfefferte Speise den verdorbnen Geschmack der Menge reizten und so große Herrschaft und Verehrung fanden, waren Ursache, daß Platen in dem mehrgenannten aristophanischen Lustspiel: „Die verhängnißvolle Gabel" die Schicksalspoeten, ihre dichterischen Verkehrtheiten und ihren theatralischen Bombast mit der scharfen Geißel der Ironie zu züchtigen suchte. Er kämpfte mächtig gegen den schlechten, verderblichen Zeitgeist und hat Deutschland selbst und deutsche Gebrechen geschildert. Im Politischen hat er sich nicht mehr erlaubt als jede Zeitung. Er sagt in der Gabel:

„Wie es steht in deutschen Landen frage man Poeten nicht!
Einem spätern Meister überläßt er die berühmte That
Volk und Mächtige zu geißeln, ein gefürchtet Haupt im Staat".

Die Literatur, ihre Träger und Verehrer nimmt er aber um so schärfer unter die Scheere. Werner, der Vater der Schicksalstragödie, Müllner, der Chorführer, Raupach und Houwald die Jünger derselben ꝛc. müssen seinen ganzen Spott empfinden; denn:

„Schneemännern gleichen solcherlei Tragödienverfasser,
Carricaturen sind sie heut und morgen sind sie Wasser".

In dem Ausdruck: „Müllner der die Schuld geschneidert" (Gabel), und „Die Schuld ist eine Mißgeburt der Zeit" (Schatz des Rhampsinit) stimmt Platen mit Schlegel überein, der seine Kritik über Müllner ꝛc. mit den Worten Schillers schließt: „Der Uebel größtes aber ist die Schuld!"

Ueber Kotzebue, der der Deutschen Leib- und Herzpoet gewesen war, sagt Platen zum Publikum:

„Was galten dir vor dem Apoll die Musen alle neune?
Auf jeder Bühne fand man ihn, ja fast in jeder Scheune:
Kein andrer Dichter rühmt sich dess', drum weigert ihm nicht länger
Als deutschem Aeschylus den Kranz, als nationellstem Sänger!
Er schmierte, wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope".

Weiter heißt es an einer andern Stelle:

„Ja in einer Stadt des Nordens, die ſo manches Uebels Quell,
Preist man Claurens Albernheiten und verbietet Schillers Tell. —
Dieſes mark- und knochenloſe Publikum beklatſchet nur,
Was verwandt iſt ſeiner eignen Froſchmolluskenbreinatur".

Nicht mit Unrecht geißelt er den damaligen Geiſt der Nation mit den Worten, die nebenbei wieder Clauren treffen:

„— Dieſe Nation
Saalbadert ſo gern,
Saalbadert herab von der Kanzel,
Saalbadert zu Haus, ſaalbadert ſodann
Vor Gericht, ſaalbadert im Schauſpiel!
Drum nimmt ſie allein Saalbader in Gunſt,
Saalbader in Schutz; drum liest ſie nur dich,
Statt Goethe und ſtatt
Jean Paul, ſaalbadernder Clauren".

Als endlich durch die verhängnißvolle Gabel des Schickſals Tücke erfüllt und Mopſus auch todt iſt, da wollen ſich die Andern in den hinterlaſſenen Schatz theilen. Der vermeintliche Schatz iſt aber der nun erlöſete Geiſt „Salome", welcher die herrlichen Worte ſpricht:

„Folget ſeinem Flug und laſſet unter euch der Sorgen jede
Und mit Adlerklaun zum Himmel trägt er euch als Ganymede,
Wo die Schönheit mit verſchämtem Lächeln ſenkt den Blick, den ſüßen,
Und von ſteter Jugend träumet zu des ewgen Vaters Füßen;
Wo ein hoher Wonnetaumel ſpielt in alle Seelentriebe,
Holder als ein menſchlich Auge, wenn es blickt den Blick der Liebe!
Dort, wo Friede wohnet, mögt ihr ſeligen Geſängen lauſchen;
Aber lebet wohl, es fangen meine Flügel an zu rauſchen!"

In der Schlußparabaſe der Gabel ſpricht ſich Platen in kurzen Worten über ſein Luſtſpiel aus:

„Ihr findet darin bei ſonſtigem Spaß, auch Rath und nützliche Lehre,

Und Alles zum Trotz dem Verkehrten der Zeit und dem Trefflichen Alles zur Ehre.
Ihr findet darin manch witziges Wort und manche gefällige Wendung,
Mit erfindender Kraft und Leichtigkeit auch eine gewiſſe Vollendung.
Denn wie ſich enthüllt jemaliger Zeit Volksthum in den epiſchen Liedern,
So ſpiegelt es auch in Komödien ſich, ſammt allen Gelenken und Gliedern,
Drum hat der Poet euch Deutſchland ſelbſt und deutſche Gebrechen geſchildert,
Doch hat er den Spott durch freundlichen Scherz, durch hüpfende Verſe gemildert".

Aus Italien ſchickte Platen, der erbitterſte Feind der Romantik, das Luſtſpiel: „Der romantiſche Oedipus", der nicht allein gegen Immermann, (an dem er ſich freilich ſchwer rächte) und Heine gerichtet war, ſondern auch zugleich ein Vertheidigungskampf für Altar und Herd („pro aris et focis") ſein ſollte. Immermann wurde als „Nimmermann" zum Träger alles Matten, Gemeinen, Unſittlichen und Formloſen gemacht; denn

„— geſalbt zum Stellvertreter hab ich dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenoſſenſchaft".

Die vielgliederigen, „weltkugelumſegelnden Worte", wie ſie in der „Gabel" und im „Oedipus" vorkommen, nämlich: „Demagogenriechernashornsangeſicht, Vorzeitsfamilienmordgemälde, Obertollhausüberſchnappungsnarrenſchiff, Freiſchützkaskadenfeuerwerkmaſchinerie" ꝛc., in welchen des Verkehrten ſo viel zuſammengedrängt iſt, ſind keine leere, ſinnloſe Spielerei, ſondern haben ihre rechte ſatyriſche Bedeutung und finden ſich bei allen Komikern aus der Zeit des alten attiſchen Luſtſpiels. In der „Nachſchrift an den Romantiker" ſagt der Dichter:

„Irrthümern bin ich gefolgt und habe, da falſcher Schein
Betrügt, die Hefe geſchöpft, zu zeigen wie ſchlecht der Wein".

Die „Abbassiden. Ein Gedicht in 9 Gesängen“ wurden 1830 vollendet, erschienen aber erst 1834 im Druck. Der Stoff ist aus dem Märchen 1001 Nacht und das Gedicht besingt im unscheinbaren Gewand der serbischen Volkslieder die Abenteuer der wandernden Söhne des Chalifen Harun al Raschid zu Bagdad. Alles ist durchsichtig und klar und die heitere, lebenswarme Märchenwelt ist mit einer Fülle der lieblichsten Bilder ausgestattet. Weil Platen „selbst an die heitere Unschuld des Märchens“ glaubt, darum trägt er auch die Unmöglichkeiten mit der kindlichsten Glaubenstreue vor und läßt es sich nicht einfallen „an den Wundern seiner Welt mit dem leisesten Hauche des Zweifels zu streifen“. Einzele Stellen aus den Abbassiden sind in Lesebücher zum Schulgebrauche aufgenommen und widerlegen am besten diejenigen, welche Platens Volksthümlichkeit gänzlich läugnen.

Die französische Julirevolution und der polnische Freiheitskampf stimmten Platen zur politischen Lyrik, in welcher er weder an Kraft noch Freiheit der Staats- und Kunstansicht von seinen Nachfolgern übertroffen wurde. Man vergleiche in dieser Beziehung das musterhafte Gedicht: „An einen deutschen Staat“ und das: „Wiegenlied einer polnischen Mutter“.

In der Ballade hat Platen ebenfalls seine hohe Meisterschaft als Lyriker bewiesen und uns von den süßesten und reifsten Früchten seiner Poesie geboten. Außer der „Gründung Karthagos“ und der Bestattung Alarichs: „Das Grab im Busento“ ꝛc., die sich auf die Sage gründen, hat der Dichter geschichtliche Stoffe gewählt und dieselben mit einer Großartigkeit historischer Erinnerung, einer Fülle und Tiefe des Gefühls, einer Macht, Kürze, Klarheit und Reinheit der Sprache ausgeprägt, daß sie neben den vollendetsten aller deutschen Balladen zu stehen würdig sind. Wir nennen noch außer obiger: „Der Pilger vor Skt. Just“, „Harmosan“, „Der alte Gondolier“ und „Klagelied Kaiser Otto III. Besonders sind die beiden letzten in der Form so „knapp und präcis, wie sie in der Empfindung tief sind“ und Platen zeigt darin die „Macht, welche die Lyrik üben kann, wenn ein gefühls-

tiefer Dichter einen würdigen Stoff ergreift". In rührender, seelenvoller Weise singt der Gondolier in der balladenhaften Elegie Venedigs Schmerz und Klagelaute und über Ottos Klagelied breitet sich die lieblichste Milde.

Die antiken Rhythmen oder altklassischen Formen hat Platen meisterhaft beherrscht. Seine Oden sind lebensvolle, wahrheitsgetreue Gemälde klassischer Schönheit, die sich nicht bloß durch dichterische Form, sondern auch durch den Reichthum großer und tiefer Gedanken auszeichnen. Die Oden: „An Karl X.", „Einladung nach Sorrent" (an Kopisch), „Loos des Lyrikers", „Der Vesuv im Dezember 1830" 2c. sind die sprechendsten Belege dazu.

Die „Hymnen" oder „Festgesänge", wovon hier die beiden: „Dem Grafen Fr. Fugger" und: „Auf den Tod des Kaisers" aufgenommen sind, waren Platens Schwanengesang. Er hatte sie für ein eignes Büchlein bestimmt und hielt sie in jedem Fall für das Beßte, was er geleistet; er spricht es unverzagt aus, daß er darin die lyrische Kunst Deutschlands auf ihren Gipfelpunkt gebracht habe: „Frei steht die Folge Jedem, ich fliege voran!" Platen nahm sich bei seinen Festgesängen den begeistrungstrunknen und doch maßvollen Pindaros zum Muster und hat so seinen Gedankenreichthum und seine Gedankenhoheit, wie die Fülle seiner großartigen Phantasie mit einer Anmuth und Sicherheit, einem Schwung und Glanz dem musikalischen Tonfall hellenischer Rhythmen angepaßt, daß die Festgesänge nicht nur das höchste sind, was die deutsche Sprache in reimloser rhythmischer Poesie aufzuweisen hat, sondern auch nach dem Urtheile eines der größten Kenner Pindars theilweise den Schöpfungen des unsterblichen Griechen an die Seite gestellt werden können. Viele Einzele, namhafte kritische Stimmen, welche nicht bloß Platens Fehler rügen und ihn namentlich deßhalb tadeln, weil er sich absichtlich von „deutschem Sinne, deutschem Lieben und Leben überhaupt abgewendet", weil persönliche Gereiztheit, üble Laune, Mißstimmung, bitterer Weltschmerz u. dgl. ihm öfters statt der göttlichen Muse gedient: würdigen aber doch auf erfreuliche Weise seine großen poetischen Schönheiten, den großen

Reichthum und die Hoheit seiner Gedanken und gestehen zu, daß „Keiner vor und neben und bis jetzt auch nach ihm" ein solcher Sprachbeherrscher und Meister der Formschönheit gewesen ist, wie er. Die große Menge wird freilich noch lange keinen Gefallen an den plastischen, feingemeißelten Kunstwerken finden. Wer Platen schätzen will, sagt Hillebrand, „muß ihm in die stille Werkstatt seines Bildens folgen und nicht ermüden, dem feinen Tongefüge seiner Musik mit aufmerksamem Ohre zu lauschen". Es kann nicht geläugnet werden, daß Platen mit einem hohen poetischen Talente begabt, unterstützt von einem sittenreinen, männlichen Charakter, vor vielen seiner Neider einen durchaus entschiedenen Dichterberuf hatte und daß ihm die Unsterblichkeit, trotz der Fehler in seinen poetischen Schöpfungen (mit denen man es bei ihm überdies auch schärfer zu nehmen scheint, als bei andern großen Dichtern) weit eher gesichert bleibt, als Vielen derselben, die ihm aus blassem Neid oder aus gänzlicher Unkenntniß den Anspruch darauf verweigern wollen. Der Vorwurf der Anmaßung und Selbstüberschätzung trifft den nicht, der vor Goethe's lorbeerumschatteten greisen Schläfen gerne sein Haupt beugte und sich mit Recht inneren Werthes bewußt fühlte, langsam hob der Fittige Schwung und spät erst die kunstreichste Form ergriff. Und so scheiden wir denn von Platen mit den herrlichen, einfach charakteristischen Worten, die er sich selbst als „Grabschrift" gesungen:

„Ich war ein Dichter uud empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Styl, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und dieſen Vers für meine Gruft geſungen".

Schriften: Geſammelte Werke in einem Band. Stuttg. 1839. — In 5 Bdn. Daſ. 1843 und 1847. Letztere mit einer Biographie Platens von K. Goedeke. — Gedichte. Stuttgart 1828. — Polenlieder. Frankfurt a. M. 1849. (Vordem in Straßburg.)

148. Saul und David.

Der König ſitzt auf ſeinem Throne bang,
Er winkt den Sohn des Iſai zu rufen:
Komm Knabe, komm mit deinem Harfenklang!
Und Jener läßt ſich nieder auf den Stufen.

Der Herr iſt groß! beginnt er feierlich,
Geſchöpfe ſpiegeln ihres Schöpfers Wonne,
Der Morgen graut, die Wolken theilen ſich,
Und wandelnd ſingt ihr hohes Lied die Sonne.

Die ſchwere Krone löſe dir vom Haupt,
Und tritt hinaus in reine Gotteslüfte!
Die Lilie prangt, der Buſch iſt neu belaubt,
Die Reben blühen und verſchwenden Düfte.

Zwar bin ich nur ein ſchlichter Hirtenſohn,
Doch fühl ich bis zum Himmel mich erhoben:
Was mußt du fühlen, König, auf dem Thron,
Wie muß dein Herz den Gott der Väter loben!

Doch deine Wimper neigſt du thränenſchwer,
Daß ſie des Auges ſchönen Glanz verhehle —
Wie groß iſt Jehovah! o blick umher!
Und welche Ruhe füllt die ganze Seele.

So laß dein Herz an Gott, ſo laß dein Ohr
An meiner Töne Harmonie ſich laben! —
Allein der König ſpringt in Wuth empor,
Und wirft den Spieß nach dem erſchrocknen Knaben.

---

149. Reue.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gaſſen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothiſchen Bogen.

Der Mühlbach rauſchte durch felſigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten ſo ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte ſich oben, unzählig entfacht,
Melodiſcher Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuſchend entlegne Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie haſt du die Tage verbracht,
Nun ſtille du ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue.

---

150. Frühlingslied. (1835.)

Süß iſt der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab ich zur Ruh gebracht.

Mit feuchtem Augenliede
Begrüß ich Hain und Flur:
Im Herzen wohnt der Friede,
Der tiefſte Friede nur.

Schon lacht der Lenz den Blicken,
Er mildert jedes Leid,
Und ſeine Veilchen ſticken
Der Erde junges Kleid.

Schon hebt ſich hoch die Lerche,
Die Staude ſteht im Flor,
Es ziehn aus ihrem Pferche
Die Heerden ſanft hervor.

Das Netz des Fiſchers hanget
Im hellſten Sonnenſchein,
Und ſein Gemüth verlanget
Der Winde Spiel zu ſein.

Und weil am Felſenriffe
Das Meer ſich leiſer bricht,
Wird rings der Bauch der Schiffe
Zur neuen Fahrt verpicht.

Den Uferdamm umklettern
Eidechſen raſch bewegt,
Und Nachtigallen ſchmettern,
Die jede Laube hegt.

Gezogen von den Stieren
Wird ſchon der blanke Pflug,
Und Menſchen ſcheint und Thieren
Die Erde ſchön genug.

Nicht findet mehr der Waller
Das Gottesbild zu weit,
Es ſind die Seelen Aller
Geſtimmt zur Frömmigkeit.

O mein Gemüth, erfreue
An dieſem Glanz dich auch,
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch.

Auf daß die ſtumpfen Herzen
Du doch zuletzt beſiegſt,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras du liegſt.

---

151. Sonette.

I.

Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette!
Er ſang ſie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben theuer.

Und alſo ſang auch manches Abenteuer
In ſchmelzend muſikaliſchem Sonette
Ein Held, der einſt durch wildes Wogenbette
Mit ſeinem Liebe ſchwamm, als ſeinem Steuer.

Der Deutſche hat ſich beigeſellt, ein Dritter,
Dem Florentiner und dem Portugieſen
Und ſang geharniſchte für kühne Ritter.

150. Frühlingslied. (1835.)

Süß iſt der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab ich zur Ruh gebracht.

Mit feuchtem Augenliede
Begrüß ich Hain und Flur:
Im Herzen wohnt der Friede,
Der tiefſte Friede nur.

Schon lacht der Lenz den Blicken,
Er mildert jedes Leid,
Und ſeine Veilchen ſticken
Der Erde junges Kleid.

Schon hebt ſich hoch die Lerche,
Die Staude ſteht im Flor,
Es ziehn aus ihrem Pferche
Die Heerden ſanft hervor.

Das Netz des Fiſchers hanget
Im hellſten Sonnenſchein,
Und ſein Gemüth verlanget
Der Winde Spiel zu ſein.

Und weil am Felſenriffe
Das Meer ſich leiſer bricht,
Wird rings der Bauch der Schiffe
Zur neuen Fahrt verpicht.

Den Uferdamm umklettern
Eidechſen raſch bewegt,
Und Nachtigallen ſchmettern,
Die jede Laube hegt.

Gezogen von den Stieren
Wird ſchon der blanke Pflug,
Und Menſchen ſcheint und Thieren
Die Erde ſchön genug.

Nicht findet mehr der Waller
Das Gottesbild zu weit,
Es ſind die Seelen Aller
Geſtimmt zur Frömmigkeit.

O mein Gemüth, erfreue
An dieſem Glanz dich auch,
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch.

Auf daß die ſtumpfen Herzen
Du doch zuletzt beſiegſt,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras du liegſt.

---

151. Sonette.

I.

Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette!
Er ſang ſie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben theuer.

Und alſo ſang auch manches Abenteuer
In ſchmelzend muſikaliſchem Sonette
Ein Held, der einſt durch wildes Wogenbette
Mit ſeinem Liede ſchwamm, als ſeinem Steuer.

Der Deutſche hat ſich beigeſellt, ein Dritter,
Dem Florentiner und dem Portugieſen
Und ſang geharniſchte für kühne Ritter.

Auf dieſe folg ich, die ſich groß erwieſen,
Nur wie ein Aehrenleſer folgt dem Schnitter,
Denn nicht als Vierter wag ich mich zu dieſen.

II.

Ich möchte, wenn ich ſterbe, wie die lichten
Geſtirne ſchnell und unbewußt erbleichen,
Erliegen möcht ich einſt des Todes Streichen,
Wie Sagen uns von Pindaros berichten.

Ich will ja nicht im Leben oder Dichten
Den Großen, Unerreichlichen erreichen,
Ich möcht, o Freund, ihm nur im Tode gleichen;
Doch höre nun die ſchönſte der Geſchichten!

Er ſaß im Schauſpiel, vom Geſang beweget,
Und hatte, der ermüdet war, die Wangen
Auf ſeines Lieblings ſchönes Knie geleget:

Als nun der Chöre Melodien verklangen,
Will wecken ihn, der ihn ſo ſanft geheget,
Doch zu den Göttern war er heimgegangen.

---

152. Venedig.

I.

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
Als aus der Flut Palladio's Tempel ſtiegen,
An deren Staffeln ſich die Wellen ſchmiegen,
Die uns getragen, ohne Falſch und Tücke.

Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune ſcheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantiſch mit der Seufzerbrücke.

Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit ehrnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Colonne.

Ich steig ans Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Markusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

II.

Dieß Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd ich je dieß große Räthsel fassen?

Ersteigend erst des Markusthurms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.

Und sieh! da kam ein muthges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

III.

Wie lieblich ists, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinauszusehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Venedig sanft umspület!

Ins Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.

Ein frohes Völkchen, lieber Müſſiggänger,
Es ſchwärmt umher, es läßt durch Nichts ſich ſtören,
Und ſtört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends ſammelt ſichs zu ganzen Chören,
Denn auf dem Markusplatze wills den Sänger,
Und den Erzähler auf der Riva hören.

IV.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erſchlagen,
Und öde feiern ſeines Kerkers Räume.

Die ehrnen Hengſte, die durch ſalzge Schäume
Dahergeſchleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieſelben ſind ſie, ach! ſie tragen
Des korſikaniſchen Ueberwinders Zäume.

Wo iſt das Volk von Königen geblieben,
Das dieſe Marmorhäuſer durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerſtieben?

Nur ſelten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge ſich geſchrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

V.

Es ſcheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In dieſen Lüften, die ſich leiſe regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel ſonſt gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohls getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann Nichts zurückbewegen:
Oed iſt der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die ſchöne Riva der Sclavonen.

Wie haſt du ſonſt, Venetia, geprahlet
Als ſtolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veroneſe malet!

Nun ſteht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Rieſentreppe ſtaunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

VI.

Hier ſeht ihr freilich keine grünen Auen,
Und könnt euch nicht im Duft der Roſe baden;
Doch was ihr ſaht an blumigern Geſtaden,
Vergeßt ihr hier und wünſcht es kaum zu ſchauen.

Die ſtern'ge Nacht beginnt gemach zu thauen,
Um auf den Marcus Alles einzuladen:
Da ſitzen unter herrlichen Arkaden
In langen Reihn Venedigs ſchönſte Frauen.

Doch auf des Platzes Mitte treibt geſchwinde,
Wie Chanaletto das verſucht zu malen,
Sich Schar an Schar, Muſik verrauſcht gelinde.

Indeſſen wehn auf ehrnen Piedeſtalen,
Die Flaggen freier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme ſtrahlen.

---

153. Der Pilgrim vor St. Juſt. (1819.)

Nacht iſts, und Stürme ſauſen für und für:
Hiſpaniſche Mönche, ſchließt mir auf die Thür!
Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche ſchreckt.

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarcophag.
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein:
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
Das Haupt, das nun zur Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone wards bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall in Trümmer wie das alte Reich.

---

154. Das Grab im Busento. (1820)

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder:
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde;
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren,
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!“
Sangens, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere:
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

---

155. Harmoſan. (1830.)

1 Schon war geſunken in den Staub der Saſſaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das ſchätzereiche Kteſiphon:
Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel, Jesdegerd, auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute muſtern ging Medinas Fürſt auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmoſan;
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind ſich widerſetzt;
Doch ach, die ſonſt ſo tapfre Hand trug eine ſchwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finſter an und ſpricht: „Erkennſt du nun, wie ſehr
Vergeblich iſt vor unſerm Gott der Götzendiener Gegenwehr?“
Und Harmoſan erwiedert ihm: „In deinen Händen iſt die Macht:
Wer einem Sieger widerſpricht, der widerſpricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag ich noch, abwägend dein Geſchick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins.“
Und auf des Feldherrn leiſen Wink ſteht ihm ſogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmoſan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagſt du?“ ruft der Saracen, „nie täuſcht ein Moslem ſeinen Gaſt,
Nicht eher ſollſt du ſterben, Freund, als bis du dieß getrunken haſt!“
Da greift der Perſer nach dem Glas, und ſtatt zu trinken, ſchleudert hart
Zu Boden ers auf einen Stein mit raſcher Geiſtesgegenwart.

Und Omars Mannen ſtürzen ſchon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu ſtrafen ob der Hinterliſt den allzuſchlauen Harmoſan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und ſpricht ſodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig iſt, ſo iſt es eines Helden Wort.“

156. Der alte Gondolier. (1833.)

Es ſonnt ſich auf den Stufen
Der ſeebeſpülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle,
In weißer Locken Zier:
Und gerne ſteht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf ſeiner Fragen jede
Der alte Gondolier.

Er ſpricht: „Ich habe rüſtig
Lagun und Meer befahren;
Doch hab ich nun ſeit Jahren
Kein Ruder eingetaucht.
Es hangt die morſche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.

Es iſt der Herr des Hauſes
Nach fernen Himmelsſtrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unſre Bitten taub;
Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er ſtand in beſten Jahren,
Als er von uns geſchieden;
Doch lebt er noch hienieden,
So iſts ein greiſer Mann.
Er ſprach: „und ſoll ich dienen,
So ſeis in fremden Ländern!
Hier ſoll mit Ordensbändern
Mich ſchmücken kein Tyrann!“

Wir blieben, ach, und ſchauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die ſchnöde Bande
Nach ſchnell gebrochnem Eid!
Wir ſahn, wie jene Wilden
Den Bucentaur zerſchlugen,
Und unſre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid!

Wir ſahn den Marcuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir ſahn, wie man mit Schwüren
Und mit Beſiegten ſcherzt!
Wir ſahn, zerſtört von Frevlern,
Was würdig ſchien der Dauer,
Wir ſahn an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquick im Morgenſchimmer
Die Glieder ſchwach und alt.
Von meines Herrn Palaſte
Vermocht ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matroſe
Gefolgt der Windesroſe
Bei Sturm und Sonnenſtrahl;
Und wie blokirte Tunis
Und jene Türkenrotte
Mit ſeiner ſchönen Flotte
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's
Heimzug die Fluten theilte,
Und ihm entgegen eilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder,
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

---

157. Klaglied Kaiser Otto des Dritten. (1833.)

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis zu des Nordens Haff!

Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevel nach:

Vergebens mit Gebeten
Beſchwör ich dieſen Bann,
Und mir entgegen treten
Creſcentius und Johann.

Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd ich wiederſehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug:
An ſeinem frühen Grabe
Hab ich geweint genug.

Des deutſchen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron.
Mir winkt der Ältervater
Mit ſeinem großen Sohn.
Und während voll von Milde
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tiefbewegt.

Nun fühl ich erſt, wie eitel
Des Glücks Geſchenke ſiud,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir ſchien gewichtig,
Zerſtiebt wie ein Atom:
O Welt, du biſt ſo nichtig,
Du biſt ſo klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt wie dürres Laub;
Dir ziemt es nicht zu hüten
Den kaiſerlichen Staub!

Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein;
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet sein.

Die ächten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier:
Ihn hab ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen
Zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren
Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entsatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit eueren Waffen Platz.
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann.

---

158. An einen deutschen Staat.

Du wachst; allein wer bürgt dafür,
Ob nie du schlafen wirst?
Ob Muth und Vaterlandsgefühl
Auf ewig bleiben wach?

Du ruhst an einem Bergesrand
Gefährlich überaus.
Und wehe dir, sobald du schläfst
Nur einen Augenblick!

Gedenke nicht des Augenblicks,
Ins tiefre Werden ſieh!
Die ganze Zukunft, liegt ſie nicht
In deiner Bruſt allein?

Es ſah die Welt Jahrhunderte
In dumpfen Schlaf geſenkt,
Und einer wildbewegten Zeit
Folgt eine träge nach.

Wer aber ſelbſt in ſchlaffer Zeit,
Wer, ſprich, erhielt ſich wach?
Es blieben ſelbſt in ſchlaffer Zeit
Die freien Völker wach!

Es iſt die Freiheit jener Puls,
Der ſtets lebendig ſchlägt,
Der ſtets zum Kampfe treibt ein Volk
Für ſeinen eignen Herd.

Nie fehlen ihr Vertheidiger,
Nie mangelt ihr ein Schwert,
Und wer ſie recht gekoſtet hat,
Geht in den Tod für ſie!

O wär ich frei, wer raubte mirs?
Verlör ich jede Hand,
So hielt ich doch die Waffen noch
Mit meinen Zähnen feſt!

Du fürchteſt dieſen ſtarken Wein,
Dieweil er mächtig gährt;
Doch ſetze nur den Becher an,
Er macht die Seelen ſtark!

Und wenn du dieſen Trieb erſtickſt,
(Du wirſt es nicht, ich weiß!)
Dann ſtehſt du nackt und waffenlos
Wie ein entnervter Greis.

Wann dieſer Trieb erliſcht, er iſt
Erloſchen manchem Volk,
Du rüttelſt dann die Leiche wohl
Und rüttelſt nicht ſie auf!

Er ſei bewahrt als Heiligthum,
Der ewgen Lampe gleich,
Die hangend vor dem Hochaltar
Des Doms Gewölb erhellt.

Vergebens blickt Bewunderung
Auf alle Völker hin:
Bewundert nicht! Es liegt an euch,
So groß zu ſein wie ſie!

Wirf endlich die Stelzen weg
Vornehmer Gleißnerei:
Wahr ſei der Menſch, er krieche nicht,
Sonſt braucht es kein Gebet.

Im Herzen wohnt die Gottesfurcht,
Und bloß ein Wütherich
(Wir wurdens inne) breitet ſie
Wie einen Mantel aus!

Wann deiner Söhne jeglicher
Sein Bürgerthum erkennt,
Dann ſinkt vor dir Europas Schwert
Und Aſiens Henkerbeil.

---

159. Wiegenlied einer polniſchen Mutter.

Schlaf ein, du weißt ja nicht, o Herz
Warum du weinſt;
Schlaf ein, ich will den wahren Schmerz
Dich lehren einſt.

Schlaf ein, o Herz, was kümmert dich
Der Feinde Sieg,
Dein Vater fiel für dich und mich
Im Heldenkrieg.

Dich wird erziehen einst der Czar
Zur Sklaverei,
Doch, als ich dich, o Kind, gebar,
War Polen frei.

O weh des Fluchs, der, theures Land,
Dich jetzt ergreift,
Es wird bereits durch Polenhand
Die Stadt geschleift.

Mit Schaufeln naht dem Wall sich schon
Der Männer Gang,
Sie murmeln sanft, mit halbem Ton,
Den Rachgesang.

O großer Gott, mißhöre nicht
Den leisen Chor,
Und rufe laut vor dein Gericht
Den Würger vor.

Es zehre Krieg und Pestilenz
An seinem Reich,
Ihm scheine freudenlos der Lenz,
Die Rose bleich.

Und wenn sich je sein falscher Mund
Verzieht und lacht,
Thu ihm der Geist die Waisen kund,
Die er gemacht.

Und träumt er sich ein leichtes Ziel
Auf glatter Bahn,
So denk er wie sein Vater fiel
Und wie sein Ahn.

Und ſtirbt er auch, empfind er doch
Der Hölle Graus:
Meineidgen wächſt der Finger noch
Zum Grab heraus.

Was wir begehrten, war ja nur
Was uns gehört,
Was jener Mann ſogar beſchwur,
Der uns zerſtört.

Gott gab, ſo rühmt er, ihm das Reich,
Das kühn er lenkt;
O hätte Gott ihm auch zugleich
Ein Herz geſchenkt!

Und du, o Säugling, athme leis
Im Schooß der Schmach,
Ahm aber einſt im Männerkreis
Den Vater nach.

Du werdeſt einſt der Stolz der Fraun,
Des Landes Zier,
Um einſt die Tatzen abzuhaun
Dem Tigerthier.

Schlaf ein, du weißt ja nicht, o Herz!
Warum du weinſt,
Schlaf ein, ich will den wahren Schmerz
Dich lehren einſt!

160. An Karl den Zehnten.

Aus deiner Ahnherrn blühendem Reiche zogst
Umblickend oft auf läſſigem Zelter du,
4 O zehnter Karl, von deiner Söhne
Frauen umjammert, der letzte Ritter!

Nicht lehrte Weisheit dich das erblichne Haar!
Nicht sendet nach weichherzige Seufzer dir
Frankreich, es weint dir nicht des Mitleids
Gastliche Thräne der stolze Britte.

Dein eignes Volk mißkennend, und was die Zeit
Umstürzte, kalt aufnöthigend, hieltest dus
Barbaren gleich, die fern im Südost
Keuchen am Joch und das Joch beklatschen.

Nicht fleußt in Frankreichs Adern Kroatenblut!
Freudvoll begrüßt dreifarbige Wimpel schon
Europa, männlich aufgerichtet,
Ja, bis in Afrika jauchzt das Echo!

Längst sind der Zeit blutdürstige Gräul gesühnt:
Blut floß von jeher, wann die verjüngte Welt
Neukräftig aufwuchs, blutig siegte
Christus, und blutig erkämpfte Luther

Wahrheiten. Nicht mehr rufe die Manen an
7 Des Bruders, der klagwürdig und edel fiel,
Nicht aber schuldlos: seine Schwachheit
Trägt des Geschehenen schwerste Hälfte.

Uralte Blutschuld lastete lange schon
3 Auf Capets Haus, seitdem den erlauchten Sproß
Ruhmvoller Kaiser einst der schnöde
Bruder des heiligen Ludwig abhieb.

Lern aus der Welt Jahrbüchern Gerechtigkeit
Und ſtirb verſöhnt! Dein ſonſtiges Volk, es ſei
Bollwerk der Freiheit künftighin uns,
Glänzendes Edelgeſtein Europa's.

Nie reiz es mehr blindwüthender Frevel auf,
Und König Philipp herrſche gerecht und gut!
Viel hangt an ihm! Nie war ſo heilig
Irgend ein fürſtliches Haupt, wie ſeins iſt.

---

161. Einladung nach Sorrent.

Laß, o laß, Freund, ſtieben den Staub Neapels,
Hinter dir laß jene von tauſendſtimmgem
Kaufgeſchrei lauthallende, hochgethürmte
Straße Toledo!

Wo ſo furchtlos, trotz des Gerolls der Wagen,
Auf dem Korb, den voll ſie gebracht zu Markte,
Nun er leer ſteht, ſchlummern die wegesmüden
Knaben des Landvolks.

Komm hierher, laß reinere Luft umwehn dich!
Sieh, wie farbreich, doppeltes Grün vermiſchend,
Hier vom Oelbaum rankt zu dem andern Oelbaum
Schlingen der Weinſtock.

Deſſen Frucht ſchon rebengeſenkt herabreift:
Feige lockt, einhüllend in breitres Laub ſich,
Ja, bis tief, bergtief in der Schlucht gedeihſt du,
Schöne Zitrone!

Schatten winkt hier, Schatten und ſanfte Labung,
Die des Meers Salzwoge dem Kühnen zuhaucht,
Der an Felsvorſprüngen erlauſcht beſchäumter
Brandungen Ankunft.

Bäder auch, weichſandiger Wellengrund iſt,
Wo die Steinwand Laſten erträgt von Epheu,
Grotten ſind hier, kühler als San Giovannis
Höhlenvertiefung,

Wo ſo oft hinruderten uns die Schiffer,
Wo die rothblau dunkelnde See wie Purpur
Glänzte. Dort, Freund, gönnteſt dem Freund du manche
Lehre der Schwimmkunſt.

Komm und ſieh, hoch oben vom Dach, den Spiegel
Dieſes Golfs, weiteben und ſegelreich an!
Sieh von fern herwehn den Rauch Neapels,
Sieh des Veſuvs Rauch!

Inſeln auch, komm! ſchmücken das Meer. Es ſtreckt ſich
Iſchia thurmgleich, Procida langgedehnt aus,
Cap Miſen ragt mitten im Abendlicht als
Nackende Felsbruſt.

Die im Kahn ſonſt ſchaukelgewiegt umſchifft wir,
Als gegrüßt wir jenes zerſtörte zwar, doch
Stets in Lenzglut ſchimmernde, ſtets mit Zephyrn
13 Buhlende Bajä.

Unſer Bund, kein Bund, wie die meiſten, iſt er:
Zeugen ſind, holdlachende, Meer und Erdkreis,
Zeugen ſind ehrwürdige Trümmer, welche
Römergewalt ſchuf.

Deines Bilds Bild ruhte mir längſt im Innern,
Seit der Freundſchaft Seelenberuf erwacht war,
Der ſo gern ſchaun möchte des eignen Weſens
Edlere Selbſtheit.

Hohe Thatkraft! Adel der Form! die Zeit hat
Tief in Roms brachliegenden Schutt verſenkt euch,
Hat als Bruchſtück nieder ins Gras die ſchöne
Säule geſchleudert!

Liebe blieb, Freund! Buſen an Buſen laß uns
Dienen ihr! Einſt wieder vielleicht vermählt ſich
Ihr des Hochſinns Genius, dann erbaut auch
Wieder ein Rom ſie.

---

162. Loos des Lyrikers.

Stets am Stoff klebt unſere Seele, Handlung
Iſt der Welt allmächtiger Puls, und deßhalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyriſche Dichter.

Gerne zeigt jedwedem bequem Homer ſich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Dramas
Schöpfer den Schauplatz:

Aber Pindars Flug und die Kunſt des Flaccus,
Aber dein ſchwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt ſich uns langſamer ins Herz, der Menge
Bleibts ein Geheimniß.

Jenen ward blos geiſtiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umſchwärmten Putztiſch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.

Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menſchheit; doch es geſellt ſich ihnen
Selten freundſchaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefſinn.

---

163. Der Vesuv im Dezember 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz fürs Auge. Bezeug es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

Wo im Sturmschritt mächtiger Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluten und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höhn Rubine
Reichlich sät, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still aus nächtlichem Grund die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antlitz.

---

164. Dem Grafen Friedrich Fugger. (1835.)

Wie der Herbst zwar spät in das flüchtige Jahr tritt,
Das bereits tagmüde zum Ende sich neigt,
Aber nicht kommt ohne Geschenk:
Nein, im schöngeflochtenen Korb anhäuft die erquicklichen Früchte:
Also tritt mein Festgesang,
Freund, vor dich, mitführend hochgeschichteten reichen Ersatz,

Wenn ich auch saumselig erscheine, dieweil du
Lange Zeit schon bliebest der Kunde beraubt.
Doch, wofern dein Schuldner ich ward,
Magst du üben deines Ahns großmüthige milde Gesinnung,
Der im Antlitz Kaiser Karls
Warf den Schuldschein, den er stolz zerriß, in die Flamme des Herds.

Kaisern wohlthun schmückt den bescheidnen Bürger;
Doch es gibt Almosen, an denen der Dank
Fester klebt, (Ehrgeizigen dünkt
Klein die Welt) und deines Stammes Altvodere beuteten wahrlich
Nicht umsonst Goldgruben aus,
Sandten kein Kaufschiff, von deutschen Wimpeln umflattert, umsonst

Nach dem noch jungfräulichen indischen Weltmeer:
Ihnen ward wohlthätiger Gründungen Ruhm,
Der gerührt auf Dürftigere
Blickt und für die Folgezeit ausspendet der wuchernden Liebe
Samenkorn. Reichthümer sind
Als Gemeingut anzusehn, wofern sie der Gute besitzt.

Aber nicht mehr blüht die germanische Schifffahrt,
Mancher Freistaat sank und des reichen Erwerbs
Quellen füllt anspülender Schlamm;
Ach, und dieß verarmte Volk schleppt knechtisch ein eisernes Joch nach!
Nur dem Wohlstand schwesterlich
Folgt die Freiheit leichten Muths und windet den duftigen Kranz.

Doch zurückblieb mancher erfreuliche Trost uns:
Dich besucht tonreich Polyhymnia, sie,
Frühster Wildheit Bändigerin,
Die am Hämus einst des Orpheus heilige Laute bespannte:
Ihm zunächst lag zahm des Leun
Blonde Braut, friedfertig saugend hing an der Zitze der Wolf;

Auf dem Zweig saß ruhig der Aar, und die Zeder
Beugte voll Sehnsucht zu dem Sänger herab
Ihr im Luftraum schwelgendes Haupt,
Während seinem Ton sich sanft aufblätterten bebende Rosen.
Diese Kunst pflegt dein Gemüth;
Sei sie denn liebreich begrüßt, die treue Besänftigerin!

Deines Tonfalls Zauber umkleidete meines
Nackten Worts vielfältige Wendungen oft.
Wär es doch niemals an das Licht
Vorgetreten! Hätt ich stets doch Freunden es blos zu geheimer
Gunst geweiht! Ungünstig treibts
Auf dem Zeitmeer, rings umsausts, ein nächtlicher Kahn im Gewog.

Selbst das fast Vollkommene wallet im Dunkeln
Ungeprüft; alltägliche Weise gefällt,
Weil der Thorheit Mode beherrscht
Unsre Zeit. Es haucht das Volk Beifall in die Pfeife des Fauns nur.
Wer belauscht tiefernstes Lied?
Mag er nahn, auftretend sacht und ohne Geräusch. Er behorcht

Keines Lehrlings rohen Versuch. Des geübten
Schleifers Fuß dreht leicht den befeuchteten Stein:
Also wälzt auch meines Gesangs
Rad sich fort, und vielbetont, nicht blos das Erhabene pflegt er,
Auch der Anmuth Flüchtigkeit,
Streut, dem Baum gleich, Früchte sammt unzähliger Fülle des Laubs.

Doch mir ward Stillschweigen und kalte Bespöttlung
Blos, zum Lohn nie früher gewagten Gesangs,
Seit mein Mund Teuts Worte belebt.
Aber weil des Unverstands Zuruf und die Stimme des Neidharts
Spricht, ich sei kein Dichter, soll
Nun ich feig einziehn gemüthumstrickende Netze der Kunst?

Oder darf lahm werden der himmlischen Weise
Flügelschlag, muthlos in entfiederter Kraft,
Weil des Aeffleins Pfote zu schwer
Schilt des Köchers ehrne Wucht, aus welchem mit feurigem Antlitz
Meine Kunst wegholte manch
Wurfgeschoß? Frei steht die Folge Jedem, ich fliege voran!

---

165. Auf den Tod des Kaisers. (1835.)

Ausbreite die thauschweren Flügel, o mein Gemüth!
Ernsteren Festlaut
Beginnend schwebe der Seemöve, der unstäten, gleich,
Die bald die blendende Schwungfeder hebt
Luftwärts, und bald in das blaue Meer taucht:
So schweb, o Klaglied, schwebe daher in Holdseligkeit.

Schnell kam von der Donau Gestade zum Arnostrand
Mächtige Kunde:
14 Der alte Kaiser erblich, der in dem Zeitsturm erfuhr
Manch stolzes Glück und des Leids Bitterkeit,
Der Karls unsträfliches Priesterkleid einst,
Der letzte, trug; doch trugst du den Panzer auch, Sohn Pipins!

Wenn rühmlichen Stamms letzter Erbe den Geist verhaucht,
Wird in die Gruft ihm
Das Wappenschild des Geschlechts, zierlichen Schmucks, nachgesenkt:
Dieß erzgetriebene Bildwerk des Lieds,
Auf gleiche Weise hinab versenkt ichs
An schwankem Seil, vormaligen Ruhms im Geist eingedenk.

Glückselige, die freudig schon an das Ziel gelangt,
Schatten vergleichbar!
Gewesnes scheint, wie die Dichtkunst, dem Gemüth fabelhaft:
Ists möglich? Hattest du solch stählerne

Vorfahren? Krönten sie einst in Rom sich?
Und bis zum Jordan wagten sie einst die Kriegspilgerfahrt?

Sinds flüchtige Traumbilder, die in der Seele mir
Wogen empor? Drei
Geschlechter seh ich, an Siegsruhm und am Unstern verwandt,
Hinstürzen. Zäher erscheint deins zuletzt,
Dem lotharingisches Blut vermischt ward,
Da sammt dem Brautring Reiche vergab die Habsburgerin.

Vielfältig erregt Gottes brausender Athemzug
Menschliche Thatkraft,
Und stets erneut des Geschicks Laune den Umschwung des Tags.
Wohl haben Jene gelebt allgesammt:
Dein schlichter Ahn an der Reuß, und Albrecht,
Und wer den Freiheitsbrief mit der Scheer entzweischnitt sodann:

Nicht will ich indeß, Herr, das Echo der Feinde sein:
Todtengericht mag
Ein Andrer halten! Um dein eisiges Herz dehne mein
Festlied die Fittige warmbrütend aus!
Weil, als ich ward und der Sonne Licht sah,
Du pflagst des Reichs Kleinode, so will Vasall sein ich dir

Durch Leben und Tod. Viel des Schmerzlichen zwar geschah,
Aber die Schuld springt
Von Hand zu Hand, wie im Ballspiele der nie sichre Wurf.
Dein Vater sank in die Gruft vor der Zeit!
Glatt ist die Jugend, es gleitet ab drum
Von ihr die Weisheit. Ach! Du bestiegst den Thron allzufrüh,

Anhörend in Unschuld der nordischen Teufelin
Tückischen Rathschlag.
Sie dachte: Wenn ich des ehrwürdigen Reichs Ahnenkraft
Aufreize gegen das Neufrankenvolk,
Eins geht von zwein in dem gräßlich furchtbaren
Zusammenstoß schiffbrüchig zu Grund. Sie hat wahr gedacht.

Ihr Deutſchen, o flieht ſtets des öden Polargeſtads
Freche Sirene,
Und blickt mit doppeltem Antlitze, der Zeit Jannsbild,
Oſtwärts gewendet und weſtwärts umher!
Dann wird in friſcherer Blüte glanzvoll
Um euch des Glücks Lenzmorgen erblühn, und ſtets knospenreich.

Nicht iſt in dem Volk, traun! gebrochen die Kraft zugleich,
Während entzwei brach
Das morſche Zepter. O fragt Leipzig, o fragt Waterloo!
Noch grünt der Sieg um die kranzdunkle Stirn;
Doch würdig ſtets der Genoſſen zeigt euch,
Sobald der Zwingherrſchaft unerfreulich Zerrbild erſcheint.

Dann feiere wohllautend jugendlich eures Muths
Tugenden meine
Behelmte Kunſt! Wie ein Eichſtamm, in der Waldſchlucht allein,
Steht freigewachſen und hoch mein Geſang:
Ausraufen magſt du das bunte Moos wohl,
Der Rinde Schmuck, nicht aber den Baum; zu tief wurzelt er.

---

166. Die Fiſcher auf Capri. (1827.)

Haſt du Capri geſehn und des felſenumgürteten Eilands
Schroffes Geſtad als Pilger beſucht, dann weißt du, wie ſelten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu ſpähn iſt:
Nur zwei Stellen erſcheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfahn, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbuſen.
Aber die andere Stelle (ſie nennen den kleineren Strand ſie)
Kehrt ſich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du ſiehſt als das, auf welchem du ſelbſt ſtehſt.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felſige Trümmer umher, und es brauſt die beſtändige Brandung.

Auf dem erhöhteren Felsen erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten versehn; seis, daß hier immer ein Wachtthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Seis, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verrieth, ja tödtete, seit er
Ans treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung:
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer; es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Bloß durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch: es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dieß arme Geschlecht, nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht, nie schlummert es unter dem Palmbaum:
Nur die verwilderte Myrte noch blüht und der wuchernde Cactus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einziehn; wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen;
Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög euch Segen verleihen ein Gott sammt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,

1 Möge der Thunfiſch oft, euch Beute zu ſein, und der Schwertfiſch
Hier anſchwimmen! es liebt ſie der Eſſer im reichen Neapel.

Glückliche Fiſcher, wie auch Kriegsſtürme verwandeln den Erdkreis,
Freie zu Sklaven geſtempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, ſaht hier Britten und Gallier herrſchen,
Ruhig und fern dem Getöſe der Welt, an den Grenzen der Menſchheit,
Zwiſchen dem ſchroffen Geklüft und des Meers anſchwellender Salzflut.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geſchlechts urälteſte Väter,
Seit dieß Eiland einſt vom Sitz der Sirene ſich losriß,
Oder die Tochter Auguſts hier ſüße Verbrechen beweinte.

---

167. Bilder Neapels. (1833.)

Fremdling, komm in das große Neapel, und ſiehs, und ſtirb!
Schlürfe Liebe, geneuß des beweglichen Augenblicks
Reichſten Traum, des Gemüthes vereitelten Wunſch vergiß,
Und was Quälendes ſonſt in das Leben ein Dämon wob:
Ja, hier lerne genießen, und dann, o Beglückter, ſtirb! —
Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabſehlich benetzt von dem laulichen Wogenſchwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis;
Wo ſich zwiſchen die Felſengeklüfte des Bacchus Laub
Drängt, und ſtolz ſich erhebt in die Winde der Palmenſchaft —
Stattlich ziehn von den Hügeln herab ſich die Wohnungen
Nach dem Ufer, und flach, wie ein Garten, erſcheint das Dach:
Dort nun magſt du die See von der Höh und den Berg beſehn,
Der ſein aſchiges Haupt in den eigenen Dampf verbirgt,
Dort auch Roſen und Reben erziehn und der Aloe
Starken Wuchs, und genießen die Kühle des Morgenwinds. —
Fünf Kaſtelle beſchirmen und bändigen keck die Stadt:
Dort Sankt Elmo, wie drohts von dem grünenden Berg herab!

Jenes andere, rings von Gewäſſern umplätſchert, einſt
Wars der Garten Lukulls, des entthronten Auguſtulus
Schönes Inſelaſyl, in die Welle hinausgeſtreckt. —
Wo du gehſt, es ergießen in Strömen die Menſchen ſich,
Willſt zum Strande du folgen vielleicht und die Fiſcher ſehn,
Wie mit nerviger Kraft an das Ufer ſie ziehn das Netz,
Singend, fröhliches Muths, in beglückender Dürftigkeit?
Und ſchon lauert der bettelnde Mönch an dem Uferſand,
Heiſcht ſein Theil von dem Fang, und die Milderen reichens ihm.
Ihre Weiber indeß, in beſtändiger Plauderluſt,
Sitzen unter den Thüren, die Spindel zur Hand, umher.
Sieh, da zeigt ſich ein heiteres Paar, und es zieht im Nu
Caſtagnetten hervor und beginnt die bacchantiſche
Tarantella, den üppigen Tanz, und es bildet ſich
Um die Beiden ein Kreis von Beſchauenden flugs umher;
Mädchen kommen ſogleich und erregen das Tambourin,
Dem einfacheren Ohr der Zufriedenen iſts Muſik:
Zierlich wendet die Schöne ſich nun, und der blühende
Jüngling auch. Wie er ſpringt! wie er leicht und behend ſich dreht,
Stampfend, Feuer im Blick! Und er wirft ihr die Roſe zu.
Anmuth aber verläßt den Begehrenden nie, ſie zähmt
Sein wollüſtiges Auge mit reizender Allgewalt:
Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehen
Angeborenes Maß, dem entfeſſelten Norden fremd! —
Durchs Gewühle mit Müh, ein Ermattender, drängſt du dich
Andre Gaſſen hindurch; der Verkäufer und Käufer Lärm
Ringsum. Horch, wie ſie preiſen die Waare mit lautem Ruf!
Käuflich Alles, die Sache, der Menſch und die Seele ſelbſt.
Aus Caroſſen und ſonſtigem Pferdegeſpann, wie ſchrein
Wagenlenker um dich, und der dürftige Knabe, der
Auf die Kutſche ſogleich, dir ein Diener zu ſein, ſich ſtellt.
Sieh, hier zügelt das Cabriolett ein beleibter Mönch,
Und ſein Eſelchen geißelt ein anderer wohlgemuth.
Kuppler lispeln indeß, und es winſelt ein Bettler dir

Manches Ave, verſchämt das Geſicht mit dem Tuch bedeckt.
Dort ſteht müßiges Volk um den hölzernen Pulcinell,
Der vom Marionettengebälke poſſirlich glotzt:
Hier Wahrſager mit ihrer geſprenkelten Schlangenbrut. —
Alles tummelt im Freien ſich hier: der geſchäftige
Garkoch ſiedet, er fürchtet den ſeltenen Regen nicht,
Ihn umgibt ein Matroſengeſchwader, die heiße Koſt
Schlingend gieriges Muths. An die Ecke der Straße dort
Setzt ihr Tiſchchen mit Kupfermoneten die Wechslerin,
Hier den Stuhl der gewandte Barbier, und er ſchabt, nachdem
Erſt entgegen dem ſonnigen Strahl er ein Tuch geſpannt.
Dort im Schatten die Tiſche des fertigen Schreibervolks,
Stets bereit zu Bericht und Supplik und Liebesbrief:
Ob ein Knabe diktire der fernen Erſehnten ſein
Seufzen, oder ein leidendes Weib den verwieſenen
Gatten tröſte, verbannt nach entlegener Inſel, ihn,
Der ſein freies Gemüth in dem unterſten Kerker quält
Hoffnungslos, und den Lohn, der erhabenen Tugend Lohn,
Erntet. — Aber entferne die ſchattende Wolke, Schmerz! —
Auch zum Molo bewegt ſich die Menge, wo hingeſtreckt
Sonnt die nackenden Glieder der bräunliche Lazzaron.
Capri ſiehſt du von fern in dem ruhigen Wellenſpiel;
Schiffe kommen und gehen, es erklettern den höchſten Maſt
Flugs Matroſen, es ladet die Barke dich ein zur Fahrt.
Den Erzähler indeſſen umwimmelt es, Jung und Alt,
Stehend, ſitzend, zur Erde gelagert und übers Knie
Beide Hände gefaltet, in horchender Wißbegier:
Roland ſingt er, er ſingt das gefabelte Schwert Rinalds;
Oft durch Gloſſen erklärt er die ſchwierigen Stanzen, oft
Unterbrechen die Hörer mit muthigem Ruf den Mann.
Auferſteh, o Homer! Wenn im Norden vielleicht man dich
Kalt wegwieſe von Thüre zu Thür, o ſo fändeſt du hier
Ein halbgriechiſches Volk und ein griechiſches Firmament! —
Mancher Dichter vielleicht, in der Oede des Nords erzeugt,

Schleicht hier unter dem Himmel des Glücks, und dem Heimatland
Stimmt er süßen Gesang und gediegenen Redeton,
Den es heute vermag zu genießen und morgen noch,
Der zunimmt an Geschmack mit den Jahren, wie deutscher Wein:
Freiheit singt er und männliche Würde der feigen Zeit,
Schmach dem Heuchler und Fluch dem Bedrücker, und Jedem, der
Knechtschaft prediget, welche des Menschengeschlechts Verderb.
Ach, nicht wähnt er den Neid zu besiegen und weilt entfernt,
Taub den Feinden und hoffend, es werde die spätre Welt
Spreu vom Weizen zu scheiden verstehn. — Wie erhaben sinkt
Schon die Sonne! Du ruhst in der Barke, wie süß gewiegt!
Weit im Zirkel umher, an dem busigen Rand des Golfs,
Zünden Lichter und Flämmchen sich an in Unzähligkeit,
Und mit Fackeln befahren die Fischer das goldne Meer.
O balsamische Nächte Neapels! Erläßlich scheints,
Wenn auf kurze Minuten das schwelgende Herz um euch
Selbst Sankt Peter vergißt und das göttliche Pantheon,
Monte Mario selbst, und o Villa Pamphili, dich,
Deiner Brunnen und Lorbeerumschattung kühlsten Sitz! —
Doch der Morgen erscheint, und der Gipfel des Tags nach ihm:
Traust du schon dem Gelispel der Welle dich an? Wohin?
Führt ein Wind die Orangengerüche Sorrents heran?
Ja, schon schimmert von fern an dem Strande, mit Tasso's Haus,
Jene felsige Stadt, die berauschende, voll von Duft.

---

168. Gaselen.

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke hin und her,
Doch irrst du Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her!
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

I.

Diese weichlichen Gesänge, die ich hier zusammenflocht,
Wenn sie auch die Strenge tadelt, hats die Liebe je vermocht?

Laßt das ſchelmiſche Getändel ſchmeicheln ſich in eure Bruſt,
Möge der Verſtand es ſchelten, wenn das Herz euch nur gepocht!
Dachtet ihr an weiſe Lehren, wenn das Liebchen euch umſchlang?
Fragtet ihr um Rath die Sitte, wenn ihr an den Roſen rocht?
Andre Gaben werd ich pflegen, wenn ſie mir das Loos ertheilt,
Doch nur Schönes ſetzt in Flammen meines Lebens ſchwanken Docht;
Denn mir ward ein Sinn gegeben, den ich ſelbſt mir nicht verlieh,
Stolz und trotzig gegen Alles, doch vom Schönen unterjocht:
Das nur iſt es, was mich feſſelt, ob ich wandle durch den Hain,
Ob mir holde Blicke lächeln, ob der Wein im Becher kocht!
Das nur iſts, wofür ich athme, das nur, was mich treu bewahrt,
Wenn ich liebender Entſagung ehrenvolle Kämpfe focht.

II.

Ich bedurfte, deine Liebe zu gewinnen, heut und morgen!
Drum, o Freunde, laßt vergebens nicht verrinnen heut und morgen!
Heut und morgen iſt die Summe dieſes allzukargen Lebens,
Und wie ſchnell, wir wiſſens Alle, gehn von hinnen heut und morgen!
Im topaſnen Kelch der Tulpe ſchwelgt der Thau als Silbertropfen,
Doch ihn läßt das Gold der Sonne nicht darinnen heut und morgen;
Einge Blätter aus den Roſen hat ein Wind davon getragen,
Und er wird ſie ganz entführen, fürcht ich hinnen heut und morgen!
Laß den Trank im Becher ſteigen, denn der Wein des Morgenrothes
Quillt empor bis an der Berge hohe Zinnen heut und morgen!

III.

Mir iſts, als ſtünd ich auf dem Ararat,
Der Regenbogen über mir im Staat;
Als ſenkte das Gewäſſer ſich gemach,
Das noch verbirgt der Erde goldne Saat;
Als ragte hier ein Lorbeer ſchon hervor,
Und dort ein Fels, wie Jaspis und Achat;
Als dürft ich niederſteigen in die Welt,
Da Stürme ſchweigen, da der Lenz ihr naht.

Ihr Fluten, ſinkt, ihr Fluren, ſteigt empor,
Und du; o Grün, erſcheine nicht ſo ſpat!
Erfriſchte Welt, wie machſt du den zum Gott,
Der dich genießen kann in Red und That.

---

169. Parabaſe (aus der verhängnißvollen Gabel).

Auf jenem Gebirg, wo die Hoffnung wohnt, iſts ganz wie im Land der Schlaraffen,
Und der Boden wie Sammet und der Himmel wie Glas, und die Wolken wie Flocken von Purpur.
Und die Sonne wie lacht ſie in Klarheit ſtets! Doch breitet ſich ſchattige Wölbung
Von Gebüſch zu Gebüſch und von Baum zu Baum und es neigt ſich Roſe zu Roſe.
Stets knoſpets im Laub und es wimmeln darin Papageien und bunte Faſane,
Stolz wandelt der Pfau durch ſilbernen Sand und er ſchlägt gold-augige Räder,
Und es taucht ſich der Schwan und der Kolibri ſchläft in dem flammigen Kelche der Tulpen,
Und der Harzbaum würzt die geſchwängerte Luft und der feine Geruch des Jasmins auch,
Und die Aloe blüht, und es breiten umher Palmbäume den rieſigen Fächer,
Und der Springquell füllt in beſtändigem Scherz alabaſterne Becken mit Goldſchaum:
Dort kühlt ſich im Bad der Jungfraun Leib in der Jünglinge nackter Gemeinſchaft;
Hyazinthenes Haar fällt über das Haupt, fällt über den prächtigen Nacken,

Es verkündet der Wuchs kein irdiſches Maß und die Haltung ſchwebet in Anmuth.
Sanft plätſchert um ſie die melodiſche Flut und es hebt ſich Flötengeſäuſel,
Vom Winde verweht, der leis im Gefolg balſamiſcher Düfte daher zieht,
Und er ſchüttelt vom Aſt, im Vorbeigehn mild, den vergoldeten Ball der Orange,
Und die kühlende Frucht der Granate mit ihr, für die Zukunft Dürſtende ſorgend.
Dort quält kein Schmerz und die bitterſte Pein iſt dort wie ein Seufzer der Liebe;
Dort lehnt ſich der Freund an die Schulter des Freunds, nie bange vor einſtiger Trennung,
Und der Epheu miſcht ſein ewiges Blatt in die wallenden Locken der Dichter;
Als Lüge nur gilt dort Alter und Tod, das Unmögliche nennen ſie wirklich.

Luiſe v. Plönnies.

— Seel und Lied war weich
Verſchmolzen wie der Lichtſtrahl und die Welle,
Melodiſch, ſanft, an Farbenſchimmer reich,
Doch ſtets der Spiegel von derſelben Helle,
Im Schimmer wandelbar, im Weſen gleich,
Den Ton erzeugend mit des Blitzes Schnelle;
Ihr Strahl die Liebe, der auf Lebenswogen
Gewölbt des Kindes prächtige Regenbogen.

L. v. Plönnies.

Luiſe von Plönnies wurde am 7. Nov. 1803 (nicht 1804!) zu Hanau geboren. Ihr Vater, Dr. Ph. Achilles Leisler, war Arzt und Naturforſcher und zeichnete ſich durch Tiefe und Wärme des Gemüths wie durch Liebe und Begeiſtrung zur Wiſſenſchaft und Kunſt vortrefflich aus. Schon ſehr frühe hatte er in ſeiner geliebten Tochter den Funken der Poeſie erweckt und die Folge davon war, daß die Dichterin von ihrem 10. Jahre an mit vieler Leichtigkeit deutſch und engliſch dichtete. Kaum war ſie der Wiege entwachſen, als ihr der Tod die treue Mutter entriß und der Ernſt des Lebens ſchon in das Paradies ihrer Kindheit eindrang. Sechs Jahre darnach ſtarb auch ihr Vater. Die 10jährige Waiſe kam nun zu ihrem Großvater, dem Dr. Gg. Frhrr. v. Wedekind in Darmſtadt, der mit väterlicher Liebe und Sorgfalt ihre Erziehung leitete. 1825 wurde ſie dem Medizinalrath von Plönnies angetraut und lebte bis zum Tode ihres Gatten (der im Juni 1847 erfolgte) in Darmſtadt. Um dieſe Zeit war ſie körperlich und geiſtig ſehr leidend, weshalb ihr die Aerzte Stahlwaſſerbäder verordneten. Sie ging in das Bad Brückenau, deſſen Stille und friſches Grün die wohlthätige

Wirkung der Quellen noch bedeutend erhöhte. Dort lernte sie auch den König Ludwig von Bayern kennen und seine „humane Liebenswürdigkeit“ bewundern. Seitdem hat der König die Dichterin auf sehr ehrenvolle Weise ausgezeichnet, ihr namentlich oft und eigenhändig Briefe geschrieben. Ihre: „Neuen Gedichte“ sind dem König-Poeten gewidmet.

1844 machte Plönnies eine Reise nach Belgien, welche sie auf dringende Einladung mehrerer flämischer Dichter unternahm, die entzückt darüber waren, daß sie von ihren nationalen Poesieen ins Deutsche übertragen hatte. In Belgien, wo sie einige Monate blieb, wurde sie auf sehr ehrenvolle Weise empfangen und zum Mitglied von 8 literarischen Gesellschaften ernannt. Hierauf begab sie sich nach Blankenberg an der Nordsee, blieb etliche Wochen daselbst und dichtete die beiden gelungenen Gedichte: „An die Nordsee“ und: „Abschied vom Meere“, welche später in die „Neuen Gedichte“ aufgenommen wurden. Im Jahr 1848 und auch im Sommer 1850 gebrauchte sie wieder längere Zeit Nordseebäder. Seit 1848 wohnt sie mit ihrer Familie in Jugenheim an der Bergstraße. Der Ort liegt in einem lieblichen Thale und am klaren Bach steht das von schwankenden Reben und Rosen umrankte Haus der Dichterin, deren Herz in ländlicher Stille und Zurückgezogenheit durch den allheilenden Balsam der Natur gesundete und seine stille Seligkeit wie seinen heitern Frieden wieder erlangte. Wie sehr ihr jetziger Aufenthalt geeignet ist, das poetische Gemüth zu beleben und anzuregen, davon zeigen unter Anderem einige Sonette: „Jugenheim“, worin folgende Zeilen:

„Hier, wo von starkem Säulenbau getragen,
Der wurzelt in der Vorzeit morschem Reste,
Der Lenz, ob den Ruinen einer Veste
Die winddurchrauschten Zelte aufgeschlagen:
Hier träumt sichs leicht zurück zu schönern Tagen,
Wo stolz der Buchen dichtbelaubte Aeste
Umschirmten jene sangesreichen Gäste,
Die froh ihr Lied von Burg zu Burg getragen“. —

Der Sonettenkranz: „Oskar und Gianetta“ ist die Frucht einer Reise an den Genfersee. Ihrer ersten Reise nach Belgien verdankt sie nicht nur viele schöne Erinnerungen, sondern auch eine genaue Kenntniß der Niederlande, ihrer Sprache, Sitten und Volksfeste. Dieß Alles kommt der Dichterin jetzt bei der poetischen Behandlung einer sehr schönen niederländischen Sage: „Maricken von Nymwegen“ gar wohl zu statten.

Luise von Plönnies ist eine von den wenigen dichterischen Frauen der Gegenwart, die es in der Lyrik wirklich zu poetischer Bedeutsamkeit gebracht haben, wenn gleich gelehrte und ungelehrte Herren sich immer noch nicht von dem Vorurtheil losmachen können, in dem sie gegen poetische Frauen unserer Tage befangen sind. Das alte Griechenvolk und die deutschen des Mittelalters dachten anders. Ward doch Sappho, die gefeiertste griechische Sängerin, eine gymnasiastische Weltberühmtheit, und die sächsische Nonne Roswitha genoß einen so hohen Ruf als Dichterin und Quellenschriftstellerin der deutschen Geschichte, daß man mit historischer Ehrfurcht von ihr sprach. Wer sich die Mühe nimmt, die seelenvollen Dichtungen der Luise v. Plönnies, die gelungenen Balladen und Romanzen, wie die „guterfundenen und kunstvoll durchgeführten Erzählungen“ der Annette Droste v. Hülshoff gehörig zu prüfen: der wird gar bald gerecht und anerkennend in seinem Urtheil werden, anstatt aus Unkenntniß der Sache und somit ohne allen Grund ins Blaue hinein zu räsonniren.

Die ersten „Gedichte“ der Plönnies erschienen spät und nur auf dringende Veranlassung ihres Mannes. Das formschöne, phantasievolle Gedicht: „Die Welle“ und das: „Der sterbende Schiffer“ dürften leicht die vollendetsten der ganzen ersten Sammlung sein, obwohl auch dort viele Liebeslieder in zarten, innigen Weisen gesungen sind. Andere verrathen deutschen Freiheitssinn, warme Liebe zum deutschen Vaterland und männlich kühne Kraft und Sprache. „Das Corsarenkind“ und „der Verirrte in den Prärien von Jacinto“ erinnern in der Schildrung sowohl, wie auch nach Stoff und Versmaß stark an Freiligrath. Die jüngst erschienenen Poesieen: „Neue Gedichte“, aus denen wir: „Das

Grab des Evangeliſten", „Es hat die Nachtigall", „Herr Olaf", „Die Norne", „An die Nordſee" und „Abſchied vom Meere" unſerm Werke einverleibt haben, ſind ein höchſt ehrendes Zeugniß für die Dichterin und ihre Fortſchritte. Der reiche Strom ihrer Poeſie fließt daſelbſt in kryſtallner Klarheit. L. v. Plönnies hat ſich darin nicht bloß als hohe Meiſterin der Form und des Reims, ſondern durch muſikaliſche und metallreiche Klänge auch als wahre und tieffühlende Dichterin bewieſen, was uns um ſo mehr wundert, weil der poetiſche Frühling ihrer Seele mit dem beginnenden, ſonnigklaren Vorherbſte ihres Lebens zuſammenfällt, eine Zeit, in welcher die meiſten Dichter ſchon müde ſind, ihren Sängerfrühling weit hinter ſich haben und ſelten noch eine Blüte am Baume ihrer Poeſie treiben, die durch Farbe und Duft entzückt und weder durch den Froſt noch Sturm der Jahreszeit an erfreulicher Entfaltung gehindert wurde.

In einem längern Gedichte: „Die Sappho des Weſtens", beſingt Plönnies die frühverſtorbne, liebenswürdige brittiſche Dichterin Lätitia Landon, deren wichtigſte Lebensſchickſale ſie in dem Gedicht feſtgehalten hat, ohne daß daſſelbe auf hiſtoriſche Wahrheit Anſpruch machen will. Der Stoff iſt mit beſondrer Vorliebe poetiſch behandelt, weil zwiſchen der deutſchen und engliſchen Dichterin eine große Verwandtſchaft beſteht, die ſich ſonderbarer Weiſe auf das Geburtsjahr nnd ſogar auf die Anfangsbuchſtaben der Vor- und Zunamen erſtreckt; denn L. L. (Luiſe Leisler, Lätitia Landon).

Viele Freunde hat ſich Plönnies auch durch ihr vortreffliches Ueberſetzertalent erworben und wir lauſchen ihr gerne, wenn ſie, wie in: „Britannia" und: „Ein fremder Strauß" „ fremde Zungen in deutſchem Worte reden läßt".

Schriften: Gedichte. Darmſtadt 1844. — Britannia. Eine Auswahl engliſcher Dichtungen alter und neuer Zeit, ins Deutſche überſetzt (mit beigedrucktem Originaltext). Frankfurt 1843. — Ein fremder Strauß. Heidelb. 1844. — Ein Kranz den Kindern. Darmſtadt 1845. — Reiſeerinnerungen aus Belgien. Berlin 1845. — Abälard und Heloiſe. Ein Sonettenkranz. — Darmſtadt 1849. — Oskar und Gianetta. Ein Sonettenkranz. Mainz 1850. — Neue Gedichte. Darmſt. 1851. (Darin: Balladen und Romanzen, die Sappho des Weſtens, vermiſchte Gedichte, und Abälard und Heloiſe.)

170. Das Grab des Evangeliſten. (Neue Gedichte.)

O Morgenland, o heilig Land!
Du Land der Wunder ohne Zahl!
Die Sonne ſenkt im Liebesbrand
Auf dich herab den glühndſten Strahl;
Und zögernd weilt ſie jedesmal
Bei Epheſus in ſtiller Feier,
Und auf ein Grab im Palmenthal
Wirft ſie des Abends goldne Schleier.

Dieß Grab iſt Skt. Johannis Grab,
Iſt eine der geweihten Stellen;
Sanft wogt der Hügel auf und ab,
Bewegt von ſeines Athems Schwellen,
Wie ſonnig grüne Meereswellen.
Hier ruht und träumet ſüß der Fromme
Vom Göttlichen, vom Liebeshellen,
Der ſprach: „Er harre, bis ich komme!“

Und Pfingſten iſts — in Glut zerrinnt
Des Abends goldnes Feuermeer,
Ein ſilbergrauer Duft umſpinnt
Die Tempeltrümmer und daher
Kommt haſtigen Schrittes Ahasver,
Kommt, als ob innrer Drang ihn triebe,
Mit ſeiner Bürde weltenſchwer —
Im Grabe ſucht der Haß die Liebe.

Er kniet, die Stirn ins Gras gepreßt,
Daran der Schmerzenstropfen hängt
Des Fluches, der ihn nie verläßt,
Der wie der Smum ſein Herz verſengt.
Der Liebe denkt er, die umfängt
Mit Schlummerſegen jenen Andern,
Und ihm zum Fluch ward, der ihn drängt
Durch alle Zonen fortzuwandern.

Des Jüngers Athemzug, der leis
Wogt mit dem Hügel auf und nieder,
Berührt mit Ruh den Busen heiß,
Mit Schlummer seine Augenlieder.
An einem Herzen schläft er wieder,
Und Fluch und Segen trennet nur,
Nicht mehr des Hasses Nachtgefieder,
Die Hoffnungsdecke der Natur.

Er träumt, allein der Traum entführt
Ihn nicht der grünen, weichen Stelle;
Die Tempeltrümmer, glanzberührt,
Ruhn wie ein Meer, die Marmorschwelle
Als wie gebannt in Mondeshelle,
Und drüber wallt im Friedensscheine
Der Herr; da ist ihm, als ob schwelle
Des Hügels Brust stark an die seine.

So wie er zu den Jüngern kam,
Als sie im Sturme bang verzagten,
Wallt er heran, und wundersam
Die Spuren seiner Schritte tagten.
Die Palmen, die ihn überragten,
Umschlangen sich, vor Wonne trunken,
Und in die Seele des Verzagten
Fiel hell der Hoffnung goldner Funken.

Er spricht: Du Armer, schlummre nur
Am liebdurchpochten Mutterherzen
Der Alles heilenden Natur,
Bald enden deine heißen Schmerzen,
Die Menschheit kämpft, um auszumerzen
Des alten Hasses rostge Flecken;
Ich kann der Liebe heilge Spur
In ihren Kämpfen selbst entdecken.

Es wallet ihr lebendger Strom
Zum Pfingſtfeſt im gelobten Land
Wo meiner Liebe ewger Dom
Sich hebt auf morgenhellem Strand.
Dort, das Geſetz in ſtarker Hand,
Verwandle ich in heilger Wahrheit
Das Ideal, das vor mir ſtand,
Daß es erblüh in Lebensklarheit.

Du wirſt den Morgen dämmern ſehn,
Wann ſich entſcheiden alle Looſe,
Wann, der hier ruht, wird auferſtehn,
Und du, der arme Ruheloſe,
Wirſt ruhn in ſeines Hügels Schooße
Von deines Haſſes langer Pein.
Der Menſchheit Rettungswort, das große,
Wie deines, wird die Liebe ſein.

Er ſchwand — ein ahnungsvolles Regen
Ging durch die Schöpfung und es war,
Als bebe ſchauernd ſie entgegen
Dem großen Morgen liebesklar.
Hoch überm Hügel zog der Aar
Johannis ſeine luftgen Bahnen,
Ahasver aber, wunderbar
Bewegt, ſchritt fort in heilgem Ahnen.

---

171. Die Welle.

Still, in majeſtätiſcher Ruhe, lag der ſchöne, breite Rhein,
Millionen Silberſterne ſtrahlten ihren Glanz hinein,
Schimmernd wunderbare Streifen warf darauf des Mondes Glanz,
Daß die helle Stromeswelle ſchien ein flüßger Sternentanz.

An dem Ufer saß die Jungfrau, ihre Augen, thränenhell,
Blickte sehnsuchtsvoll und liebend nieder in die klare Well!
Und sie sprach mit sanften Tönen: Warum stets an diesem Ort
Lockt das Sehnen mir die Thränen in das Auge fort und fort?

Nieder zu den Wellen senkte schwermuthsvoll sie da ihr Haupt,
Gleich als suche sie den Frieden, der dem Herzen ward geraubt:
Und dem Blick entglitt die Thräne, leuchtend in des Mondes Schein,
Klar und helle in die Welle fiel sie sehnsuchtsheiß hinein.

Als die Well der Jungfrau Thräne glühen fühlt in ihrem Schooß;
Rang sie leise von den Schwestern sich in sanften Schauern los,
Hob, vom Mondenlicht umflossen in dem Strom sich also bald,
Von dem klaren, wunderbaren, himmelblauen Kleid umwallt.

Und es flüsterte die Welle, wie in weichem, süßem Schmerz:
Deine Thräne sank, o Jungfrau, nicht vergebens an mein Herz;
Bebend hab ich drin gelesen, was die Seele dir bewegt,
Auch die Wellen, Jungfrau! schwellen, von der Liebe Glut erregt.

Aus der Erde dunklem Schooße stieg ich einst zum Licht herauf,
Wallte ruhig mit den Schwestern unsre Bahn in klarem Lauf;
Heitres Morgenlicht verklärte meiner Kindheit hellen Traum,
Wie entzückte, wie beglückte mich der Abendröthe Saum!

O, das war ein selig Leben, wenn dann niedersank die Nacht,
Alle Sterne uns begrüßten mit der hellen Liebespracht,
Wenn der Mond mit Silberfäden uns umschlang in heilger Lust,
Wir, die Wellen, dann den hellen Himmel trugen in der Brust.

Zog ich dann mit leisem Rauschen an dem blühnden Ufer hin,
Hört' ich schallen durch die Zweige süße Liebesmelodien;
Wonnig küßte mit dem Flügel meine Flut die Nachtigall,
Mit uns Wogen liebend zogen Duft und Luft und Zauberschall.

Oft dann sehnt' ich aus dem Reiche meines Vaters mich empor,
Um zu grüßen, um zu küssen jener Blumen holden Flor;
Doch die Schwestern drängten weiter von den Blumen, von der Au,
Und im Scheiden, ließ ich gleiten, meine Thränen drauf als Thau.

Zögernd nur folgt' ich den Wellen, meine Sehnſucht blieb zurück,
Und ich ſang in leiſen Tönen von der Blumen ſtillem Glück;
Leiſe Winde ſtimmten flüſternd in die ſanfte Weiſe ein,
Hoch und prächtig rauſchten mächtig ſtolze Eichenwälder drein.

O, das war ein herrlich Leben, wenn ſich dann der Sturm erhob,
Um die krauſen Wellenhaare mit dem wilden Flügel ſtob,
Wenn wir tanzten bei dem kühnen Brauſen um das Felſenriff,
Reigen ſchlangen um die bangen Ruderknaben in dem Schiff!

Wenn der Morgen dann erwachte, der in ſtolzer Herrſcherluſt,
Warf den glühnden Purpurmantel um die jugendliche Bruſt,
Der mit freudgen Feuerblicken nieder auf uns Wellen ſah,
Bis wie Blüten, wir erglühten, o wie ſelig war ich da!

Und ein Strahl, vor Allem glänzend, ſchwebte glühend ſtets um mich,
Wo ich wallte, neigt' er goldig über unſerm Zuge ſich;
Rief, wenn ich mich barg erröthend, tiefer in die kühle Flut:
„Holde Welle, ich, der Helle, brenn für dich in heißer Glut.

Willſt du ewig von mir fliehen in der Schweſtern kaltem Zug?
Will dich auf zum Himmel tragen im entzückten ſelgen Flug,
Fliegſt in meinem Feuerarme mit mir hin zum Himmelsſaal,
Laß umſchlingen, laß durchdringen dich von meinem Liebesſtrahl!“

Da erfaßte mich ein Sehnen und dem Strahl ergab ich mich;
Glühend zog mein ganzes Leben der Geliebte nun an ſich,
Hob mich aus der Schweſtern Mitte, trug beflügelt mich empor,
Bis ich duftig, bis ich luftig ſchwebte in der Wolken Chor.

Von des Himmels Wonne trunken weint' ich Freudenthränen hell,
Mir vom Auge glühend küßte der geliebte Strahl ſie ſchnell;
Und ein Bogen, reich und prächtig, war am Himmel aufgeblüht,
Wo ſein Sehnen meine Thränen mit dem Liebeskuß durchglüht.

Siebenfarbig war der Bogen hoch und glänzend ausgeſpannt,
Drunter ich als Roſenwolke zog in des Geliebten Land.
Alle Wolken folgten glänzend unſerm ſelgen Liebesflug;
Unerreichbar, unvergleichbar war wohl der Vermählungszug.

Still beglückt und wonneſelig, in dem weiten Aethermeer
Schifft' ich mit dem goldnen Strahle her und hin und hin und her;
O, das war ein lichtes Leben voll von Glanz und hehrer Pracht,
Hold erblühen, golderglühen ſah mich jede Sommernacht.

Liebend blickt' ich oft hernieder auf der Schweſtern raſchen Zug,
Leichter noch ſchifft' ich als Wolke drüber hin im Windesflug;
Und wenn Abends mein Geliebter mich mit Roſenglanz geſchmückt,
Zeigt' ich ſchimmernd, neigt' ich flimmernd mich den Schweſtern hoch entzückt.

Da bewegte meine Wonne ihre Bruſt mit Neid und Groll,
Und ſie klagten bei dem Vater, böſer Liſt und Tücke voll:
Duldeſt du, daß vor uns Allen ſo die Schweſter ſich erhebt,
Deinem Schooße, ihrem Looſe, ſo voll Hoffart jetzt entſtrebt?

Immer dumpfer, immer wilder durch den Strom ihr Zürnen klang,
Daß es oben in den Lüften mich mit Angſt und Schreck durchdrang;
Und den Vater hört' ich rufen, mit der Stimme donnergleich:
„Ja, hernieder muß ſie wieder in mein kühles Wellenreich!"

Und er ſchüttelte die Locken, ſtand, vom Silberhaar umwallt,
In der wilden Wellen Mitte, eine rieſige Geſtalt;
Alle Wogen, furienartig, ſchüttelten die Mähnen hell,
Und ſie rollten dumpf und grollten und die Winde ſchrieen grell:

„Komm hernieder, komm hernieder in des Vaters Wellenreich!
Komm hernieder ſonſt erſtürmen deinen Himmel wir ſogleich!"
Von dem Schrecken hing erblichen ich in des Geliebten Arm,
Und es thürmte ſich und ſtürmte näher ſchon der wilde Schwarm.

Drohend ihre Waſſerarme ſtreckten meine Schweſtern aus,
Des Geliebten Arm entſank ich, da, erfaßt von Angſt und Graus,
Bleich und weinend ſank ich nieder als ein Opfer ihrer Wuth,
Wild und ſchäumend, racheträumend, faßte gierig mich die Flut.

Als mich alſo mein Geliebter ſinken ſah in Qual und Pein,
Zuckten grimmig durch die Fluten ſeines Auges Blitze drein;
Doch die Wolken hüllten trauernd ein in Schleier ſeinen Strahl,
Durch die dunkeln ſah ich funkeln ſeinen Blick zum letzten Mal!

Und die Wellen riſſen weiter mich im wilden Zuge fort,
Unaufhaltſam, unerbittlich, weilen ſie an keinem Ort;
Ach ſo kalt, ſo furchtbar ſchaurig ſcheint mir jetzt die Heimatflut,
Seit gelebet, ſeit geſchwebet ich in ſeiner Strahlenglut.

Doch ergeben mit den Wellen zieh ich hin die glatte Bahn,
Lieb und Leben zu verſenken in dem Weltenocean.
Wunderſchön hab ich geträumet, als mir Lieb den Himmel gab;
Doch der Frieden iſt beſchieden nicht der Liebe nur dem Grab.

---

172. Es hat die Nachtigall ꝛc. (Neue Gedichte.)

Es hat die Nachtigall
Zu Tode ſich geſungen,
Von all dem Liederſchall
Iſt ihr das Herz zerſprungen.

Es hat die glühnde Kerze
Von innen ſich verzehrt,
Und du, mein brennend Herze,
Du haſt es ſo begehrt.

---

173. Herr Olaf. (Neue Gedichte.)

Herr Olaf reitet am Zauberborn
Auf der Spur der flüchtigen Hinde,
Wie tragen den Klang vom ſilbernen Horn
So friſch die wehenden Winde.

Doch horch! ein andrer, ſüßerer Klang,
Vom ſtrömenden Waſſer durchrauſchet;
Des Waldborns Töchterlein ſpielt' und ſang,
Der Reiter hält an und lauſchet.

Beim erſten Griffe, da fliegt herbei
Der Falk und wiegt ſich im Strauche,
Der Edelhirſch legt ſich und neigt das Geweih
Und lauſcht mit glänzendem Auge.

Beim zweiten Griff in der Harfe Strang
Zieht der Reiter den Fuß aus dem Bügel,
Und zügellos ſchweifet beim dritten Klang
Sein Roß über Thäler und Hügel.

Und ſtärker rauſchet des Liedes Flut
Und ſchmeichelnd murmeln die Wogen:
Den Reiter hat es in Sehnſuchtsglut
In den Arm der Nixe gezogen.

Dem blühnden Ufer entwallt der Born,
Und ſtrömet breiter und breiter,
Auf ewig verſtummt iſt das ſilberne Horn,
Auf ewig verſchwunden der Reiter.

---

174. Die Norne. (Neue Gedichte.)

„Schöne Jungfrau", ſang die Norne,
„Hüte dich vorm Ocean,
Alle Wogen ſchauumflogen
Sind nur Gräber, denk daran!"

„„Meine Zukunft ſtrahlt im Weſten,
Wie ein Pupur wallt die Flut,
Wie ein weicher, faltenreicher,
Drauf als Kron die Sonne ruht.""

Jubelruf im hohen Schloſſe,
An dem Strande Jubellaut,
Denn auf ſchnellen Meereswellen
Naht das Schiff der Königsbraut.

Weiche Lüfte blähn die Segel,
Englands Fahne tanzt im Wind,
Sanft gefächelt steht und lächelt
Träumerisch das Königskind.

Doch vor Abend ist vom Sturme
Rettungslos das Schiff bedroht,
Meereswеiten deckt mit breiten
Schwarzen Flügeln rings der Tod.

Ihre zarten Hände ringend
Schaut sie in den Wogenschaum:
„„Kaum begonnen, schon zerronnen,
Du, mein süßer Liebestraum?

Ach, wo find ich einen Boten,
Eine Woge, einen Strahl,
Um den Süßen mir zu grüßen,
Ach, viel hunderttausend Mal!

So viel mal als Sternlein glühen
Hoch am blauen Himmelszelt,
Als da glühen! als da blühen
Röslein tief im grünen Feld.““

Da zu jähen Finsterniſſen
That ſich gähnend auf der Schlund,
Und die wilden Wogen riſſen
Sie hinunter in den Grund.

Hoch vom Fels der junge König
In die weißen Strudel ſchaut:
„Noch zur Stunde, keine Kunde
Von der heißerſehnten Braut?“

Sieh da treibt die ſchöne Todte
In dem wilden Flutendrang,
Und die Welle ſinget helle,
Was die Braut im Todte ſang:

„Ach, wo find ich einen Boten,
Eine Woge, einen Strahl,
Um den Süßen mir zu grüßen,
Ach viel hunderttauſend Mal.“

Fern verhallt das Lied der Norne
Ueberm ſtillen Ocean:
„Alle Wogen ſchaumumflogen
Sind nur Gräber, denk daran!“

---

175. Der ſterbende Schiffer.

Aus der Hütte engen Wänden
Tragt mich in den Kahn hinaus!
Auf dem Meere will ich enden,
Nicht im dumpfen Erdenhaus.
Meine bange Fieberhitze
Kühl der friſche Hauch der See,
Und die weiße Woge ſpritze
Mir ins Angeſicht den Schnee!

Oftmals mit der Flut gerungen
Hab ich in dem Segelkahn,
Hab mit lautem Ton geſungen
In dem brauſenden Orkan.
Oftmals blieb ich drinnen liegen
In der hellen Mondennacht,
Ließ mich von den Wogen wiegen,
Sah empor zur Sternenpracht.

Solche Nacht iſt unvergeßlich!
Schöner als am hellſten Tag,
Glatter Meerflut, unermeßlich
Grüner Spiegel vor mir lag.

Oft dann wünſcht' ich mir die Ruhe
In der freien Wogen Gruft,
Nicht in enger Kirchhofstruhe
Eingeſenkt in Moderduft.

Nicht vom Trauerzug geleitet
Und der Glocken dumpfem Schall,
Nein, den Himmel ausgebreitet
Ueber freiem Wogenſchwall.
Nicht von Brettern eingeſchloſſen
Und gedeckt mit Erde ſchwer —
Nein, von Hügeln licht umfloſſen,
Wie ſie ſpielend wölbt das Meer!

Meine Stunde hat geſchlagen!
Kahn, ſpann deine Segel aus!
Sollſt als offner Sarg mich tragen
In mein herrlich Grab hinaus.
Löst die Seele ſich vom Leibe,
Dann vom Ufer löst den Kahn,
Daß er mit dem Todten treibe
In den Weltenocean!

---

176. An die Nordſee. (Neue Gedichte.)

Ich lieg aufs Neu anbetend dir zu Füßen,
Du ewig ſchöne, wunderbare See!
Aus tiefſter Bruſt laß mich aufs Neu dich grüßen,
Du nur allein verſtehſt mein heimlich Weh.
Geheimnißworte will ich mit dir tauſchen,
Laß durch mein Singen deine Wogen rauſchen!

O ich verſtehe dich, du Wandelbare,
In deiner Wonne, deiner tiefen Qual,
In deinem Frieden, wenn der blaue, klare
Himmel dich grüßt mit heilgem Liebesſtrahl.
Am beſten doch verſteh ich dein Erbeben,
Wenn ſich im Sturm die Wogen brandend heben.

So ſah ich dich, o See! vor wen'gen Tagen,
Wie kämpften da, wie flogen deine Wellen!
In jeder ſchien ein ſtürmiſch Herz zu ſchlagen,
In jeder eine Bruſt im Kampf zu ſchwellen,
Aus jeder ſtieg ein Ton der bangen Qual —
So ſangen Millionen den Choral.

Doch jetzt, wie ſchön! In Reue hingegoſſen,
Liegſt du, wie Magdalena, ſtill und groß;
Du haſt des Himmels heilges Bild umſchloſſen,
Und Frieden ſinkt herab in deinen Schooß,
Und über all dein Sündigen, dein Leiden
Will er den blauen Liebesmantel breiten.

---

177. Abſchied vom Meere. (Neue Gedichte.)

Abſchied zu nehmen, komm ich heut, o See,
Von dir und von dem wundervollen Traum,
Den ich geträumt in Wonne und in Weh,
In deiner Dünen menſchenfernem Raum.
Und wie ich ſchmerzlich tiefbewegt hier ſteh,
Benetzt von deiner Wogen weißem Schaum,
Stimmt einmal noch mein Lied in deine Klagen,
Du magſt es weit ins Ungemeſſne tragen.

Warum zieht mich das Herz so stark und mächtig,
Gleich wie durch Zauber her an deinen Strand?
Warum, wenn du auch grollest wild und nächtig,
Bin ich so fest an dich, o Meer! gebannt? —
O du bist immer wunderherrlich, prächtig,
Und deine Schönheit hab ich tief erkannt —
Kein Ton, kein Reiz, der unverstanden bliebe,
Denn dich begriffen hat ja stets die Liebe.

Du bist, wie sie, voll starkem, hohem Wagen,
Und unergründlich, unermeßlich tief,
Du hast, wie sie, das All im Schooß getragen,
Das Gott empor mit seinem: „Werde!“ rief.
Doch trostlos nur war deines Herzens Schlagen,
So lang kein Strahl an deinem Busen schlief,
Erst als die Sonn im hehren Glanz entglommen,
Hast du den Himmel in dir aufgenommen.

Und wenn du so von deinem Gott umfangen,
In wunderbarer Klarheit vor mir liegst,
Wie eine Braut in höchsten Schmuckes Prangen
Dich wonneschauernd, bebend an dich schmiegst,
Dann faßt mich an ein schmerzliches Verlangen
Nach solcher Seligkeit, drin du dich wiegst,
Mit meines Herzens unerfülltem Sehnen
An dein bewegtes Herz möcht ich mich lehnen.

Nicht glühender hat Jene es gefühlt,
Die mit der Leier stand am Klippenrand;
Es war ihr Herz im Innersten zerwühlt,
Wild in den Saiten stürmte ihre Hand;
Auf Erden Nichts, das ihre Glut gekühlt,
Die sie durchflammte mit Zerstörungsbrand, —
Da hat Verzweiflung sie hinabgezogen,
Und Sappho ruhet in des Meeres Wogen.

Die Griechin zog es in der Tiefe Reich,
Ans kühle Herz der ſchönen Nereiden;
Auf Meereskiſſen himmelblau und weich
Erträumte Sappho Ruhe ſich und Frieden:
Was ihr verſagt das Schickſal launenreich,
Das ſollte ihr dort unten Thetis bieten,
Mit der kryſtallnen Urne Lethefluten
Errettend löſchen ihres Buſens Gluten.

Und ewig gleich bleibt ſich der Schmerz der Lieb,
Im milden Süden, wie im ſtrengen Norden;
s' iſt Alles anders, doch der Schatten blieb
Und legt ſich traurig auf der Nordſee Borden,
Und ob der Zukunft auch kein Echo blieb
Von meines Liedes ſchmerzlichen Akkorden,
Ich ſah bewegt die Bruſt des Meers ſich heben,
In ſeinem Rauſchen mag mein Lied verſchweben.

Der Mondenſchein liegt auf den Meereswellen,
Die Dünenhügel ſchimmern weiß wie Schnee,
Und ernſt und hehr die grauen Wogen ſchwellen,
Den feierlichen Hymnus ſingt die See:
Das Echo vom Chorale, den die hellen
Geſtirne klingen überm Erdenweh,
Und von der Flut, zu der mein Aug geſenket,
Blick ich zu ihm, der ihr die Klarheit ſchenket.

Sechstes Buch.

Rob. Eduard Prutz. — Oskar v. Redwitz. — Robert Reinick. — Friedrich Rückert.

— Das ist des Schönen heilge Macht,
Daß unsichtbar die Geister es verbindet,
So daß der Dichter, wo ers nie gedacht,
Ein holdes Echo seiner Lieder findet.
Das Göttliche, das aus der Dämmernacht
Der eignen Seele himmelan sich windet,
Das lieben wir je reiner dargestellt
Es uns als Bote grüßt aus schönrer Welt.

Luise v. Plönnies.

Robert Eduard Prutz.

Noch leuchten Gottes Sterne
Wohl über Land und Flut,
Noch gibt es nah und ferne
Viel Herzen fromm und gut:
Sie ſollen nicht verderben!
Zu Thaten, kühn und groß,
Soll dein Geſang ſie werben:
Sieh, das iſt Dichterloos!

Rob. Ed. Prutz.

Robert Eduard Prutz, geboren am 30. Mai 1816 in der pommern'ſchen Hauptſtadt Stettin, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte dann auf den Univerſitäten Berlin, Breslau und Halle Philologie in Verbindung mit Philoſophie und Geſchichte. 1838 ſchrieb er eine gründliche und gelehrte Abhandlung über die: „Quellen, denen die über den Zeitraum von Tiberius bis auf Nero's Tod handelnden alten Geſchichtſchreiber zu folgen ſcheinen". Hierauf erlangte er in Halle die Doktorwürde. Mit Arnold Ruge, dem Begründer der „Halliſchen", ſpäter „Deutſchen Jahrbücher", ſtand Prutz in naher Verbindung. Die lebhafte Theilnahme, welche er als eifriger Mitarbeiter an den Jahrbüchern zeigte, machte ihn raſch und vortheilhaft in weitern Kreiſen bekannt. 1841 ging er nach Dresden und von da nach Jena. Als Dahlmann, einer der bekannten ſieben Göttinger Profeſſoren, als Profeſſor der Geſchichte nach Bonn abging, ließ Prutz ſein Gedicht: „An Dahl-

mann" (Jena 16. Nov. 1842) ohne Censurerlaubniß drucken und gerieth deßhalb in Untersuchung, die aber vom Großherzog niedergeschlagen wurde; doch erhielt er im Frühjahr 1843 ein Rescript des Inhalts: „Da er politische Ansichten bekenne und durch literarische Erzeugnisse zu verbreiten suche, welche der Großherzog nicht billige, so habe er bis zum 4. Mai die Großherzoglichen Lande zu verlassen". Wir setzen die vier letzten Strophen des Gedichts hierher und überlassen dem Leser das Urtheil:

„Du gehst, o Freund, aus unsrer Mitte,
Du, von dem Schicksal selbst geweiht,
Mit männlichem, mit tapferm Schritte,
Du gehst aufs Schlachtfeld unsrer Zeit.
Du weißt es selbst: die Welt will Fehde,
Des Friedens Oelblatt ist verdorrt —
Wohlan, auch du mit freier Rede,
O kämpf auch du mit freiem Wort!

Geh hin, o Freund — bei deinem Namen,
Wie werden alle Herzen weit!
Geh hin, o Freund, und streu den Samen,
Den köstlichen, der künftgen Zeit!
Sei ein Pilot im Sturm der Wogen,
Ein Blitz, der durch die Wolken bricht,
Sei du ein Stern am Himmelsbogen,
Ja sei du selbst! mehr braucht es nicht. —

Dem alle Herzen ängstlich schlagen,
Den die Orakel prophezeihn,
Er muß ja doch, er muß ja tagen,
Der Tag der Zukunft bricht herein!
Der Hort der Freiheit wird gehoben,
Der Thurm des Rechtes soll bestehn,
Und über Alle, hoch von oben,
Das Banner des Gesetzes wehn!

So laßt uns froh die Gläser leeren
Und drückt noch einmal ihm die Hand:
Es gilt dem Manne, den wir ehren,
Es gilt dem deutschen Vaterland!
Es gilt dem kommenden Geschlechte,
Es gilt dem künftgen Morgenroth,
Der Freiheit gilt es und dem Rechte,
Es gilt dem Leben und dem Tod!"

Von Jena wandte sich Prutz wieder nach Halle und von da nach Berlin, wo er vielbesuchte Vorlesungen über die Entwickelung des deutschen Theaters hielt. Als diese Vorlesungen Anfang 1847 verboten wurden, wandte er sich nach Hamburg, wo er kurze Zeit hindurch als Dramaturg des neuorganisirten Hamburger Stadttheaters thätig war. Hierauf privatisirte er in Dresden und Berlin, bis er endlich 1849 als Professor der Literaturgeschichte in Halle angestellt wurde. In dieser Stellung fand er zu eigener innerster Befriedigung seinen Lebensberuf und nur eine langwierige Krankheit hat ihn seiner amtlichen Wirksamkeit auf einige Monate entziehen können, eine Zeit, die er hauptsächlich auf dem Meister'schen Gut bei Jena zubrachte.

Prutz ist Dichter und Literarhistoriker. Seine Lyrik ist fast durchweg in schönpoetischem, fügsamem, durchsichtigem Gewande, leidet aber häufig an unmusikalischer, unkünstlerischer Breite. Viele seiner Gedichte sind zu berechnend tendenziös, absichtlich scharf, philosophisch nüchtern und könnten eher für schögeformte Reden als für ungezwungene, dem Herzen entsprossene Lieder gelten. Schwerlich werden die neuern politischen Gedichte zu Volksliedern werden, weil ihnen allzusehr das volksthümliche Element abgeht; doch müssen wir auch hier die werthvolle Fassung der Poesie und die entschieden tüchtige vaterländische Gesinnung des Dichters ehren. Die Lieder: „Abends", „Nachtstille", „Um Mitternacht" ꝛc. sind schöne Melodien eines lyrischen Dichterherzens und frei von den oben gerügten Schwächen. „Die erste Saat ist unter

den Zeitgedichten eines der beſten; ebenſo heben wir unter den erzählenden oder epiſch-lyriſchen Dichtungen die beiden: „Der Renegat“ (ein abgefallner, zum Muhamedanismus übergegangner Chriſt) und „Bretagne“ hervor, obwohl auch hier etwas mehr Kürze zu wünſchen wäre. Der Stoff zu „Bretagne“ wurde aus der Schreckenszeit der franzöſiſchen Republik (1793) gegriffen. „Die ſtille Gemeinde“, in ſchönen Terzinen von Chamiſſo, und: „Die ſtille Gemeinde“ von J. v. Eichendorff, behandeln denſelben Stoff, wenn auch mit abweichendem Schluß.

Auch in der dramatiſchen Poeſie hat ſich Prutz verſucht; doch nicht mit beſonderem Glück, wenn man ſprachliche Kunſtgewandtheit nicht allein als Poeſie gelten laſſen will. In der Komödie: „Die politiſche Wochenſtube“, die ſchöne Einzelheiten beſitzt, nahm er ſich Platen zum Muſter. Seine Arbeiten im Gebiete der Literaturgeſchichte ſind weit dankenswerthere, verdienſtvollere Gaben, die mit vielem Fleiße und von philoſophiſch-freiſinnigem Standpunkte aus geſchrieben ſind.

Schriften: Der Göttinger Dichterbund. Leipzig 1841. — Literarhiſtoriſches Taſchenbuch. (Seit 1843.) Leipzig. — Zwei Trauerſpiele: Karl von Bourbon, Hannov. 1845, und Moritz von Sachſen. Zürich und Winterthur 1845. — Politiſche Wochenſtube. Eine Komödie. Daſ. 1845. — Vorleſungen über die neueſte Literatur. Daſ. 1847. — Gedichte III. vollſtändige Auflage. Daſ. 1847. — Neue Gedichte. Mannh. II. Auflage 1849. — Geſchichte der 10 Jahre 1840 — 50. Bd. I. Leipzig 1850. — Taſchenbuch der neueſten Geſchichte: das Jahr 1849. Leipzig 1851. — Die Schwägerin. Novelle. Deſſau 1851. — Das Engelchen. Ein 3bändiger Roman. Leipzig 1851. — Deutſches Muſeum. Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben. I. Heft. Leipzig 1851.

178. Abends.

In dieſer Stunde denkt ſie mein,
Ich weiß, in dieſer Stunde!
Die Vögel ſchlafen groß und klein,
Es ſchlafen die Blumen im Grunde.
An blauem Himmel hell und klar
Stehn tauſend Sterne wunderbar,
Sie ſchaut hinauf und denket mein,
Ich weiß, in dieſer Stunde.

Sie ſitzt wohl einſam und allein,
Ich weiß, in dieſer Stunde,
Und flüſtert wohl den Namen mein
Halbleiſe mit ſchüchternem Munde.
Sie ſchickt mir Grüße lieb und ſchön
Und winkt mir zu, als könnt ichs ſehn,
Sie weint um mich und denket mein,
Ich weiß, in dieſer Stunde.

Gute Nacht und ſchließ die Aeugelein,
Gute Nacht in dieſer Stunde!
Ich will im Traume bei dir ſein
Mit fröhlicher, ſeliger Kunde:
Von einer Nacht, o träume du,
Wo ich in deinen Armen ruh!
Ja bis dahin gedenke mein,
Jetzt und in jeder Stunde!

---

179. Nachtſtille.

In ſtiller Nacht die Sterne gingen
Am Himmel hoch in ernſter Pracht,
Ein Säuſeln hört' ich und ein Klingen
Wohl durch die ſtille Mitternacht.

Doch war es nicht der Blätter Rauſchen,
Es war nicht Nachtigallenſang:
Aus tiefſter Seele mußt' ich lauſchen
Dem niegehörten ſüßen Klang.

Und o mir wars, als käm geflogen
Ein Flötenton aus Fels und Stein,
Als ſängen aus des Baches Wogen
Sirenen ihren Zauberreihn;
Als lullten leiſe, ſchlummertrunken,
In ſüßen Traum ſich Feld und Wald,
Wie, halb in Schlummer ſchon geſunken,
Ein Kindlein noch Gebete lallt;

Als ob in ſeinem Silbernachen
Der Mond ein Schifferlied ſich ſang,
Als ob geheim in tauſend Sprachen
Der Sterne nächtlich Plaudern klang;
Als ſtiege ſchon vom Himmel nieder
Der Träume leichtbeſchwingter Chor,
Und ſänge Märchen, ſänge Lieder
Dem Schlummernden ins wache Ohr! —

Das, o Natur, iſt deine Weiſe,
Es iſt dein nächtlich Feierlied;
Das hell, wie Orgelklang, und leiſe,
Wie ein Gebet das All durchzieht.
Und wo dich Sterbliche vernehmen,
Da machſt du ſchnell die Herzen weit:
Zu linder Wehmuth wird ihr Grämen,
Zu ſtiller Hoffnung wird das Leid.

So tönet fort ihr ſüßen Lieder,
Ihr Engelsſtimmen hell und rein!
Strömt leiſe, wie ein Balſam nieder
In jedes wunde Herz hinein!

Und wo, getrennt von ſeiner Schönen,
Ein Jüngling unter Thränen wacht,
Da ſagt ihm mit der Liebſten Tönen
Ein herzig ſüßes: „Gute Nacht!“ —

---

180. Um Mitternacht. (1832.)

Um Mitternacht, in ernſter Stunde,
Tönt oft ein wunderſamer Klang:
's iſt, wie aus liebem Muttermunde
Ein freundlich tröſtender Geſang.

In ſüßen, unbelauſchten Thränen
Löst er des Herzens bange Pein,
Und alles unmuthvolle Sehnen
Und allen Kummer wiegt er ein.

Als käm der Mai des Lebens wieder,
Regt ſichs im Herzen wunderbar:
Da quillen Töne, keimen Lieder,
Da wird die Seele jung und klar.

So tönet oft das ſtille Läuten,
Doch ich verſteh die Weiſe nie,
Und nur mitunter möcht ichs deuten,
Als wärs der Kindheit Melodie.

---

181. Die erſte Saat*). (1841.)

Hier iſt die Stätte, ſeht! Hier fällten
Den unbetretnen Urwald wir,
Mit unſerm Schweiße hier beſtellten
Wir das jungfräuliche Revier!

---

*) Vergl. Freiligrath: „Die Auswandrer“ und Kinkel: „An die Auswandrer“.

Hier ſoll die Heimat ſich erneuen,
Hier, von Europa wir verbannt,
Wolln wir den erſten Samen ſtreuen
In dieſes neue, fremde Land.

Reicht her das Korn — o ſei willkommen,
Du unſrer Heimat theure Frucht,
Die wir als Erbſchaft mitgenommen,
Als Pfand der Zukunft auf der Flucht!
Als wärs ein Kind, das wir verſenken,
So ſtreut dich zögernd unſre Hand,
Und unſre tiefſten Herzen denken
An das geliebte Vaterland.

Als du zuerſt empor gewachſen,
Ein grüner Halm aus dunkler Gruft,
Am Elbeſtrand, im ſchönen Sachſen,
Da küßte dich die deutſche Luft;
Da ſchien auf dich, da floß hernieder
Die deutſche Sonne, deutſcher Thau,
Und deutſcher Lerchen ſüße Lieder
Begrüßten die geſchmückte Au.

Drauf, als die Halme höher rauſchten,
Als ſchon die Frucht im Keime ſchwoll,
O Gott, da ſtanden wir und lauſchten
Wehmüthiger Erwartung voll.
Und als ſich wiegten deine Aehren
Gekleidet all in lautres Gold,
O damals, damals, wie viel Zähren
Sind abwärts in den Sand gerollt.

Denn ach! ſchon ſuchten die Gedanken
Fern überm Meer ein neues Ziel,
Im Geiſte ſchon ſahn wir uns ſchwanken
Fernhin auf ungewiſſem Kiel:

Was nützt es, daß geerntet werde,
Was wogt das Korn, was blüht der Wein,
Soll nimmer doch auf deutſcher Erde
Der Freiheit theure Saat gedeihn?

Und als man unter Spiel und Scherzen
Das reife Korn in Garben flocht,
Wie hat da ſchon in Abſchiedſchmerzen
Der Buſen ängſtlich uns gepocht!
Die Andern ſchwangen ſich im Tanze,
Da ſchrie die Fiedel, klang das Horn:
Doch wir, im letzten Abendglanze,
Wir banden ſchweigend unſer Korn. —

Nicht eine Hand voll Erde nahmen
Wir zum Valet von unſrer Flur:
Nur deutſche Frucht, nur deutſchen Samen!
Denn Leben bringt Lebendges nur.
Und wie ein Fähnrich ſeine Fahne
Pflanzt auf des letzten Walles Rand,
So, jenſeit nun dem Oceane,
Wird es gepflanzt in fremdes Land.

O du, geſät in guter Stunde,
Du Samen unſers Vaterlands,
Wachſ' und gedeih in fremdem Grunde,
In einer andern Sonne Glanz!
Es wird dich keine Lerche grüßen,
Wie du ſie einſt vernommen haſt,
Kein Kranz von Roſen wird verſüßen
Des heißen Erntetages Laſt.

Und doch, wills Gott, ſo ſollſt du ſprießen
In ſtolzen Halmen, frei und ſtark,
Und freie Männer ſolln genießen
Dein vaterländiſch deutſches Mark.

So, während wir an fremdem Strande
Mit Thränen unſre Ausſaat weihn,
O möge ſo im Vaterlande
Der Freiheit theure Frucht gedeihn!

---

182. Der Renegat. (1837.)

Horch die Zithern, horch die Cymbeln, wie ſie locken, wie ſie klingen!
Und die Weiber ſchau, die ſüßen, wie ſie wild im Tanz ſich ſchwingen!
So am kühlen Meeresſtrande, unter purpurnem Gezelt,
Saß der Renegat, der alte, hochgeprieſne Fürſt und Held.

Denn von Allen, welche meerwärts aus dem Land der Chriſten kamen,
Und den Koran ſtatt der Bibel, für das Kreuz den Turban nahmen,
Lachte Keinem, Segen ſpendend, je des Glückes Sonne mehr,
Wurde Keiner je ſo mächtig, je ſo reich und groß, wie er.

Und die Sklavin, lüſtern lächelnd, klirrte mit dem goldnen Becher:
„Der Prophet zwar hats verboten, Mahomet, der arge Zecher;
Doch die Sklavin, deine Liebſte, Sulima gebeut es dir". —
„„Laß das Klirren, laß das Klingen; denn wie Glocken klingt es mir"". —

„Herr! was iſt dir? Laß michs wiſſen! Will das Spiel dir nicht behagen?
Sehnſt dich, draußen in der Wüſte Leu und Tigerthier zu jagen?
Oder willſt den Säbel prüfen an des Chriſten feilem Haupt?" —
„„Nenn, o nenne nicht den Namen Eines, der an Chriſtus glaubt!""

Sprachs und schwieg und schloß die Augen; denn als würd er fortgetragen
Auf des Sturmwinds Adlerschwingen, eine Kirche sieht er ragen:
Hoch vom Thurm, ein Stern des Friedens, lacht des Kreuzes goldner Schein,
Und die Orgel hört er brausen und Gebet und Litanein;

Sieht sich selbst, wie er gewesen in der Jugend goldnen Tagen,
Eh ihn Meer und Schicksalsstürme in das Mohrenland verschlagen,
Einen blondgelockten Knaben, Weihrauchbecken in der Hand,
Wie er dienend und geschäftig dem Altar zur Seite stand.

Sieht die Schwestern, die geliebten, mit den langgeflochtnen Zöpfen,
Lauschend gegenüberknieen mit geneigten Engelsköpfen;
Sieht der Mutter holdes Auge, gleich wie Mutteraugen thun,
Hoffnungsvoll, und doch voll Sorge, sanft auf seiner Stirne ruhn;

Sieht im Meßgewand den Priester, der die Hand erhebt zum Segen;
Und sein Herz im tiefsten Busen, stürmisch pochts mit tausend Schlägen.
Aber ach! mit Heroldstimme tönt es donnernd ihm ins Ohr:
„Sei verflucht in alle Zeiten, wer von Christus sich verlor". —

Hörts und schlug empor die Augen. „Herr! die Flotte kommt gefahren,
Deine Diener sinds, die treuen, lustig muthigen Korsaren,
Die mit Beute wiederkehren aus dem fernen Christenland;
Und von Sklaven und Gefangnen, sieh, wie wimmelt schon der Strand!"

Durch die Reihen schritt der Alte; 's war ein Anblick zum Erbarmen!
Furchtentstellt, mit bleichem Antlitz, standen dichtgedrängt die Armen,
Knab' und Mägdlein, zarte Kleine, Greise selbst im Silberhaar;
Ach! denn Keinen, den er findet, schont der grimmige Korsar.

Nur ein Knäblein, zart von Jahren, ſchien getroſt und ohne Zagen:
In den Sand ſah man ihn knieen, himmelwärts den Blick geſchlagen;
Oft geküßt von ſeinen Lippen, an den Buſen dicht gepreßt,
Hielt ein Kreuzchen, ein geſchnitztes, er mit beiden Händen feſt.

Um ſein roſig Kinderantlitz floß das Haar in goldnen Wogen,
Ruhig, wie zum Todesſtreiche, hielt den Nacken er gebogen,
Sah mit fröhlich ſtolzen Augen dreiſt dem Fürſten ins Geſicht,
Und die Wangen blieben roſig, und ſein Auge zuckte nicht. —

Und der Renegat mit Schweigen ſah das Kreuz und ſah den Knaben;
Eine Thräne ſchien verborgen in den Wimpern er zu haben,
Ging zurück dann zum Palaſte, Keiner wußte, was ihm ſei; —
Aber noch am ſelben Tage ließ er alle Chriſten frei.

183. Bretagne. (1836.)

An den Ufern der Bretagne, horch! welch nächtlich Wiederhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör ich es wie Lieder ſchallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber leiſe wunderſamen Klang;
Doch, das iſt nicht Schiffsgeläute, das iſt nicht Matroſenſang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in ſeiner Mitte;
Doch der König iſt gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schar.

„Unſern König, den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heilge Flamme ſollt ihr nimmer uns bezähmen!
Iſt doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höhn,
Und an allen, allen Orten hört er ſeine Kinder flehn". —

Leis, o leis! der Abend dämmert! Süße Nacht! o sei willkommen,
O du Balsam den Geschlagnen, o du Schützerin den Frommen!
Leis, o leise, löst den Nachen, nehmet Angel und Geräth,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter: in die Wogen zum Gebet! —

Flinke Ruder hör ich rauschen: Alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden:
Durch der Wellen dumpfes Murren schallte fröhlich der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über Alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen:
Durch der Wogen wildes Brausen schallte fröhlich der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl.

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!“
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen, widerspiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande rasch geflogen.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer. —
Tod im Wasser, Tod am Ufer — keine Rettung rings umher!

„Herr! Du biſt ja aller Orten, auf den Waſſern wie auf Erden:
Auch die in dem Meer geſtorben, Herr! ſie ſollen ſelig werden!
Alſo durch der Wogen Wüthen, ſo durch Kugeln ſonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam ans Ufer wieder,
Die Gemeinde mit dem Prieſter ſchlang die falſche Welle nieder;
Nur am Morgen unter Trümmern, zwiſchen Klippen und Geſtein,
Schwamm das Kreuz, das wunderſelge, in des Frühroths goldnem Schein.

Oscar Freiherr von Redwitz.

Dir aber, Herr, dir leg ich offen
Mein armes Lied zu Füßen nieder;
Ich will nicht bangen, will nicht hoffen,
Wie du mirs gabst, geb ich dirs wieder.
Und was du wirst mit ihm beginnen,
So ist es gut, und anders nicht.
Nun bin ich still — was mag ich sinnen?
Nun komm, du menschliches Gericht!

Osc. v. Redwitz.

Oscar Freiherr v. Redwitz entstammt einem alten oberfränkischen Rittergeschlechte und wurde am 28. Juni 1823 in dem mittelfränkischen Städtchen Lichtenau geboren, wo sein 1848 in Speier als königl. bayerischer Oberzoll-Inspector verstorbner Vater damals Inspector der bedeutenden Strafanstalt war. Von mütterlicher Seite ist Redwitz mit dem Liederdichter und Siegwartverfasser Johann Martin Miller im Grade eines Großneffen verwandt. In seinem zweiten Jahre kam er mit seinen Eltern in die bayerische Rheinpfalz und verlebte in den Mauern des Central-Gefängnisses zu Kaiserslautern, dem sein Vater als Inspector vorstand, seine Kindheit, bis ins 6. Jahr, in welchem er nach Speier kam, wo er im 8. Jahre in die lateinische Schule trat. Vom 10—13. Lebensjahre besuchte er das französische Colleg zu Weißenburg im Elsaß und später, bis zum 17. das Gymnasium in Zweibrücken, das er 1840 mit dem Speierer vertauschte, von welchem aus er 1841 die Universität München bezog, auf der er, mit Ausnahme eines Semesters in Erlangen, Philosophie und Jurisprudenz studirte.

1846 kehrte er als Rechtspraktikant in die Pfalz zurück, wo er sich in Speier und Kaiserslautern in juristischer Praxis aufhielt, die nur durch Reisen nach Mainz und München unterbrochen wurde. Nach vollendeter Staatsconcursprüfung nahm er seinen Wohnsitz in Kaiserslautern. Hier arbeitete er längere Zeit bei einem Anwalt, der gerade auch nicht zu den freundlichsten und leutseligsten Beamten zählte. Theils auf dem Büreau zwischen den Abschriften von Anklageakten und Urtheilssprüchen, theils auf dem eine Meile von Kaiserslautern so friedlich gelegnen und von Tannenwäldern umsäumten Hofgute Schellenberg, im herzlichen Kreise der Familie Hoscher und an der Seite seiner lieben Braut Mathilde, dichtete Redwitz sein Gedicht: „Amaranth", das im Herbste 1849 erschien und rasch hintereinander sechs Auflagen erlebte, ein Erfolg, der in der bescheidnen Braut die bange Besorgniß laut werden ließ, als sei sie des Dichters nicht würdig, weil sie nicht auch dichten könne, worauf ihr der Bräutigam die schönen Strophen sang:

„Und bist du auch des Sängers Braut,
Ich fordre keinen Reim von dir;
Bleib Gott und mir nur treu getraut
Und wahre deiner Demuth Zier.

Versteh und übe deine Pflicht,
Hab auch aufs Kleinste fromme Acht:
Dann bist du selber ein Gedicht,
Wie ich im Leben keins erdacht!"

Fern von der großen Welt, umgeben von der heiligen Stille und dem süßen, beseligenden Frieden der herbstlichen Natur, wurde dem jungen Sänger die liebe Kunde, daß sein Töchterlein Amaranth ohne rauschenden Lärm und so ganz im Stillen immer weiter und weiter an der „stillsten Häuser Thüre" anklopfe und darin liebreich aufgenommen werde. In dem Gedicht: „Amaranths Rückkehr", welches der zweiten Auflage als Vorwort vorangesetzt wurde, hat der Dichter seinen lieben Aufenthalt in folgenden schönen Worten poetisch verherrlicht:

„Ich lehne still im Fensterbogen
Im einsam alten Meierhaus,
Von schwarzem Tannenwald umzogen,
Und sehe in den Herbst hinaus.
Der Lärm der Gassen stört mich nicht;
Ich hör nur an der Rebenwand,
Wie leis der Wind die Blätter bricht;
Bis an den Wald ums Haideland
Der Nebel wallt in Schleiern licht;
Und hoch mit grauer Wolken Flug,
Da segelt ernst ein Kranichzug.
Und ists auch Herbst, was liegt daran?
In diesen Mauern, abgeschieden,
Da bleibt der Frühling aufgethan
Mit seinem Glanz und Duft und Frieden.
Und fällt auch Blatt um Blatt, verdorrt,
Ein stilles Blümchen blüht mir fort;
Und schweigen auch die Vögelein,
Ich sing mir selber meine Lieder.
Beim Sänger darfs nie Winter sein,
Geht ihm der eine Frühling nieder,
So steigt ein andrer draus herfür.“ —

Den Sommer 1850 verlebte Redwitz in Bonn; er studirte bei Karl Simrock das Mittelhochdeutsche, gebrauchte im Nachsommer das Seebad Blankenberg und blieb hierauf einige Wochen auf dem Schellenberg. In diese Zeit fällt die Herausgabe seines „Märchens vom Waldbächlein und Tannenbaum“, das sehr rasch in zweiter Auflage erschien. Im Spätherbst besuchte er abermals die Universitätsstadt Bonn, um die begonnenen Studien des Mittelhochdeutschen bis Ostern 1851 fortzusetzen. Neben diesen Studien beschäftigt ihn die Arbeit eines Dramas und die Vorbereitung seiner lyrischen Gedichte zum Druck.

Wohl selten hat ein Dichterwerk so überaus schnelle Verbreitung gefunden, wie „Amaranth“ und selten hat auch ein Gedicht so ver-

ſchiedene, geradezu entgegengeſetzte Urtheile hervorgerufen wie dieſes. Wer aber noch ein deutſches Herz beſitzt, der wird Wohlgefallen und ſtille Freude haben an dem ſüßen Dufte einer frommen Minne und an dem, das Weltall erleuchtenden und verklärenden, Glanze des Chriſtenthums, die ſich darin kundgeben. In Amaranth lauſchen wir den Tönen der Minneſänger; denn ſeit Wolfram von Eſchenbach hat nur ſelten eine ſolche Poeſie durch die Saiten einer deutſchen Harfe gerauſcht und mächtig das deutſche Herz und Gemüth ergriffen, zumal in einer Zeit, in der Treue und Glaube in unſerm Vaterlande nur leerer Wahn und Wahrheit und Liebe Fremdlinge geworden ſind. In dem Vordergrund des poetiſchen Gemäldes erblicken wir Walther, Amaranth und Ghismonda als die Hauptperſonen. Walther, ein frommer und tapferer Heldenjüngling aus dem deutſchen Mittelalter; Amaranth, eine deutſche minnigliche Jungfrau, deren Liebe durch den chriſtlichfrommen Glauben geläutert und verklärt iſt. Beiden ſteht Ghismonda gegenüber, die ſtolze Italienerin, geſchmückt mit allen Reizen und aller Glut eines ſüdlichen Himmels. Sie iſt der perſonificirte Unglaube, die Repräſentantin des modernen, oberflächlichen, fremden und undeutſchen Weſens, im Gegenſatze zur Tiefe und Herrlichkeit deutſchen Glaubens und Gemüthes. In den beiden erſten Figuren pulst der volle, warme Herzſchlag des Dichters, während in der letzten, der Ghismonda, trotz aller äußern Pracht und Schönheit das poetiſche Leben nicht ſo recht zur Erſcheinung kommen will. Es iſt dieß wohl die ſchwierigſte, aber auch zugleich die ſchwächſte Partie im ganzen Gedicht. Außer der ſchönen Naturmalerei ſind ganz beſonders anſprechend die einfachen, tiefgefühlten, meiſt achtzeiligen Herzensliedchen, mit welchen einzele Stellen des Gedichtes geſchmückt ſind und die wir vorzugsweiſe hier als Probe gegeben haben. Ihre Sangbarkeit und ihren melodiſchen Fluß haben dieſe Liedchen hauptſächlich dadurch erhalten, daß ſie der Dichter ſingend dichtete und mit den Tönen der Guitarre, des Klaviers oder der Zither begleitete. Die Componiſten haben die Echtheit der Lieder gar bald erkannt und das ſeelenvolle Wort mit ſeelenvollem Klang vermählt.

Statt aller weiteren Erörterung des Inhalts lassen wir einzele Strophen aus dem „Abschied von Amaranth“ folgen:

„So zieh zur Fremde denn hinaus,
Geh wandern durch die deutschen Gauen!
Grüß sie mir All in jedem Haus,
Zumeist die frommen deutschen Frauen!

Du sollst der Mutter Angesicht
Entlocken süße Liebeszähren!
Du sollst mit frommer Minne Licht
Der Jungfrau züchtig Aug verklären!

Dem Jüngling sing vom ernsten Gang,
Daß nimmer sein Geloben wanke!
Schlag an den reinsten Himmelsklang
Von Kindeslieb und Kindesdanke!

Nach dem geweihten irdschen Bund
Sollst du ein heilig Sehnen regen!
Aufs Dulderherz von Täuschung wund
Sollst du des Trostes Balsam legen!

Du sollst den, der den Herrn erkor
Ein Engel im Triumph umschweben!
Und dem, der seinen Gott verlor,
Soll ihn dein Friede wiedergeben!“

Wir können unsere Leser keinen bessern Blick in das gläubige Dichterherz thun lassen, als wenn wir hier wörtlich eine Stelle aus des Dichters Brief anführen, welche zugleich sagt, was wir in Zukunft von ihm zu erwarten haben. Sie lautet: „All mein Lied, das mir Gottes Gnade schenken wird, der christlichen Poesie (ich will sie für mich christliche Romantik nennen) hinzugeben und trotz Spott und Haß und List daran mit ewiger Liebe und Begeistrung festzuhalten, da ich mir eine christliche Poesie für die einzig mögliche, für die einzig versöhnende und segnende halte: das habe ich meinem

Herrn und Meister heilig gelobt und ich werde mit seiner Gnade meinen Schwur treulich erfüllen.

Wahrlich es thut einmal Noth, daß auf all die giftigen Saaten wieder junges, glaubensfrisches Reis gepflanzt wird; es thut Noth, auf den Mauern so manches heiligen Tempels einmal wieder mit frommem Harfenklang die Steine aufeinander zu fügen — aber was frommt das Lied eines Einzigen? Was bin ich allein gegen hundert Gesellen der Zerstörung? Das ist der Fluch und Jammer unserer Zeit, daß die Anhänger des Göttlichen stumm und träg ihre Schwerter an der Wand der Feigheit hängen lassen, indeß das diabolische Prinzip unabläßig den Stahl wetzt und mit lockendem Tuba-ruf sich Streiter wirbt! Doch Gott wird es am besten fügen; er wird, wann die Zeit gekommen ist, seine heiligen Sänger wecken und entzünden und ihnen die Harfen in den Arm legen, die noch im Himmel hängen — mit diesen Riesenakkorden wird dann mein schwaches Lied sich zum hohen Liede vereinigen: das ist mein Trost und meine felsenfeste Zuversicht!"

Das Gedicht: „Ich schwärme", ist das lyrische Vorwort des Märchens. Es erfordert mehr Raum, als der Umfang unsrer Arbeit gestattet. Weil wir das ganze Gedicht nicht geben können, so mag wenigstens der schöne Schluß desselben dastehen und die Stimmung in uns erwecken, in der wir von dem Sänger scheiden. Die Welt schilt ihn einen Schwärmer und ein solcher will er auch sein:

„Doch wißt nur, daß ihr mich so heißt,
Drauf bild ich mir nicht wenig ein;
Von euch der Hohn nur doppelt preist,
Ja, ja! Ein Schwärmer will ich sein!

Doch nicht wie der ein Schwärmer ist,
Der zwischen Erd und Himmel treibt,
Im Nebel Gott und Welt vergißt,
Und nebelhafte Lieder schreibt:

Ich ſchwärme wie zur Frühlingszeit
Ihr erſtes Lied die Lerche ſingt;
Ich ſchwärme, wie im erſten Streit
Ein heilig Schwert der Reiter ſchwingt.

Ich ſchwärme wie der Sonnenſtrahl,
Wenn er der Roſen Kelch erſchließt;
Und wie der See im Alpenthal,
Darein der Mondglanz ſich ergießt.

Ich ſchwärme, wie der Frühlingswind,
Wenn er durch dürre Blätter rauſcht;
Wie im Gebet ein kniend Kind,
Wenn es dem Klang der Orgel lauſcht.

Und wie die Braut im Hochzeitreis,
Wenn aus dem Mund das Jawort bebt;
Wie auf dem Sterbebett der Greis,
Wenn er die Hand zum Segen hebt."

Schriften: Amaranth. Mainz 1849. VI. Auflage 1851. — Ein Märchen. Mainz. 1850. 51.

184. Das auferſtandene Schloß.

Im duftgen Graſe liegt mein Haupt
Inmitten eingeſunkner Hallen,
Vom Lindenbaume karg umlaubt,
Deß Krone längſt der Zeit verfallen.
O Frühlingsluſt! Vom Bergesrand
Hinabzuſchaun ins Schwabenland!
O Neckargrund! Seh ich dich an,
Wirds meinem Herzen angethan:

Als ſeieſt du ein Mägdlein minnig,
Das ſtill im Sonntagskleid ſich freut;
Es lacht ſein Aeuglein traumesſinnig
Aus herzensgutem Angeſicht;
Ins aufgelöſte Haar geſtreut
Viel Perlen funkeln ſonnenlicht;
Von der umſchloßnen Lende nieder
Auf des Gewandes grünen Sammt
Des Gürtels blendend Silber flammt;
Es blitzt von Edelſtein das Mieder.
Du buhlſt nicht ſtolz mit eitelm Leib
Um fremden Wandrers lauten Preis,
Biſt noch ein echtes deutſches Weib,
Das, wie auch wunderhold erblüht,
Von eigner Schöne nimmer weiß;
Haſt noch ein einfach, klar Gemüth
Voll ſittiger, beſcheidner Art;
Und wer auf traulich ſtiller Fahrt
Je ſeinen Weg zu dir genommen,
Den heißeſt herzlich du willkommen!
Und was du zum Beſchauen haſt,
Das zeigſt du gern dem lieben Gaſt!
Führſt ihn zu deiner Hügel Kronen,
In deren Burgen grauem Schooß
Die Geiſter deiner Märchen wohnen;
Du bindeſt ihm den Nachen los,
Und ſchaukelſt ihn den Strom entlang!
Bald grüßt ihn duftger Rebenhang,
Bald lockt ſein Haupt die Wieſenau,
Draus träumend es zum Himmel ſchau;
Bald lacht von Gärten ganz umblüht,
Ein heitres Dörflein traut ihn an:
Da überkömmt es das Gemüth
Wie Klingen längſt verklungner Harfen;

Aus all dem Dünkel, all dem Wahn,
Vermummt in lügneriſchen Larven,
Sprichſt du es an, o Neckargrund,
Ohn Falſch und Hehl, wie Freundeswort!
Es wird das Herz ſo recht geſund,
Von deinem Odem angehaucht;
Du kündeſt ihm den echten Hort!
Du zeigſt ihm, wie es wenig braucht,
Daß ſtilles Glück die Welt verſüßt —
O Neckarthal! Sei mir gegrüßt!

Wie feierlich iſts rings herum!
In Feld und Strom iſt Alles ſtumm;
Es rufen durch die Frühlingsflur
Die Lerchen und die Glocken nur.
Vom Morgenſonnenſtrahl umblinkt
Das goldne Kreuz der Thürme winkt;
Zum ſtillen Dörflein mir zu Füßen
Die Kirchengänger ziehn am Hag;
Des Herren Lieder hör ich grüßen,
Die Orgel tönt — 's iſt Feiertag.

---

185. Walthers Lieder.

I.

Mein Lieb braucht keinen Demantſchrein,
Nicht Sammt und Gold an ſeinem Kleid;
Nicht Marmor in dem Kämmerlein,
Sein Lockenhaar braucht kein Geſchmeid.

Doch in des Herzens heilgem Schacht
Muß funkeln Gold und Edelſtein,
So daß es könnt mit ſeiner Pracht
Der allerreichſte Goldſchmied ſein.

II.

Ihr Antlitz ſei nicht zaubervoll,
Mich ſoll nicht reizen Aug und Mund!
Doch friedlich draus mich grüßen ſoll
Ein gläubig Herz, rein und geſund,

Daß, wenn ich ihr ins Antlitz ſeh,
Es wie Gebet mich überkomm,
Und daß, ſo oft ich von ihr geh,
Mein Minnen ſei noch mal ſo fromm.

III.

Ein frommer Knecht mit ſcharfem Stahl
Dem Vaterland und Gott zumal;
Ein treues Herze ſeinem Weib,
Ein frohes Lied zum Zeitvertreib;
Ein ehrlich und geſundes Blut,
Ein ſtarker Arm, zufriedner Muth;
Und auf den Herrn gebaut das Haus —
Treibt alle böſen Geiſter aus.

---

186. Amaranths Waldeslieder.

I.

Wie biſt du Frühling gut und treu,
Daß nie du kommſt mit leerer Hand! —
Du bringſt dem Baume Blätter neu,
Dem Blümlein farbiges Gewand!

Du bringſt das Lied dem Vögelein,
Durch dich ſo blau der Himmel lacht!
Du bringſt der Welt den Sonnenſchein —
Was haſt du mir denn mitgebracht?

II.

Waldvögelein wie ſingſt du heut
So herziglieb, wie nun zuvor,
Möcht fliegen ja vor lauter Freud
Ein Vöglein hoch zu Gott empor!

Haſt du denn auch heut über Nacht
Dein Frühlingslieb im Traum geſehn?
Waldvögelein gib du nur Acht!
Mit dir und mir wird was geſchehn!

III.

Ihr lieben Vöglein ſingt nur fort,
So langs vermag die kleine Bruſt!
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,
Singt von des Frühlings Lieb und Luſt!

Und ſänget ihr auch ewig fort,
Viel tauſend Jahre Tag und Nacht,
Ihr könntet ſingen nie genug! —
So ſchön hat Gott die Welt gemacht!

---

187. Im Erker und im Thurm.

Im Erker ſitzet Amaranth
Und ſtützt ihr Köpfchen in die Hand,
Ihr träumend Auge weint und lacht.
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Und über ihr im Thurmgemach
Steht Walther ſtumm und ſinnet nach,
Was nur ſein Herz ſo ſchlagen macht.
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Sie denkt: „Das iſt mein Traumgeſicht!
Ich ſahs in ſeinem Augenlicht,
Wie träumeriſche Sternennacht".
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Und über ihr Herr Walther ſpricht:
„Wie iſt ihr Auge fromm und licht,
Wie Sommerhimmels blaue Pracht!"
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Und Beide beugen jetzt das Knie,
Sie fleht für ihn, er fleht für ſie,
Um eine friedensvolle Nacht:
„Du Herr der Liebe halte Wacht!"

---

188. Der Kirchgang. (Bruchſtück.)

O ſelger Gang, am Feiertag
Zu wandeln durch die Waldesnacht,
Durch hoher Eichen Kronenpracht,
Durch ſaftger Buchen duftgen Schlag,
Durch Wieſengründe, bronnenfriſch,
An junger Erlen ſchlankem Hag,
Zu wandeln zu des Herren Tiſch!

Noch überall iſt tiefe Ruh,
Die Himmelsaugen blicken matt,
Und fallen mälig brechend zu.
Es ſchläft im Wald noch jedes Blatt,
Und jeder Stamm, und jeder Stein,
Die Vöglein all in Buſch und Baum,
Die Blümlein all am Born und Rain.
Da ganz zuerſt am Waldesſaum,

Von Amaranthens Tritt geweckt,
Der Schlehdorn aus dem Traume ſchreckt;
Wie der ſich friſch den letzten Schlaf
Vom thaubeperlten Haupt geſchüttelt,
Das Amſelneſt ein Beerlein traf;
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loſes Volk erwacht;
Die haben kaum mit knapper Müh
Die grünen Aeuglein aufgemacht,
So necken ſie in aller Früh
Auch ſchon den alten Tannenbaum,
Und kichern, wie im Schlaf er nickt,
Und zupfen ihn am Kleidesſaum.
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürriſch zankt,
Sie halten ſcherzend ihn umrankt;
Da muß er endlich doch erwachen —
Was will er mit der Jugend machen?
Dieweil hat ſich vom kleinen Schrecken
Die Amſel munter aufgerafft;
Zuerſt hörts aus der Nachbarſchaft
Die Droſſel in den Brombeerhecken,
Und ſagt viellieben guten Morgen
Der Haidelerch im Gras geborgen;
Die hat die Wörtchen kaum gehört,
Hat ſie zum Flug ſich angeſchickt,
Muß ja den Morgenſtern noch grüßen!
Von ihrem Fittig aufgeſtört
Das Häslein aus dem Kraute blickt,
Und ſpringt heraus mit flinken Füßen.
Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen ſtutzt, und klettert ſchnell
Vom Wipfelneſt ins Gras herunter,
Und wäſcht mit Thau die Aeuglein hell.

Jetzt endlich gar der Kukuk ſchreit,
Zum Wachen iſts die höchſte Zeit!
Ein jeder Baum ſagt es dem andern!
Das wird zu Brüdern und zu Schweſtern
Von nah und fern aus allen Neſtern
Ein grüßendes, geſchäftig Wandern!
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tauſendfältig ſüßes Locken!
Drein wogen leis, wie Alphornklang,
Vom Thal herauf die Sonntagsglocken. —

---

189. Der erſte Kuß.

Er hat mich geküßt!
Was zitterſt du mein Herze ſo?
Und biſt du nicht ſo ſtill und froh?
Iſt nicht ſo jung mein Leben noch?
Iſt nicht die Welt ſo ſchön? — und doch!
Er hat mich geküßt!

Er hat mich geküßt!
Weiß nicht, ob ich mich freuen ſoll,
Mein Herz iſt ganz von Thränen voll.
Doch wie ich auch nur ſinnen mag,
Mir ſagt es jeder Herzensſchlag:
Er hat mich geküßt!

Er hat mich geküßt!
O küßt' er nur den Mund allein,
Wollt' ich ja gerne fröhlich ſein.
Sein Kuß bis in das Herz mir drang,
Das ruft mir nun herauf ſo bang:
Er hat mich geküßt!

Er hat mich geküßt!
O ging ich jetzt zum Himmel ein!
O dürft ich dort sein Engel sein,
Und dürft ihn schützen vor Gefahr!
Wie selig dächt ich immerdar:
Er hat mich geküßt!

---

190. Amaranths stille Lieder.

I.

Es muß was Wunderbares sein
Ums Lieben zweier Seelen!
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen!

Und Freud und Leid und Glück und Noth
So miteinander tragen!
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen!

II.

Ich will dich auf den Händen tragen,
Und dir ein treuer Engel sein;
Will legen meine junge Seele
Ganz in dein liebes Herz hinein.

Ich will für mich ja Nichts erflehn,
Für dich nur Alles ganz allein;
Ach, wenn so ganz ich in dir lebe,
Schließt ja auch mich der Segen ein.

III.

Ich will die lauten Freuden nicht,
Mein ſtilles Haus ſei meine Welt!
Vom Stern der treuerfüllten Pflicht
Sei einzig nur mein Herz erhellt!

Ich will drauf ſinnen Tag und Nacht,
Wie ich dir wohl was Liebes thu!
Was iſt doch all der Feſte Pracht
Gen meines Hauſes Liebesruh!

IV.

O Mutterlieb, du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel ſtammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen!

O Mutterlieb, du ſtrenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dein Walten!
Die Rechenſchaft, vergiß ſie nicht!
Laß deinen Eifer nicht erkalten!

V.

Ich ſitze betend an der Wiege
Und hab den Schleier weggethan,
Und lauſchend ich mich drüber biege,
Wie ſiehſt, mein Kind, du rein mich an!

O laß ein heiß Gebet mich ſprechen,
Es mög bis in den Tod ſo rein
Aus deinem Aug die Seele brechen,
Du unſrer Seelen Widerſchein!

VI.

Nun können nimmermehr wir ſterben,
Ob wir auch längſt geſtorben ſind;
Denn unſre Lieb läßt einen Erben
Der Welt zurück in unſerm Kind.

Und von dem Kinde weit und weiter
Wird Stamm um Stamm zum Himmel gehn;
Und einſt, wie eine Jakobsleiter,
Wird unſre Lieb im Himmel ſtehn.

---

191. An Amaranth.

I.

Zieht hin, ihr lieben ſtillen Lieder
Zu meiner ſüßen Amaranth!
In ihrem Herzen laßt euch nieder,
Es iſt ja euer Vaterland!

Sagt ihr, ihr ſeiet kleine Sterne
Vom Himmel, den ſie mir geſchenkt!
Und zöget her aus weiter Ferne
Zu fragen, ob ſie mein gedenkt!

II.

Gewiß, mein Kind, du bleibſt mir treu,
Warſt Tag und Nacht mein eingedenk!
O Gott! Wie ich mich auf dich freu,
Als wie ein Kind aufs Chriſtgeſchenk!

Ja Kind! Mein Chriſtgeſchenk du biſt,
Beſchert mir von der Hand des Herrn!
Hab aber auch im heilgen Chriſt
Wie einen Engel dich ſo gern!

---

192. Amaranths Herbſteslieder.

Ich höre leis den Baum mich fragen:
„Was iſt dein Herz ſo gramverſtimmt?
Ich will ja auch darum nicht klagen,
Daß mir der Herbſt die Blätter nimmt!

Denn wie mir Gott zur rechten Stunde
Die Blätter nimmt und wieder leiht:
So ſchlägt und heilt des Herzens Wunde
Auch dir dein Gott zur rechten Zeit!“

Und aus dem Bächlein hör ichs ſprechen:
„Was weineſt du? Verzage nicht!
Ich muß durch Kluft und Dornen brechen,
Und komme doch am End ans Licht.

Viel goldner aus der Klüfte Dunkeln
Mir dann das Licht des Tages ſcheint; —
So wird die Freude ſelger funkeln
Dereinſt aus Augen, trübverweint“.

Und ach! Mir ſagt das Immergrün:
„O traure nicht! Du biſt ja fromm!
Sieh nur, wie ich darf immer blühn,
Ob noch ſo hart der Winter komm!

So grünt, ob noch ſo tief das Weh,
Und deine Freuden all verblühn,
Dein Heiland aus der Trauer Schnee —
Ein ewig, heilig Immergrün“.

---

193. Sängers Gebet.

Du, der du biſt der Geiſter Hort!
Was hab ich Großes noch gethan,
Daß du mir gabſt des Liedes Wort?
Ich habe keinen Theil daran.
O Herr! Wie ſäng ich ohne dich?

Für all die Stunden, da mein Lied
Mich auf in deinen Himmel trug,
Für all die Luſt, die mirs beſchied,
Wie kann ich danken dir genug?
O Herr! Wie ſäng ich ohne dich?

Ein einzig Wort aus deinem Mund,
Und ewig hin iſt all mein Sang,
Wie voll auch ſei mein Herzensgrund
Wie ich auch ſpannt' der Harfe Strang!
O Herr! Wie ſäng ich ohne dich?

Ich trag die Lieb in voller Bruſt,
Ich ſeh die Welt in Frühlingsluſt,
Werd faſt erdrückt von Liebesluſt,
Doch ach! Ich find die Worte nicht.
O Herr! Wie ſäng ich ohne dich?

Und wieder nur ein einzig Wort,
Und auch mein Herz iſt liebesleer.
Die Lieb geht mit dem Frühling fort,
Ich hab nicht Freud, nicht Trauer mehr.
O Herr! Wie ſäng ich ohne dich?

Nimm drum den eiteln Stolz von mir,
Laß mir nicht kommen Neid und Haß!
Gib mir der Demuth Sängerzier,
Laß ſingen mich ohn Unterlaß:
O Herr! Wie ſäng ich ohne dich?

Mein Lied ertön nur dir zur Ehr!
Du gabst es mir, es iſt ja dein;
Und ſing auf Erden ich nicht mehr,
Laß mich auch dort dein Sänger ſein!
Du Herr des Klangs erhöre mich!

Robert Reinick.

Vor Menſchen ſei ein Mann, vor Gott ein Kind. —
Im Denken ſei ein Mann, fühl als ein Kind. —
Sei Mann im Leben, Kind in der Natur!

So geh ich luſtig durch die Welt,
Wo Jeder gern mich ſieht;
Und wem mein Malen nicht gefällt,
Den freut mein luſtig Lied.

Rob. Reinick.

Robert Reinick iſt der Sohn eines Kaufmanns und wurde den 22. Febr. 1805 (nicht 1810!) in der alten, ehrwürdigen See- und Handelsſtadt Danzig geboren. Ein ſehr ſchwächlicher, kränkelnder Körper war Urſache, daß er die Kinderzeit nicht ſo freudig genießen konnte wie andre Kinder; doch entwickelte ſich früh bei ihm die ſtille Luſt an Naturſchönheiten und der Sinn für künſtleriſche Beſchäftigungen. Er beſuchte das Danziger Gymnaſium in der Abſicht, ſich dem Gelehrten-Stande zu widmen. Auf der Schule machten von allen Schriftſtellern der Alten Homer und Theokrit den tiefſten Eindruck auf ihn. Vieles daraus überſetzte er zu ſeiner Luſt in Verſen und wurde dadurch zu eignen poetiſchen Verſuchen angeregt. Obwohl Reinick nach beendigtem Gymnaſialkurſus das Zeugniß der Reife zur Univerſität erhielt; ſo beſuchte er doch nicht die Hochſchule, weil während ſeiner Gymnaſialzeit der Trieb zur Kunſt, ganz ohne alle äußere Anregung, ſich immer lebhafter in ihm entwickelte und endlich ſo die Oberhand behielt, daß er beſchloß Maler zu werden. Im Jahr 1825 ging Reinick nach Berlin, wo er das

Atelier des Professors Begas besuchte und sich für das historische Fach der Malerei ausbildete. Das frische, heitere Zusammenleben im Kreise junger Künstler und Studirender regte ihn nach vielen Seiten an. Franz Kugler, jetzt Professor der Kunstgeschichte in Berlin, wurde bald mit ihm befreundet und ermunterte ihn durch eignes reges Treiben in Kunst und Poesie immer mehr zu dichterischer Thätigkeit. Größere Künstlerfeste ernster und heiterer Art wurden von K. und R. gemeinschaftlich angeordnet und von R. poetisch durchgeführt. Durch Kugler öffnete sich ihm auch das Haus des Criminaldirektors Hitzig, wo er Eichendorff und Chamisso kennen lernte. Von Letzterem mit warmer Herzlichkeit zur Mitarbeit am Musenalmanach (den Ch. mit G. Schwab 1833 herauszugeben begann) aufgefordert, lieferte er Beiträge zu 5 Jahrgängen. Auch hatte Reinick damals die Freude den hochverehrten Mann zu malen. Das Portrait Chamisso's im Musenalmanach für 1833 und in der ersten Ausgabe von Chamisso's Werken ist nach dem von Reinick gemalten Bilde in Kupfer gestochen. Eine Folge des Künstlertreibens in jener Zeit war die Herausgabe des „Liederbuchs für deutsche Künstler", von Kugler und Reinick gemeinschaftlich veranstaltet.

Von Berlin begab sich Reinick nach Düsseldorf und trat daselbst in die Malerschule, die damals gerade unter Schadow's Leitung in vollster Jugendblüte stand. Besonders war das engere Zusammenleben der dortigen Künstler von einem Geist beseelt, wie er in einem geistigen Kreise von solcher Ausdehnung wohl selten in einer so frischen, edeln und belebenden Weise sich wieder finden dürfte. Immermann, Schnaase und v. Uechtriz übten in dichterischer und wissenschaftlicher Hinsicht den wohlthätigsten Einfluß darauf aus. Wie schon früher, so trat auch hier ein immer wiederkehrendes Augenübel, zu dem sich noch nervöse kalte Fieber gesellten, Reinicks künstlerischer Thätigkeit sehr hemmend entgegen. In Düsseldorf veranstaltete der Dichter die Herausgabe seiner: „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde". Die Meister C. F. Lessing, J. Becker, E. Bendemann, W. Schadow, A. Schrödter, A. Achenbach, E. Steinbrück, C. Sohn ꝛc. haben

durch die eigenhändigen Radirungen, womit sie die Gedichte ihres Freundes so bereitwillig schmückten, den Werth derselben noch bedeutend erhöht und der Sammlung große Theilnahme im Publikum verschafft.

Durch das angestrengte Aetzen der Kupferplatten wurde die vom Fieber sehr angegriffene Gesundheit Reinicks in einem bedenklichen Grade geschwächt. Nur in einem milden Klima und unter Italiens Himmel gedachte er zu genesen. Er trat deßhalb im September 1838 seine italische Reise an. In Rom fand er manchen alten Freund, durch den er um so schneller in dem größern deutschen Künstlerkreise heimisch und mit der Herrlichkeit des Landes und der Eigenthümlichkeit des Volkes vertraut wurde. So verlebte er in hohen geistigen Genüssen drei schöne Jahre in Italien. Winters war er in Rom und Sommers streifte er in den Sabinerbergen, in Neapel und Sicilien umher. Auch in Rom hatte er die Freude den dichterischen Theil an der Leitung der großartigen Künstlerfeste sich übertragen zu sehen.

Das Augenleiden erneute sich wieder in hohem Grade und bewog ihn endlich Italien zu verlassen. Im Oktober 1841 ging er direkt nach Gräfenberg mit dem festen Vertrauen durch die Wasserkur endlich geheilt zu werden. Es war ein harter Winter. In Folge zu starken Gebrauchs der Kur wurde er auf einem Auge vier Wochen lang blind. Trotzdem setzte er mit Consequenz die Kur fort. Die Sehkraft kehrte allmälig wieder und nun eilte R. nach langer Abwesenheit seiner geliebten Vaterstadt Danzig zu. Im Kreise der Seinen stellte sich beim Gebrauch der Seebäder nach Verlauf von 2 Jahren Gesundheit und Frohsinn wieder bei ihm ein. In der Tochter seiner Halbschwester fand er sein geliebtes Weib. 1844 reiste er mit seiner Frau nach Dresden, wo ihm durch alte bewährte Freunde und liebe Kunstgenossen der Aufenthalt so angenehm wurde, wie er es nur wünschen konnte. Abwechselnd führte er nun bald den Pinsel, bald die Feder. Für Ferdinand Hiller schrieb er den Text zur Oper: „Conradin der letzte Hohenstaufe." Mit besonderer Lust wandte er sich in den letzten Jahren

zur Kinderliteratur. Er schrieb das: „ABC-Buch für kleine und große Kinder", dann: „Die Wurzelprinzessin, ein Kindermärchen". Auch gibt er jetzt den „Deutschen Jugendkalender" heraus, zu dem er früher schon Beiträge lieferte. Seine jüngste Arbeit ist die Uebertragung der allemannischen Gedichte Hebels ins Hochdeutsche.

Reinick ist eine kindlichreine, heitere und lebensfrohe Dichter- und Künstlernatur, welche mit Recht von sich sagen kann:

„Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht ich spielen!"

Seine Frühlingslieder: „Frühlingsglocken", „Juchhe!" u. a. sind so klar und frisch und zeigen so helle, kindliche Freude an der Natur, daß das Herz laut aufjauchzt vor Wonne und Lust. Wie ein Vöglein im Lenz, so singt Reinick aus warmer, voller Sängerbrust gar süße, frische Weisen. Frei und ungezwungen wie das Lied des Vogels ertönt auch sein fröhliches Lied in den blauen Himmel hinein. Nennt sich doch Reinick selbst einen „lustigen Vogel". Statt sich mit Versezählen und Grübeln Tag aus Tag ein zu quälen, hat er der Vöglein Rath befolgt, welchen jeder Poet beherzigen sollte, der kein Mittel verschmäht, das zu erreichen, was ihm die Natur versagt hat:

Dichterlein, Dichterlein,
Treibe nicht Faxen;
Ist nur dein Schnäbelein
Zum Singen gewachsen,
Rührt sichs im Herzen dein
Jauchz in die Welt hinein!
Grübeln, du armer Wicht,
Tauget zum Singen nicht."

Wie malerisch Reinick gedichtet, davon zeigen die oben erwähnten Randzeichnungen zu seinen Liedern von den ersten Meistern der Düsseldorfer Malerschule geschaffen; wie musikalisch er gedichtet, beweisen die zahlreichen Compositionen seiner Lieder von Spohr, Marschner, C. G. Reißiger, Kücken, Schumann, C. Mangold, Taubert, Lindpaintner, Schladebach, Freudenberg u. A. Was

bei Jenen im Bilde auf uns wirkte, das dringt bei diesen in Ohr und Herz.

In Reinicks Gedichten haben wir die sonnigheitre Frühlingswelt mit ihrem reichen Blütenduft und Blütenschnee, ihren Thauperlen auf Blume und Blatt, ihrem Vogelsang im Wald und Feld. Die ernstfriedliche Feier der Nacht, lieblicher Mondenschein und mildes Sternengefunkel, der hellleuchtende Tag mit seiner reinen Himmelsbläue, seinen goldnen Sonnenschein, die wogenden Saatfelder und die grüne Waldesnacht ꝛc.: das Alles bringt eine bezaubernde Wirkung hervor. Diese wird aber noch bedeutend erhöht durch die kindlich-milde Frömmigkeit, die Einfachheit und Herzinnigkeit, die Wahrheit und Reinheit in den Empfindungen und Gefühlen, die Heiterkeit und Lebenslust, die naive Liebesunschuld, den köstlichsten Humor und die liebenswürdigste Schalkhaftigkeit, welche sich hinter anmuthiger, oft ernster Miene verbirgt.

Wer kennt hellere und schäkerhaftere Liebeslieder, als: „An den Sonnenschein", „Ganz nothwendig" ꝛc.? Wer einen köstlichern und frischern Humor als in: „Käferlied", „Des Mädchens Geständniß", „Curiose Geschichte", „Blauer Montag", „Pereat Alles Halbe" ꝛc.? Wie gemüthlich und frisch ist: „Des alten Wandrers Rath", wie rührend und sanft erklingt aus schuldbewußtem, reuevollem Herzen: „Der Bleicherin Nachtlied" mit seinem ergreifenden Refrain; wie kindlich fromm: „Sonntagsfrühe"; wie lieblich, duftig und reich an Frieden und stiller Himmelsruh ist die: „Sommernacht"; wie einfach und schön das: „Weihnachtsfest" und das Lied: „Im Vaterland" und wie ernst, ahnungsschwer und traurig: „Die Moudnacht".

Schriften: Liederbuch für deutsche Künstler. Berlin 1833. — Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Düsseldorf 1838. — Lieder. Berlin 1844. — ABC-Buch für kleine und große Kinder ꝛc. Leipzig 1845. — Die Wurzelprinzessin. Ein Märchen. Mit 8 Bildern nach Th. v. Oer und R. Reinick. Leipzig 1848. — Deutscher Jugendkalender. Leipzig 1848. 49. 50. 51. — J. P. Hebels allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick. Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludw. Richter. Leipzig 1851. —

194. Frühlingsglocken.

Schnee-Glöckchen thut läuten:
Kling — ling — ling!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei, gar ein luſtig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerſchönſten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch ſpielt es ſchon ſo wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all
Erwacht im Thal!
Was ſoll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

Mai-Glöckchen thut läuten:
Bim — bam — bam!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling iſt Bräutigam:
Macht Hochzeit mit der Erde heut
Mit großer Pracht und Feſtlichkeit.
Wohlauf denn, Nelk und Tulipan
Und ſchwenkt die bunte Hochzeitsfahn!
Du Roſ und Lilie, ſchmücket euch,
Brautjungfern ſollt ihr werden gleich!
Ihr Schmetterling
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen? —
Die Vögel muſiciren.

Blau-Glöckchen thut läuten:
Bim — bim — bim!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach, das iſt gar zu ſchlimm!

Heut Nacht der Frühling ſcheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abſchiedsgruß:
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauſcht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwiſchen ſingt mit ſüßem Schall
Aus jedem Buſch die Nachtigall
Und wird ihr Lied
Sobald nicht müd,
Iſt auch der Frühling ſchon ferne;
Sie hatten ihn alle ſo gerne!

---

195. Juchhe!

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht Gefieder,
Und ſingen ſo fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Flüſſ' und Seen:
Sie malen im klaren Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber gehn!

Und Sänger und Maler wiſſen es,
Und es wiſſens viel andre Leut'!
Und wers nicht malt, der ſingt es,
Und wers nicht ſingt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud!

---

196. Zwiegesang.

Im Fliederbusch ein Vöglein saß
In der stillen, schönen Maiennacht,
Darunter ein Mägdlein im hohen Gras
In der stillen schönen Maiennacht.
Sang Mägdlein, hielt das Vöglein Ruh,
Sang Vöglein, hört das Mägdlein zu,
Und weithin klang
Der Zwiegesang
Das mondbeglänzte Thal entlang.

Was sang das Vöglein im Gezweig
Durch die stille, schöne Maiennacht?
Was sang doch wohl das Mägdlein gleich
Durch die stille, schöne Maiennacht?
Von Frühlingssonne das Vögelein,
Von Liebeswonne das Mägdelein.
Wie der Gesang
Zum Herzen klang,
Vergeß ich nimmer mein Leben lang!

---

197. In dem Himmel ruht die Erde. (Ständchen.)

In dem Himmel ruht die Erde,
Mond und Sterne halten Wacht,
Auf der Erd ein kleiner Garten
Schlummert in der Blumen Pracht. —
Gute Nacht, gute Nacht! —

In dem Garten steht ein Häuschen,
Still von Linden überdacht;
Vor dem kleinen Erkerfenster
Hält ein Vogel singend Wacht. —
Gute Nacht, gute Nacht! —

In dem Erker ſchläft ein Mädchen,
Träumet von der Blumen Pracht;
Ihr im Herzen ruht der Himmel,
Drin die Engel halten Wacht. —
Gute Nacht, gute Nacht!

---

198. An den Sonnenſchein.

O Sonnenſchein! o Sonnenſchein!
Wie ſcheinſt du mir ins Herz hinein,
Weckſt drinnen lauter Liebesluſt,
Daß mir ſo enge wird die Bruſt!

Und enge wird mir Stub und Haus,
Und wie ich lauf zum Thor hinaus,
Da lockſt du gar ins friſche Grün
Die allerſchönſten Mädchen hin!

O Sonnenſchein! Du glaubeſt wohl,
Daß ich wie du es machen ſoll,
Der jede ſchmucke Blume küßt,
Die eben nur ſich dir erſchließt?

Haſt du ſo lang die Welt erblickt
Und weißt, daß ſichs für mich nicht ſchickt;
Was machſt du mir denn ſolche Pein?
O Sonnenſchein! o Sonnenſchein!

---

199. Ganz nothwendig.

Als ihr Bild ich neulich malte,
Waren Beide wir allein;
Und das war auch ganz nothwendig,
Mußten ungeſtöret ſein.

Als ich da nach Malerſitte
Bei den Augen nun begann,
War es wieder ganz nothwendig,
Daß wir uns ins Auge ſahn.

Als ich drauf zum Haar gekommen,
Viel zu modiſch lag es noch:
Maleriſch mußt ich es locken,
Ganz nothwendig war es doch!

So gelangt ich dann zum Munde,
Fand zum Malen ihn zu bleich,
Und da mußt' ich ganz nothwendig
Roth ihn küſſen alſogleich.

Und ſo malt' ich manche Stunde,
Waren Beide ſtets allein,
Und das war auch ganz nothwendig,
Mußten ungeſtöret ſein.

---

200. Curioſe Geſchichte.

Ich bin einmal etwas hinausſpazirt,
Da iſt mir ein närriſch Ding paſſirt:
Ich ſah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirſche ſprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er ſchoß ſie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, ihr Leut, was ſoll das ſein?

Und als ich weiter bin fortſpazirt,
Iſt wieder ein närriſch Ding mir paſſirt:
Im kleinen Kahn eine Fiſcherin
Fuhr ſtets am Waldeshange dahin;

Rings ſprangen die Fiſchlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fing ſie nicht,
Sie ſang ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, ihr Leut, was ſoll das ſein?

Und als ich wieder zurückſpazirt,
Da iſt mir das närriſchſte Ding paſſirt:
Ein leeres Pferd mir entgegenkam,
Im See ein leerer Nachen ſchwamm;
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hört ich drinnen? Da flüſterten Zwei,
Unds war ſchon ſpät und Mondenſchein —
Nun ſagt mir, ihr Leut, was ſoll das ſein?

---

201. Des Mädchens Geſtändniß.

„Der Abend war ſo wunderſchön,
Da gingen beide wir durchs Feld;
Die Sonne wollte untergehn
Und ſchien noch freundlich in die Welt;
Die Vöglein ſangen im Geſträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt ſo gut,
Gott weiß, mir war noch niemals ſo.
Da ſprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich ſelbſt nicht mehr,
Und er auch war ſo gut dabei
Und ging ſo ſtille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr aus welchem Grund,
Da drückt' er zärtlich meine Hand
Und küßt' mich leiſe auf den Mund;
Und ich, ich konnt nicht widerſtehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verſtehn,
Wie's mir nur eingefallen iſt.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieſer Kuß nichts Böſes war;
Wars doch nachher in meiner Bruſt
So rein, wie es geweſen war.
Ich hätts auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär.
Und doch — wär es ein andrer Mann —
Je nun — das fragt ſich doch noch ſehr".

---

202. Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden ſo betrunken,
Als wärs ein Faß mit Rum.

Da haben ſie getroffen an
Eine wunderſchöne Blum Blum Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um ſie herum.

Die Blume, die ſie kommen ſah,
War grade auch nicht dumm dumm dumm,
Sie war von ſchlauem Sinne
Und rief die Baſe Spinne:
„Spinn mir ein Netzlein um!“

Die Baſe Spinne kroch heran
Und macht die Beine krumm krumm krumm,
Sie ſpann ein Netz ſo feine,
Und ſetzte ſich dareine
Und ſaß da mäuschenſtumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Geſumm ſumm ſumm,
Sind ſie hineingeflogen
Und wurden ausgeſogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend ſprach,
Und kümmert ſich nicht drum drum drum:
So gehts, ihr lieben Käfer,
So gehts, ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!

---

203. Blauer Montag.

's iſt doch närriſch, wenn wir eben nur vom Wein einmal genippt,
Daß der Hut ſo wunderbarlich gleich nach einer Seite kippt!
Doch das macht uns erſt Courage, denn die Mädel ſeht doch an,
Lachen, wo ſie uns nur ſchauen, haben ihre Luſt daran.

Ach, du allerſchönſtes Mädel mit den blauen Augen dort,
Blauer Montag iſt ja heute, warum läufſt du uns denn fort?
Blauer Montag, blauer Himmel, blaue Augen — liebſter Schatz!
Was nur blau und luſtig, hat ja heut in unſerm Herzen Platz.

Zwar wir wackeln all zuſammen, unſer Liedel ſo wie wir,
Doch da können ſchlechte Schuſter und Poeten nur dafür.
Denn wir gehen ganz gerade, nur die Stiefel gehen krumm,
Und wir ſingen, wie die Lerchen, doch wie iſt das Liedel dumm!
Liedeldumm, Liedeldumm, Liedeldumm!

---

204. Ruhig Philiſter.

Und ſchlagen zuweilen wir über die Schnur,
Wer will uns ſolches verwehren?
Das iſt nun ſo einmal unſre Natur;
Zum Teufel mit all euren Lehren!
Ruhig Philiſter!

Wir geizen mit Leben und Lieben nicht,
Geht beides doch nimmer verloren.
Und behagt unſer Jubel und Singen euch nicht,
Zieht die Mützen doch über die Ohren!
Ruhig Philiſter!

Was uns zum Spaß, wird euch zum Haß;
Ihr ſchleichet und wir mögen ſpringen;
Ihr nippet am Glas, wir trinken vom Faß;
Ihr brummt und wir müſſen ſingen:
Ruhig Philiſter!

Des Himmels Freuden, ihr kennet ſie nicht,
Ihr ſchaut nur im Waſſer die Sonne,
Uns labet am Himmel ihr goldenes Licht,
Wir ſchlürfen ihr Feu'r aus der Tonne.
Ruhig Philiſter!

Ja „Feuer", das iſt das rechte Wort
Im Leben und Lieben und Singen:
Ein feurig Handeln! ein feuriges Wort!
Stoßt an, daß die Gläſer zerſpringen.
Ruhig Philiſter!

---

205. Pereat alles Halbe.

Was ſoll mir eine halbe Wein?
Pereat alles Halbe!
Noch zog kein Sommer ins Land hinein
Beim Flattern einer Schwalbe.
Zwei Schwalben geben beſſern Ton,
Zwei Halbe machen ein Ganzes ſchon,
He! Wirthſchaft! Numro Zwei heran,
Glaubt ihr, ich ſei ein Muſelmann,
Der nüchtern nach dem Alkoran
Den Halbmond nur verehren kann?
Pereat alles Halbe!

Was ſollt ich mit dem halben Mond?
Pereat alles Halbe!
Wenn der am lieben Himmel thront,
Scheint Alles blaß und falbe.
Solch katzenjämmerlicher Schein
Kann keines Zechers Banner ſein.
Mein Wappen iſt und nicht zum Spaß,
Ein ganzer Mond, ein volles Faß,
Drauf ſteht als Wahlſpruch: — wißt ihr, was?
„Ein ganzer Kerl, ein volles Maß!“
Pereat alles Halbe!

Doch Wein allein es auch nicht thut,
Pereat alles Halbe!
Das Singen macht zwar luſtgen Muth,
Doch kann es jede Schwalbe.
Nichts Einzeln nur, nichts Halbes! — nein!
Wein und Geſang, Geſang und Wein
Ein Ganzes ſollen beide ſein,
Drum ſchenket volle Becher ein
Und ſingt aus vollem Herzen drein:
Pereat alles Halbe!

206. Des alten Wanderers Rath.

Junge, wanderſt du durchs Land,
Mach es nicht wie die Philiſter,
Die mit Trödel allerhand
Sich beſchweren den Torniſter.
Was doch nützen dir die Lumpen!
Weite Stiefel, einen Humpen!
Friſches Herz und friſche Kehle,
Die vergiß nicht, liebe Seele!

Sind die Stiefel feſt und weit,
Wirſt du gehen und nicht hinken;
Iſt der Humpen gut und breit,
Kann man ſchon ſein Penſum trinken;
Durch die reine, friſche Kehle
Strömt das Lied aus voller Seele;
Doch das Alles iſt entbehrlich,
Bleibt dein Herz nur friſch und ehrlich.

Bricht der Humpen: ei was ſchadts?
Auch aus einem Stiefel trinkt ſichs,
Sucht der Fuß durchs Leder Platz;
Auch mit offnem Stiefel ſingt ſichs,
Ward die Kehl ein wenig roſtig:
Nun, das Lied klingt etwas froſtig,
Aber — iſt das Herz geſprungen,
Gute Nacht, ihr armen Jungen!

Trinken? — O das Herz auch trinkt
Freud und Luſt in vollen Zügen.
Gehn? — Und wenn der Fuß auch hinkt,
Kann das Herz noch immer fliegen.
Singen? — Trotz den Nachtigallen
Kann ein fröhlich Herz erſchallen;
Drum bewahrs zu allen Zeiten.
Junge, mag dich Gott gefeiten!

207. Im Vaterland. (1842.)

Der Lieder Luſt iſt mir erwacht!
Wer hat mir ſolchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Ich ſchweifte in der Welt umher
Zum ſchönen Süden übers Meer;
Doch was ich nirgend wieder fand:
Dein Odem wars, o Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland!
Ich glaubt' in ſolchem Sonnenſchein,
Da müßt' ich ewig glücklich ſein.
Und vor den trunknen Sinnen ſchwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

Wie ſang der lieben Vöglein Schar
Im Frühling doch ſo hell und klar
Im Vaterland!
So ſingen ſie dort draußen nicht,
Dort ſtrahlt der Tag zu heiß und licht;
Drum haben ſie ſich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland.

Auch ich ſang einſt aus friſcher Bruſt
In deines Frühlings milde Luſt,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab ich kaum gedacht,
Ein Zauber hielt mein Herz umſpannt,
Du löſteſt ihn, o Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb und Treu nicht das Geleit —
O Vaterland!
Du gabst sie, als ich von dir schied,
Mir als den besten Segen mit;
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir mein Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward gesund,
Und freu mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland.
Gleich wie die Lerche, schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe, deutsche Vaterland!

---

208. Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund
Wie wanderts sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund
Die Morgenglocken gehn!

Ein Schifflein zieht auf blauer Flut,
Da singts und jubelts drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all die Herrlichkeit
Die Burg hernieder schaut,
Und spricht von alter, guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächtge Rhein
An ſeinem Rebenſtrand
Und ſpiegelt recht im hellſten Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme, treue Vaterland
In ſeiner vollen Pracht,
Mit Luſt und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

---

209. Sonntagsfrühe.

Aus den Thälern hör ich ſchallen
Glockentöne, Feſtgeſänge,
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge,
Himmel iſt von Glanz umfloſſen,
Heilger Friede rings ergoſſen.

Durch die Felder ſtill beglücket
Wallen Menſchen allerwegen;
Frohen Kindern gleich geſchmücket
Gehn dem Vater ſie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durchs Land gezogen.

Wie ſo ſtill die Bäche gleiten,
Wie ſo licht die Blumen blinken!
Und aus längſt entſchwundnen Zeiten,
Zieht ein Grüßen her, ein Winken, —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht ich ſpielen!

---

210. Weihnachtsfeſt.

Der Winter iſt gekommen
Und hat hinweg genommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blütenkeimen,
Kein Blatt iſt an den Bäumen,
Erſtarrt die Flüſſe weit und breit.

Da ſchallen plötzlich Klänge
Und frohe Feſtgeſänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Paläſten
Iſt rings in grünen Aeſten
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch ſeh ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Luſt beſchienen!
Wohl ſchönre Freude gibt es kaum!

Da denk ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten ſind erwacht,
Geweckt von Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mir herabgebracht.

Und wie ſie da nach oben
Den Blick erſchrocken hoben
Und ſahn den Engel ſtehn,
Da ſtaunten ſie wohl Alle,
Wie wenn zum erſten Male
Die Kindlein einen Chriſtbaum ſehn.

Doch was iſt all Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward beſcheert,
Gedenk ich wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört!

Und rings ob allen Bäumen
Sang in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schar:
„Gott in der Höh ſoll werden
Der Ruhm und Fried auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!“ —

Drum pflanzet grüne Aeſte
Und ſchmücket ſie aufs Beſte
Mit frommer Liebe Hand,
Daß ſie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat geſandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Englein Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh ſoll werden
Der Ruhm und Fried auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!“

---

211. Sommernacht.

Der laute Tag iſt fortgezogen,
Es kommt die ſtille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen,
Da gehen tauſend Sterne auf,

Und wo ſich Erd und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu ſcheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen,
Und ſchwebet hin von Land zu Land;
Das iſt ein leiſes Liebesküſſen,
Das Herz dem Herzen zugeſandt,
Das im Gebete aufwärts ſteiget,
Wie gute Engel leicht beſchwingt,
Das ſich zum fernen Liebſten neiget,
Und ſüße Schlummerlieder ſingt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte Alles Bote ſein;
Ein Vogel es dem andern ſinget,
Und alle Bäume rauſchen drein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo ſolche Geiſter wallen,
Im Mondenſchein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo ſolche Stimmen ſchallen
Durch lauter reinen Blütenduft!
O Sommernacht, ſo reich an Frieden,
So reich an ſtiller Himmelsruh:
Wie weit zwei Herzen auch geſchieden,
Du führeſt ſie einander zu!

212. Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blinkten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel ſtand,
Mägdlein ſaß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leiſen Melodein
In die weite Nacht hinein:

„Bleiche, bleiche, weißes Lein,
In des ſtillen Mondes Hut!
Biſt du bleich, dann biſt du gut,
Biſt du bleich, dann biſt du rein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Sonne gibt zu lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Raſt;
Iſt der Tag nur erſt erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig ſein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

War ein thöricht Mägdelein,
Roth und friſch mein Angeſicht;
Rothe Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Eile dich und bleiche fein!
Hab ja treu gewartet dein;
Legt man mich ins Grab hinein,
Deck in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein!“

213. Die Monduhr.

„Der Förſter ging zu Feſt und Schmaus!“ —
Der Wildſchütz zieht in den Wald hinaus.

Es ſchläft ſein Weib mit dem Kind allein,
Es ſcheint der Mond ins Kämmerlein.

Und wie er ſcheint auf die weiße Wand,
Da faßt das Kind der Mutter Hand:

„Ach, Mutter, wie bleibt der Vater ſo lang,
Mir wird ſo weh, mir wird ſo bang!“

„„Kind, ſieh nicht in den Mondenſchein,
Schließ deine Augen und ſchlafe ein.““ —

Der Mondſchein zieht die Wand entlang,
Er ſcheint wohl auf die Büchſe blank.

„Ach, Mutter! und hörſt den Schuß du nicht?
Das war des Vaters Büchſe nicht!“

„„Kind, ſieh nicht in den Mondenſchein,
Das war ein Traum, ſchlaf ruhig ein!““ —

Der Mond ſcheint tief ins Kämmerlein
Auf des Vaters Bild mit blaſſem Schein.

„Herr Jeſus Chriſtus im Himmelreich!
O Mutter, der Vater iſt todtenbleich!“

Und wie die Mutter vom Schlummer erwacht,
Da haben ſie todt ihn herein gebracht.

Friedrich Rückert.

Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu ich wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt ich in einem Gebild es vereinigen können, ich wär ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur.

Da ich des Lebens Lust und Leid erfuhr,
Mein Herz vermag zu lieben und zu zürnen,
Zu mir vernehmlich redet die Natur,
Mir jede Sprache lebt, die Menschen schrieben;
Und Alles, das ich nicht zu denken nur,
Auch auszusprechen fühle mich getrieben:
Wie sollt' ich nicht zum Trotz den Splitterrichtern
Mich selber zählen zu den wahren Dichtern.

Friedr. Rückert.

Friedrich Rückert wurde am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt geboren. Er ist der Sohn eines bayerischen Rentamtmannes, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog die Universität Jena, um als Berufswissenschaft Jurisprudenz, aus Liebe und Neigung aber Sprachwissenschaft und schöne Literatur zu studiren. 1809 wollte er in die oestreichische Armee eintreten. Als er aber nach Dresden kam, da wurde der Frieden schon verkündet. Beim Wiederausbruch des Krieges gegen Frankreich hielten ihn nur die dringendsten Bitten und Vorstellungen seiner Eltern und endlich die Ueberzeugung: seine vom Studiren geschwächte Gesundheit werde durch die Strapazen eines anstrengenden Feldzugs vollends zu Grunde gerichtet, von der persönlichen Theilnahme am Kampfe für Deutschlands Freiheit zurück. Nachdem er einige Zeit Privatdocent

in Jena gewesen war, übernahm er in Stuttgart die Redaktion des Morgenblattes, die er aber nur 1816 führte. Ein Jahr später machte er eine Reise nach Italien. Hier schenkte er dem Volksgesang große Aufmerksamkeit. Die welthistorischen Erinnerungen schienen nicht besonders anregend auf ihn zu wirken und er, der sich einst so sehr nach dem Land der Kunst gesehnt hatte, fühlte bald, wie das Heimweh sein Herz beschlich und ihn zur heimisch deutschen Flur zurückzog. Das Anschauen der Trümmer eingestürzter Tempel und Paläste, die zerstörten Denkmäler, kurz die Erinnerung an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, erzeugten in ihm das einfache, tiefgefühlte, rührende Gedicht: „Die Kirche zu Puteoli". Die Sicilianen" und „Ritornelle*) enthalten des Zarten und Lieblichen mancherlei und sind auch eine Frucht der italischen Reise. Aus Italien zurückgekehrt hielt sich Rückert in Ebern bei seinen Eltern, in Coburg, Nürnberg 2c. auf. 1826 wurde er als Professor der orientalischen Sprachen und Literatur an die Universität Erlangen berufen. 1840 berief ihn Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin. Dort lebt er seitdem mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes. Den Sommer verbringt er gewöhnlich in Neuseß bei Coburg, wo er seine Gattin gefunden, seinen Liebesfrühling lebte und seinen Liebesfrühling sang.

Rückerts poetischer Genius versuchte sich zuerst in den Gedichten, die er: „Jugendlieder" betitelt. Die vortrefflichen Gedichte: „An die Sterne", „Vor den Thüren", „Die Blumenengel", „Edelstein und Perle", „Süßes Begräbniß", „Neschens Engelgruß", der Sonettenkranz: „Agnes' Todtenfeier" 2c. verkünden schon den großen Lyriker. Seine: „Fünf Märlein zum Einschläfern

*) Die Sicilane ist eine in Sicilien einheimische Form und besteht aus einer 8zeiligen jambischen Strophe. Das Ritornell ist ebenfalls ital. Ursprungs. Es ist eine jambische 3zeilige Strophe, deren erste und dritte Zeile aufeinander reimen. Die mittlere aber ist reimlos. Jede der beiden letzten Zeilen ist 11silbig, die erste kann bloß 2 oder 3 Versfüße haben und ist nicht an das jambische Maß gebunden. Häufig enthält sie den Namen einer Blume, an welche sich dann ein passender Gedanke anknüpft. Das Ritornell ist fürs italische Volkslied eine äußerst beliebte Form.

für mein Schwesterlein“ (1813), worunter: „Vom Bäumlein das andere Blätter hat gewollt“, „Vom Bäumlein das spaziren ging“, „Der Spielmann“ ꝛc. sind längst Gemeingut des deutschen Volkes und die Freude der Kinderwelt geworden. Durch ihre köstliche Naivität gehören sie zum Besten, was die deutsche Poesie in dieser Dichtungsart für Kinder aufzuweisen hat. Später dichtete er unter andern die wundervollen Gedichte: „Kinderlied von den grünen Sommervögelein“ und: „Des fremden Kindes heiliger Christ“ (eine schöne Legende, worin die Kinder unter den unmittelbaren Schutz des Himmels, des Heilandes selbst gestellt sind, der mit Liebe auf die verlassenen Waisen herniederschaut) die beide nebst vielen andern im Munde der Kinder fortleben. — Aus dem beschränkten Jugend- und Heimatkreise wurde Rückert herausgedrängt in jenen großen Tagen der glorreichen Erhebung unseres Volkes, das in trunkner Begeistrung Arndt's, Schenkendorfs und Körner's Kriegs- und Vaterlandslieder nachsang. Rückert, dem persönliche Theilnahme am deutschen Unabhängigkeitskriege versagt war, schloß sich rühmlich an die patriotischen Romantiker an und nahm wenigstens in Geist und Lied Theil an dem riesigen Aufschwung der deutschen Nation. Er hat das Sonett, dieses fremde, südliche Kind, so reichlich, eifrig und meisterhaft gepflegt, wie vor ihm kein dentscher Dichter; er hat es mit dem Harnisch des deutschen Zornes umkleidet und waffenklirrend mit seinen Genossen in „rauschenden Geschwadern“ aufgestellt. Die „deutschen Gedichte“ von Freimund Raimar, wie er sich damals uannte, enthielten auch die: „Geharnischten Sonette“, welche, wie eherne Denkmäler, historische Zeugen jener großen Zeit sind. An sie schließen sich weitere Zeitgedichte, unter denen vielen der belebende Hauch echter Begeistrung fehlt, viele aber auch voll der klarsten Poesie sind. Das Gedicht: „Das ruft so laut“ ist ein durch Idee und Sprache gewaltiges Lied und steht unsern besten Volksliedern nahe; das elegische: „Die Gräber zu Ottensen“ gedenkt der großen Noth, welche die durch französische Macht aus ihrer Vaterstadt Hamburg Vertriebenen betroffen, ferner der letzten

Tage des greisen, unglücklichen Helden Herzog Ferd. von Braunschweig und endlich des nationalen Sängers Klopstock, an dessen Grabe 10 Jahre voll Tyrannei und ungestümen Wehn in der schrecklichen Zeit der Fremdherrschaft vorübergingen, ohne es zu entweihen. Der herrliche Schluß des Gedichts gibt uns die trostvolle Gewähr, daß die Freiheit ein Saatkorn ist, gesät von Gott, am Tage der Garben zu reifen. In dem Gedicht: „Die drei Gesellen" und in dem ergreifend elegischen Lied: „Die hohle Weide" hat der Dichter das Thema deutscher Einheit, die Vereinigung deutscher Stämme und deutscher Länder zu Einem Volke und zu Einem Lande poetisch durchgeführt und hofft, daß der feste Kern dem nun noch hohlen Stamme, der durch ein tieferes Lebensband zusammen gehalten wird, bald wieder im Innern Halt und Festigkeit verleihen werde. In „des Rheinstroms Gruß" grüßt der vaterländische Strom die aus Frankreich siegreich zurückkehrenden deutschen Völkerscharen und gibt ihnen nebst dem Gruß folgende Kunde an ihre heimatlichen Flüsse mit:

„Deutsche Flüss' in der Gewässer
Noch so stolzer Fläche!
Einzeln seid ihr doch nicht besser,
Als die Wiesenbäche;
Aber, wenn ihr, deutsche Flüsse,
Strömet eure Wassergüsse
In Ein Bett, in Eines,
Das ist groß, ich mein es!"

Mit großem Glück hat Rückert die Sage vom „Barbarossa" im einfachen, wie zum Gesange bestimmten Volksliede bearbeitet. Das Ahnungsvolle, die majestätische Ruhe und der großartige Charakter des Helden sind in sichern und meisterhaften Zügen gezeichnet. Der Kaiser schaut nicht auf die Vergangenheit zurück, sondern denkt an die bessere Zeit, welche eintritt, wenn die alten Unglücksraben, die ihn in das dunkele Bergeshaus im Kyffhäuser gebannt und sein Reich zerstückt haben, nicht mehr krächzend den Berg umfliegen, ein Aar in hehren Lüften schwebt und der Kaiser

ſich wieder die goldne Krone aufs Haupt ſetzt *). Obſchon der Dichter ein Seher iſt, ſo bedarf doch auch er der Zeichen, aus denen er kündet, er bedarf der That, wenn er der Zeit ein Lied ſingen ſoll, der feſten Hoffnung, daß die Welt ſeine Prophezeiung vernehme und er nicht ungehört in die Wüſte rufe. Rückert hatte die Gabe eines politiſchen Sehers. Die „geharniſchten Sonette“ mit ihrem gewaltigen Klang, die „kriegeriſchen Spott- und Ehrenlieder“, wie der „Kranz der Zeit“, enthalten der prophetiſchen Elemente ſehr viele, die man erſt recht erkennen würde, wenn die Entſtehungszeit der einzelen Gedichte genau angegeben wäre. Ueberhaupt wäre es für die Geſchichte der poetiſchen Literatur wie für den geiſtigen Entwickelungsgang der Dichter von Intereſſe, wenn jeder Dichter bei jeder kleineren wie größern Dichtung Tag, Jahr und Ort der Entſtehung bemerkte. Das Gefühl geiſtiger Verwandtſchaft ſowohl, als auch die Studien und namentlich Goethe's ſpäteſte Dichtungsweiſe „Der weſtöſtliche Divan“ führten Rückert in die ſonnige Welt des Orients ein und er bildete die fremden Formen mit einer Meiſterſchaft aus, die der große Goethe nicht erreichen mochte. Das einleitende Gedicht Rückerts zu den „öſtlichen Roſen“ lenkt ſelbſt auf Goethes „weſtöſtlichen Divan“ in den Worten: „Wollt ihr koſten reinen Oſten, müßt ihr gehn von hier zum ſelben Manne, der von Weſten auch den beſten Wein von jeher ſchenkt aus voller Kanne“. In den öſtlichen Roſen werden Frühling, Jugend, Roſen, Wein und Liebe theils in deutſchen Formen, theils in Gaſelenform beſungen.

Erſt in reifern Jahren fühlte Rückert durch eine glückliche Liebe den Odem eines ewigen Liebesfrühlings durch ſeine Seele ziehen, welcher alle die herrlichen Paradieſesblumen entfaltete, die er in dem ſtaunenswerthen, unvergleichlichen „Liebesfrühling“

---

*) Da des Raumes wegen noch manches ausgezeichnet ſchöne Zeitgedicht aus dieſem Buche wegbleiben mußte, ſo mag es wenigſtens genannt ſein und zwar vor allen: „Des Rheinſtroms Gruß“, „Die Straßburger Tanne“, „Die linke Hand“, dann Einiges aus dem Cyclus: „Blücher“, „Deutſchlands Feierkleid“, „Deutſchlands Heldenleib“ ꝛc.

in fünf balsamischduftende, immergrüne Sträuße gewunden hat. Rückerts Liebesfrühling ist epochemachend, ist eine poetische That, denn seit Goethe hat die deutsche Lyrik nichts mehr so Herzliches, anmuthig Lyrisches, so Zartes und Inniges in seelenschöner Liebeseinfalt und sonniger Klarheit gesungen. In fast zahllosen Bildern spiegelt sich des Dichters innerstes Geistes- und Seelenleben, das Leben seines stillen Hauses, wie das Leben großer Völkerfamilien im ungetrübtesten Glanze. Welche Fülle und poetische Kraft mit der stillen, glücklichen Liebe in des Dichters Brust einzog, schildert er selbst in den Strophen:

„Tausend Nachtigallen,
Sind in meiner Brust,
Durcheinander schallen
Hör ich sie mit Lust. —

Tausend Edelsteine
Sprühn in meinem Schacht,
Hell vom bunten Scheine
Flimmt des Herzens Nacht". 2c.

Der Liebesfrühling ist, wie Braun sagt, „die Offenbarung der Liebe, er ist ein Liebesevangelium für kommende Geschlechter. Leben und Dichtung feiern darin die anmuthigste Vereinigung und die lieblichste Harmonie mit der Natur". Die Liebe ist die Blütezeit des Menschenlebens, das Aufjauchzen des jungen Herzens in träumerischer, halbbewußter Seligkeit; der Frühling ist die Blütezeit der Natur. „Von den leisen, unnennbaren Schauern der Sehnsucht an, welche, wie hier die sich verjüngende Brust der Erde, dort die junge Menschenbrust durchziehen, von den ersten stillen Regungen und Gefühlen, die so scheu und schüchtern, so einsam ihre Kelche öffnen, wie Schneeglöckchen, von Blüte zu Blüte, von der schwellenden, heimlichen Knospe, zum reichsten, saftigsten Grün, durch die ganze Entwicklung bis zur höchsten Blütenpracht der Erde, bis zum höchsten Liebesglück der Liebenden, bis zur vollen Hochzeitfeier der Lenzesschöne mit der Erde und zur stillen, seligen Brautnacht der Liebe werden wir hier geleitet." Der Dichter hat sich nicht umsonst vorgenommen, daß es in seinem Herzen Lenz sein soll, denn der klare milde Sonnenschein des Liebesfrühlings ist in lieblichster Milde selbst über Rückerts späteste herbstliche Tage ausgegossen. 1833 widmet er in lieblichster Innigkeit seiner Tochter

die Liebeslieder, die er ihrer Mutter ſang (ſiehe „Nachtrag zum Liebesfrühling“) und zur Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit am 26. Dezember 1846 hat der Greis die beiden folgenden Gedichte gedichtet, die mit ſo anmuthigen und ſeelenvollen Klängen unſer Ohr umſäuſeln und wie die Liebe ſelber in Herz und Seele ſchleichen. Es weht uns daraus ein eben ſo feiner Duft unverwelklicher Dichterblüte entgegen, wie aus den 25 Jahre früher gewundenen, ewig morgenfriſchen, ſüß- und lieblich duftenden 5 Sträußen:

I.

„Dir ſchenk ich, was du mir geſchenkt,
Was ich dir ſchenkte, ſchenk ich wieder:
Mein Herz wird jung, ſo oft es denkt
Die dir geſungnen Jugendlieder.

Wir alterten, ſie blieben jung,
Und werden jung auf ewig bleiben:
Erfreue dich der Huldigung,
Daß ſie von dir, von dir ſich ſchreiben.

Merk auf ihr ſchmeichelndes Getön,
Blick in den Spiegel dieſer Lieder!
Du ſiehſt dich ewig jung und ſchön
Und ſchlägſt beſchämt die Augen nieder.“

II.

„So ſind gegangen dir und mir
Nun fünf und zwanzig Jahr ins Land,
Seit unſer Liebesfrühling hier,
In ſeiner vollen Blüte ſtand.

In ſeiner vollen Blüte ſtand!
Und ſteht er nicht in voller noch?
O ſieh, gereiht an unſrer Hand
Die blühnden Söhn' und Töchter doch!

Wie iſt Natur erfinderiſch,
Nie um Erſatz umſonſt bemüht:
Auf dieſen Wangen blühet friſch,
Was auf den unſern abgeblüht.

Da blühet dir, da blühet mir
Der allerſchönſte Hochzeitskranz;
Gabſt du ihn mir! gab ich ihn dir?
Gott gab uns dieſen Frühlingsglanz.

Ein Frühlingsglanz und Frühlingsduft,
Der unſerm Herbſt und Winter bleibt
Und der noch ſpät auf unſrer Gruft,
So Gott will, neue Blüten treibt.

Die Hoffnung iſt ein Blütentraum,
Der Wunſch ein unzufriednes Kind,
Will pflücken jede Blüt am Baum,
Doch manche Blüt entführt der Wind.

Doch was auch hat ein Wind entführt,
Und was auch hat ein Sturm geraubt,
Des Lebens Kern blieb unberührt,
Der Liebe Kranz iſt unentlaubt.

Biſt du zufrieden wie ich bin,
Und ſchreckt dich nicht mein graues Haar,
So nehmen wir uns immerhin
Auf neue fünfundzwanzig Jahr.

Doch, wenn ich an den letzten Gang
Soll morgen ſchon, ſo denk ich heut,
Daß fünfundzwanzig Jahre lang
Mein Liebesfrühling mich erfreut.

Ich dank es Gott, und dank es dir,
Und leb und ſterb in dieſem Dank,
Daß, was von Lebenswonne hier
Mir ward, an deinem Mund ich trank.

Und jeden Liebesfrühlingsklang
Faſſ' ich zuſammen in den Laut,
Der meinem Innerſten entſprang:
Ich küſſe dich als meine Braut.
Wie ich mit Nachtigallenſang
Dich einſt gegrüßt als Roſenbraut,
Mit dieſem Silberſchwanenklang
Grüß ich dich neu als Silberbraut".

Als Rückert glücklicher Gatte und Vater geworden war, bemühte er ſich vor Allem die Exiſtenz ſeiner Lieben zu ſichern. Ernſt und wehmüthig ſang er im Liebesfrühling: „O ihr Herren, o ihr werthen ꝛc." In der Zeit, als er dem Ruf der Wiſſenſchaft als Profeſſor nach Erlangen gefolgt und die Muſe vor der Stadt der Muſen ſich ſcheuend, zurückgeblieben war, da bangte ihm, die Poeſie möchte von ihm weichen. Und wirklich:

„Aufgehangen war die Harfe,
Unbelohnt für treue Pflicht,
Im gelehrten Hausbedarfe
Dacht' ich ihrer weiter nicht".

Zwei Jahre ſpäter aber, als der Herbſtwind durch die Wälder rauſchte und des Sommers Blätterkranz zur Erde warf, da vernahm er die Muſe wieder, die hervortrat mit Himmelsglanz und göttlicher Geberde und herrlich ſang er:

„Willkommen und willkommen mir,
Willkommen neu aufs Neue;
Nun laß ich fürder nicht von dir
Und du, du ſchwörſt mir Treue!
Mir Treue bis mein Auge bricht,
Wo du zum Himmel ſteigeſt
Und dich vor Gottes Angeſicht
Mit meinen Liedern neigeſt".

Die Muſe blieb ihm treu, ſie reist mit ihm durchs Leben und erhält dem Dichter die Jugend, der ohne ſie ergreiſet und ver-

waiſet. Er ſagt ſelbſt: noch immer „melodiſch klingt die durchgeſpielte Leier".

Haben wir nun geſehen wie Rückert zu „zürnen" und zu „lieben" vermag, ſo gilt es jetzt nachzuweiſen, daß die Natur vernehmlich zu ihm redet, was wir ihm doch glauben würden, wenn er es auch nicht ſelbſt geſagt hätte, denn faſt jedes Gedicht zeugt davon, durch welches er die Natur ſo herrlich und wahr in unſer Herz und Gemüth ſprechen läßt. Er hat den Schlüſſel der Natur, um ihre ewigen Schatzkammern aufzuthun. Die Natur iſt ihm jedoch nicht das Höchſte; ſie iſt ihm nur ein Kleid der Gottheit, deren Glieder wir ſind, ein trüber Spiegel, worin ſich die göttliche Liebe kund gibt, die von unergründlicher Tiefe iſt, wie Gott ſelber; denn: „Gott iſt die Liebe!" (Siehe: „Der Himmel".) Die Liebe iſt aller Räthſel Löſungswort; ſie iſt das Höchſte, ruft das Leben ins Daſein, iſt der Athem der Schöpfung und die ganze Welt jauchzt von ihr erfüllt uns beſeligend entgegen; denn:

„Die Liebe iſt der Dichtung Stern,
Die Liebe iſt des Lebens Kern.
Und wer die Lieb hat ausgeſungen,
Der hat die Ewigkeit errungen".

So ſingt der Dichter in dem hymnenartigen „Frühlingslied", ein wundervoll reizendes Gedicht, in dem ſich Rückerts eigenſtes Weſen in höchſter Begeiſtrung ſpiegelt und in dem er eine Fülle der Phantaſie und einen Glanz der Sprache entfaltet, ſo daß kein ähnliches Gedicht in ſolch glänzendes Gewand gehüllt iſt. Nirgends iſt der helle Friede, der ſüße Schlummer und die heilige Stille der Schöpfung ſchöner ausgeſprochen worden, als im „Abendlied". Das ſchöne Lied: „Die ſterbende Blume", enthält vor vielen andern die religiöſe Weltanſchauung Rückerts, wie ſie in vielen ſeiner Gedichten (namentlich in den Gaſelen) vorherrſcht. Es iſt das Gefühl des Unendlich-Einen, die Göttlichkeit des Alls, die Religion des freien Gemüths, das die verſöhnende

und beseligende Allgegenwart Gottes empfindet. Nur das Ganze, Geist und Natur, die sich im Liebesbunde einen, der das Göttliche selbst ist, ist ewig und das Einzele vergeht mit seinen kurzen Freuden und Leiden (wie das in dem Schicksal der Blume so tief aufgefaßt ist), um in der Fortdauer des Ganzen ewig Eins mit dem Unendlichen zu sein. Mit seltenster Meisterschaft weiß Rückert selbst das Leblose zu beseelen durch die Liebe, ohne welche die Welt im Dunkeln geblieben wäre, wie er in der wunderschönen Terzinendichtung *): „Edelstein und Perle" sagt, worin sich beim Kerzenlichte in der Geliebten Zimmer der Edelstein und die Perle ihren Ursprung und ihr Schicksal erzählen, wobei sie vom Dichter belauscht werden und, nachdem sie sich lange über Vorzüge gestritten, sich endlich versöhnen und der Lieb ein lautes Loblied singen. Hierauf singt die Liebe selbst ein Lied, die durch ihren lauen Odem den blitzenden Edelstein im Schachte und die Perle in der Meerestiefe ins Leben rief und nun auch der Kerzenflamme befiehlt der Liebe Preis zu verkünden. Mit Recht hat man Edelstein und Perle zu dem schönsten Schmucke gezählt, der nun in der Dichterkrone auf ergreifenden Locken glänzt. Die „angereihten Perlen" gleichen krystallhellen Thautropfen auf duftenden Rosen. Natur und Liebe bilden den sichtbaren und unsichtbaren Faden, der die Perlen einer reinen Lebensweisheit, eines tiefen Gemüths und hoher Gedanken aneinander gereiht hält.

In späteren Jahren machte die Frische der Bilder und die poetische Blumenfülle oft einer ernsten Betrachtung, einer beschaulichen Einfachheit, der Vorliebe zum Verständigen und Lehrhaften Platz, dem wir namentlich in dem indischen Lehrgedicht: „Die Weis-

*) Die Terzine ist eine dem Italischen nachgebildete epische Form. Sie besteht (wie der Name schon sagt) aus 3 jambischen Zeilen, die meist 5 und einen halben Versfuß haben. Ihre Reime sind meist weiblich. Die dritte und erste Zeile reimen mit der Mittelzeile der vorhergehenden Strophe. Jeder Reim kommt also 3mal vor und alle Strophen sind durch diese Reimverschlingung mit einander verbunden. In der ersten Strophe sind nur zwei Reime, weil ihr keine andere vorausgeht; die letzte Strophe ist keine Terzine, sondern ein Quartett, weil man der Harmonie wegen die Mittelzeile nicht wollte reimlos lassen.

heit des Bramahnen" begegnen, das aus gnomenartigen Sprüchen, gleichsam philosophischen Epigrammen besteht und sich, den höchsten Interessen des Menschen zuwendend, über Gott und Welt, Geist und Natur, praktische Weisheit und goldene Lebensregeln ꝛc. ausspricht. Obgleich viel Milde und Klarheit, Weisheit und Liebe sich in diesem fast tagebuchartigen Gedicht spiegelt, so enthält es doch auch viele triviale Sprachwendungen, viel leeres Wortgeklapper und breite trockene Stellen; denn der Brahman spricht „bald was ihm klar ward, bald um sichs klar zu machen".

Wenn Rückert in dem christlichen, vorzugsweise religiösen Liede gerade keinen hohen Beruf für das protestantische Kirchenlied offenbart, weil die Einfachheit und Innigkeit meist fehlt, so hat doch das „Adventslied: „Dein König kommt in niedern Hüllen" einen unsterblichen Werth und übertrifft das berühmter gewordene: „Bethlehem und Golgatha", dem bei seinen einzelen Schönheiten größere Kürze, weniger Gepränge und erhabenere Einfachheit zu wünschen wäre.

Außer der lyrischen, didaktischen und epischen Poesie hat Rückert das Drama gepflegt, wobei er vergessen, daß seine Sendung entschieden der Lyrik gilt. Seine Dramen bezeichnen nur die Bahn, die der große Lyriker wandelt. „Saul und David", und „Herodes der Große" sind schön „geversete und gereimte" lyrisch-epische Bibelversionen, denen ebenso wie „Kaiser Heinrich IV." und das andere „Geschichtsdrama „Christofero Columbo" die psychologische und historische Begründung und die innere organische Gliederung, wie die dramatische Handlung fehlt. Rückert hat so Vieles geschrieben, daß es hier unmöglich ist, ihm auf allen Pfaden literarischer Thätigkeit zu folgen. Mit großer Vorliebe hat er ein Dutzend (und namentlich orientalische) Sprachen angebaut und poetische Blüten und Früchte davon gezogen, so daß er wohl sagen kann: „mir lebt jede Sprache, die Menschen schrieben", und:

„Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur,

Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh sie verwildert auf der wilden Flur".

Rückert besitzt eine außerordentliche Meisterschaft in der Kunst arabische, persische, indische nnd chinesische Dichtungen uns Deutschen zugänglich zu machen und zu nationalisiren. Um die zerstreuten Glieder der Menschheit ans europäische Herz zu versammeln und ein neues Paradies zu gründen, deutet er seinem Volke fremdes Leben, und „wohin er seine Wünschelruthe trägt, da fördert er gediegenes Gold zu Tage" und fühlt sich durch die ihn begrüßenden Dichterstimmen zum poetischen Wettkampf herausgefordert. Er ist in allen Zonen zu Haus und lauscht der poetischen Stimme aller Völker. „Schi-king", das liebliche Liederbuch der Chinesen, „Nal und Damajanti", eine Episode aus dem hindostanischen Heldengedichte „Mahabharata", die Rückert in eine deutschnationale Dichtung umgeschaffen hat, ferner „Rostem und Suhrab", eine persische Heldengeschichte, die sowohl durch schöne Darstellung, als auch durch Heroismus und liebliche Naivität anzieht und entzückt, „die Verwandlungen des Abu Seid" oder die „Makamen des Hariri" aus dem Arabischen, die durch ungemeine Sprachgefügigkeit sich auszeichnen: diese und noch manches Andere hat Rückert auf deutschen Boden verpflanzt und dadurch gezeigt, daß er Alles, was ihm bei seinen Forschungen begegnet, mit wunderbarer Treue wieder zu geben vermag. Eine solche lyrische Vielseitigkeit wie Rückert hat kein Dichter in keiner Nation bis jetzt gezeigt. Rückert ist ein Crösus von Poesie; ein ganzes Meer poetischer Gedanken wogt und wallt in seiner tiefen Dichterbrust und wirft mit größter Freigebigkeit seine kostbaren Schätze von allen Formen und in allen Stoffen fast überreich den Menschen zu, ohne sich zu erschöpfen; denn

„Je mehr die Liebe gibt, je mehr empfängt sie wieder;
Darum versiegen nie des echten Dichters Lieder".

Alles, was ihm Leben und Studium bringen, verwandelt er in ein Gedicht, und, weil er kaum anders denkt als in Versen, so ist ihm das Leben selbst zum ununterbrochenen Gedicht geworden:

„Was mir nicht geſungen iſt, iſt mir nicht gelebet", oder:
„Mehr als Blumen im Gefilde ſproſſen Lieder täglich unter meiner Feder;"

oder: „Die Leier immer hängt geſtimmt in meiner Klauſe
Und wartet welch ein Sturm durch ihre Saiten brauſe.

Bald iſts des Himmels Sturm, der die Akkorde greift,
Und bald des Dichters Geiſt, der ſie im Fluge ſtreift.

Wenn du o Sturm der Nacht aufſpieleſt hör ich zu;
Und biſt du müd und ich will ſpielen, höre du!

Geheimniſſe der Nacht haſt du mir vorgeſungen,
Nun hör ein Lied aus Menſchenbuſendämmerungen!"

Sehr treffend bemerkt der echtdeutſche Sänger und Meiſter nationalklaſſiſcher Lyrik weiter:

„Ein denkendes Gefühl, ein innerlicher Sang,
Iſt Alles was ich bin, was mir zu ſein gelang.
Und ſo was an mir iſt, ſend ich zum Gruß dir nieder,
Das Echo meiner Bruſt, den Spiegel meiner Lieder".

Rückert iſt ſonach ein Dichter, der das Prieſterkleid nie ablegt, während andere, und deßhalb nicht minder große Dichter, wie Uhland, nur „bei außerordentlichen Fällen im vollen Schmuck ins Allerheiligſte treten" und der gebietenden Stunde gehorchen, in welcher der Gott ſie anrührt. Rückert ſchafft im Bewußtſein ſeiner Dichterkraft, er gebietet ſelbſt über die Stunde der Stimmung und ſein Leben iſt ein ewiger Frühling, ein ewiger Sonn- und Feſttag. — Obgleich Rückert auch viele Gedichte von höchſtem muſikaliſchen Wohllaut geſchaffen hat und Platen, dem „poetiſchen Architekten" gegenüber, auch der „poetiſche Tonkünſtler" genannt wird, ſo ſind doch im Allgemeinen weniger der Sänger und Muſiker, als der Sprachbaukünſtler, die formelle plaſtiſche Bildungsluſt, bei ihm thätig. Er hat nicht bloß den Kreis der poetiſchen Welt erweitert, ſondern auch die Sprache der Dichtung und ſie mit dem ihm geiſtes-

und heimatverwandten Platen zur höchsten Vollkommenheit zu bringen gewußt. So wenig ein trefflich gemaltes Bild die Echtheit und Reinheit der Farben, eine kunstgerecht gemeißelte Statue den edeln Gehalt des Stoffs entbehren kann; so wenig kann ein schönes, in sich vollendetes Gedicht der meisterhaften Form entbehren. Wie sehr Rückert auf die Form sieht, davon zeugen nicht nur seine Gedichte, sondern auch ein eigner darauf bezüglicher Ausspruch:

„Maß und Maß nur macht den Dichter;
Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt. —
Gebet ihr aus euern Schachten
Edelsteine mir und Gold,
Wenn ihrs roh mir geben wollt,
Werd ichs nur als Stoff betrachten.
Gebts in Form, so werd ichs achten;
Denn das muß ich gelten lassen,
Was ich nicht kann besser fassen".

Rückerts Sprachvirtuosität überwindet selbst die allergrößten formellen Schwierigkeiten, davon zeugt unter Vielem namentlich das Gedicht „die Klanggeister":

„Heute kamen die Klanggeister
Meiner persischen Sangmeister,
Die mich hatten geflohn lange,
Wie vorm ernsteren Ton bange,
Oder nur mich besucht hatten,
Aehnlich streifenden Fluchtschatten
Ueber sommernden Fruchtmatten" 2c.

Der Dichter weiß die Blumen seiner Poesie in jedem Boden, jedem Klima und in jeder Jahreszeit zu pflegen und zu freudigem Wachsthum zu entfalten. „Zweig sproßt aus Zweig, Blüte dringt aus Blüte und der Trieb will kein Ende nehmen". Mag sich auch der Blütenbaum seiner Poesie noch so sehr ausbreiten, so ruht doch seine mit Blüten und goldnen Früchten reichgeschmückte Krone

auf dem Stamme der Dichterperſönlichkeit, deren Gemüth und Empfindung innern Kern und Halt verleihen. Das Gefühl iſt der Keim faſt aller Rückert'ſchen Dichtung, häufig aber ergreift die Phantaſie oder auch der reinſpeculative Gedanke den Faden, um ihn weiter zu ſpinnen und wird dann gewöhnlich des Urſprungs Meiſter, der oft ganz darüber verloren geht. Rückert iſt keinem als ſich ſelbſt gleich; denn als er ſich mit dem Größten verglich, war er kleiner, und mit dem Kleinern, da war er größer. Ohne ſeiner Selbſtſtändigkeit den geringſten Eintrag zu thun, wandelt er nicht ſelten auf Goethe's Wegen lyriſcher Klaſſik. Er nennt den genialen Meiſter nie ohne Ehrfurcht und erkennt nur ihn als ſeinen Leitſtern an:

„Keinem Meiſter ahmt' ich nach,
Wenn er auch der größte wäre;
Seinen Lauf hat jeder Bach,
Jeder Strom hat ſeine Sphäre,
Aber Einen muß ich nennen,
Ihn als Leitſtern anerkennen!

Goethe! Wie auf eigner Bahn
Ich durchs Meer mich umgetrieben,
Immer iſt als Tramontan *)
Er im Auge mir geblieben;
Und wenn er ſoll untergehn,
Wird er mir im Herzen ſtehn.

Wenn wir bisher die hohen Vorzüge unſeres Univerſallyrikers geſchildert haben, der in der Weltpoeſie die Weltverſöhnung findet und dem die Liebe das Saitenſpiel in der Bruſt ſo unendlich reich- und zartbeſaitet; ſo dürfen wir doch auch bei den Schwächen ſeiner Poeſie Auge und Ohr nicht verſchließen und müſſen zunächſt ſeine eignen Worte als Richterſpruch ſetzen:

*) Als Nordſtern (Polarſtern) zum Richtpunkt.

„Die Flut der Poesie wirft an den Strand
Viel bunte Steinchen, Kies und Sand,
Darunter echte Perlen liegen".

Trotz aller Virtuosität, mit der er seine Leier spielt, erklingen viele Töne wie von einem Instrumente, das erst gestimmt wird. Neben der duft- und farbenreichen Blume ist auch manche abgeblaßte und duftlose, sowie manches rankende, wuchernde blütenlose Kraut; neben den echten, wasserhellen Perlen und den kostbaren echten Edelsteinen liegen künstlich nachgemachte von mattem Glanz und ohne Feuer; neben gediegenem Gold sind bleiern prosaische Stoffe durch Reimvirtuosität dürftig vergoldet; neben Gedankenhoheit und Sprachklassik finden sich Gedankendürre und Hohlheit, müssige Spielerei, bunter Flitter, Sprachkunststückchen und gesuchte Phrasen und neben der Wärme des Gefühls die Kälte des Verstandes, neben höchster Poesie die baarste Prosa ꝛc. Selbst der unvergleichliche Liebesfrühling ist nicht ganz frei von derlei Mängeln, z. B. das: „Auf den Promenaden" ꝛc., wo er unter andern auch sagt:

„Spukt das neuste Stadtgeschwätz
Noch in euerm Hirn?
Oder Frankreichs Wahlgesetz,
Kraust es euch die Stirn?

Nagt am Conversations-
Lexikon ihr noch?
Bin ich dieses Lexikons
Kein Artikel doch!"

Um jedoch nicht mit einer grellen Dissonanz zu schließen, lassen wir eine den Dichter wie den Kritiker ehrende Stelle von Hillebrand folgen: „Im Allgemeinen zu sprechen hat Rückert im Reiche der Lyrik schönste Melodien gesungen, welche fortleben werden, so lange es Menschen gibt, sie zu empfinden. Auf seiner Leier tönen die Gedanken und Weisheitssprüche wunderbar leicht und frei zusammen, mit den zartesten, innigsten Gefühlen verschlingen

ſich Luſt und Schmerz, Zweifel und Vertrauen, Glaube und Hoffnung, Naturempfindungen und Geiſtestriebe zu einem ſchönen Akkord ineinander. Niemand hat nächſt Goethe die Betrachtung ungezwungener in den Mittelpunkt des Geſanges hingeſtellt, Niemand den Gedanken ſinnreicher mit der Anſchauung, die Idee freundlicher mit dem Bilde vermählt, die Natur reiner und gefälliger in das Menſchenleben eingeführt als er, und das idylliſche Heimweh hat ſich kaum ſonſtwo ſo mildlächelnd um die große weite Welt gelegt als in ſeinen Liedern".

Glücklicher Weiſe hat Rückert falſch prophezeit, als er glaubte Grund genug zu haben mit der Kritik und dem deutſchen Volke unzufrieden zu ſein und in bitterm Unmuth, ſich über Verkennung beſchwerend, die Verſe ſchrieb:

„Einſt wenn Seel und Leib ſich trennen,
Sieht mein Auge noch und bricht,
Daß mein Volk es wird erkennen
Wen es hat und wußt' es nicht!"

Die Blume blüht, unbeſorgt ob der Menſch ihr dafür dankt oder nicht, und wenn ſie auch nicht geſehen wird: ſo hat ſie doch geblüht, zur Verſchönerung des Ganzen beigetragen und war ihres Daſeins froh auch ohne Ruhm. So ſei es auch mit dem Menſchen. Der Reichthum, der aus dem Innern quillt, die innere Seligkeit und der himmliſche Friede in der Bruſt müſſen ihn glücklich machen, unbekümmert, ob ihn Jemand kennt und rühmt. Wir können daher nicht beſſer, als mit Rückert's eignen ſchönen Worten, deſſen Charakteriſtik ſchließen:

„Möge Jeder ſtill beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
Schmückt ſie auch den Garten".

Schriften: Deutſche Gedichte (darin die geharniſchten Sonette). Heidelb. 1814. — Kranz der Zeit. Stuttg. 1817. — Oeſtliche Roſen. Leipz. 1822. — Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri. III. Auflage. Stuttgart 1844. — Nal und Damajanti, eine indiſche Geſchichte. III. Auflage.

Frankfurt 1845. — Schi-King, chineſiſches Liederbuch, geſammelt von Confucius, dem Deutſchen angeeignet. Altona 1833. — Geſammelte Gedichte. 6 Bde. Erlangen 1834—1838. 3 Bde. Frankf. 1843. Auswahl, 2 Bde. Frankf. 1846. Auswahl (in 1 Bd.) Neue Auflage. Frankfurt 1847. — Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenlande. 2 Bde. Berlin 1837. — Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchſtücken. 6 Bde. Leipzig 1836—39. Neue Ausgabe in 1 Bd. Daſ. 1843. — Sieben Bücher morgenländiſcher Sagen und Geſchichten. 2 Bde. Stuttgart 1837. — Roſtem und Suhrab, eine Heldengeſchichte in 12 Büchern. Erlangen 1838. — Leben Jeſu, Evangelienharmonie in gebundner Rede. Stuttgart 1839. — Saul und David, ein Drama der heiligen Geſchichte. Erlangen 1843. — Amarikais, der Dichter und König; ſein Leben dargeſtellt in ſeinen Liedern, aus dem Arabiſchen übertragen. Stuttgart 1843. — Herodes der Große. 2 Bde. Stuttgart 1844. — Kaiſer Heinrich IV. 2 Bde. Frankfurt 1845 — Chriſtofero Colombo. Geſchichtsdrama. 2 Bde. Daſelbſt 1845. — Hamaſa, oder die älteſten arabiſchen Volkslieder geſammelt von Abu Temmâm, überſetzt und erläutert. II. Thle. Stuttg. 1846. — Ueber Rückert: Uhland und Rückert. Ein kritiſcher Verſuch von Guſtav Pfizer. Stuttgart und Tübingen 1837. — Friedrich Rückert als Lyriker. Von J. E. Braun. (Supplement zu Rückert's Gedichten.) Siegen und Wiesb. 1844.

214. Geharniſchte Sonette.

I.

Ihr Deutſchen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe ſich ins Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?

Was habt ihr denn noch großes Allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zuſammenſchließet?
Seit ihr den Kaiſerſcepter brechen ließet,
Und euer Reich zerſpalten, habt ihr keines.

Nur noch ein einziges Band iſt euch geblieben,
Das iſt die Sprache, die ihr ſonſt verachtet;
Jetzt müßt ihr ſie als euer Einziges lieben.

Sie iſt noch eur, ihr ſelber ſeid verpachtet,
Sie haltet feſt, wenn Alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verſchmachtet!

II.

Was ſchmiedſt du Schmied? „Wir ſchmieden Ketten, Ketten!“
Ach, in die Ketten ſeid ihr ſelbſt geſchlagen.
Was pflügſt du Baur? „Das Feld ſoll Früchte tragen!“
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielſt du Schütze? „Tod dem Hirſch, dem fetten“.
Gleich Hirſch und Reh wird man euch ſelber jagen.
Was ſtrickſt du Fiſcher? „Netz dem Fiſch, dem zagen“.
Aus euerm Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegeſt du ſchlafloſe Mutter? „Knaben“.
Ja, daß ſie wachſen, und dem Vaterlande,
Im Dienſt des Feindes, Wunden ſchlagen ſollen.

Was ſchreibeſt Dichter du? „In Glutbuchſtaben
Einſchreib ich mein' und meines Volkes Schande,
Das ſeine Freiheit nicht darf denken wollen“.

III.

Sprengt eure Pforten auf, ihr Kaukaſuſſe,
Und ſpeiet Waffen! brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaſtröme, macht aus Felſen Schwämme,
Braust über Deutſchland hin im Siegsguſſe! —

Was will auf deinen Feldern denn der Ruſſe,
Deutſchland? Dir beiſtehn! Haſt du keine Stämme
Im eignen Wald mehr, dich zu ſtützen, Memme,
Daß du nicht ſtehn kannſt, als auf fremdem Fuße?

Du, die du liegſt am Boden ausgeſtrecket,
Du ſtehſt nicht auf in kräftger Selbſtaufraffung,
Ein fremder Retter hat dich aufgeſchrecket.

Wird er durch ſeines nordſchen Armes Straffung
Dein Siechthum kräftgen oder angeſtecket
Auch ſelbſt von dir heimtragen die Erſchlaffung?

IV.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und ſie gedachten nicht zu ſtehen;
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Der ich ließ über den erſtaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen;
Kann ich nicht auch ſie laſſen auferſtehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

Der ich das Rieſenhaupt der Philiſtäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben; —

Je höhr ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken ſo ſie ſchleudern,
Daß fällt, was ſoll, und ihr ſollt Friede haben".

V.

14 Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich euch bringe,
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
So wie ihr gabt vom Buſen eure Knaben

Dem Vaterland! In Erzſchrift ſei gegraben
Eur Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, den eurer Männer blutge Klinge
Erfechten wird, ſollt ihr die Hälfte haben.

Denn, wenn ſie ſelbſt, im Sturm des Feindes, Wunden,
Erbeuteten, ſo habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen ſie verbunden;

Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu ſteigt durch ſie, ſo ſolls die Welt erkunden,
Daß ihn zu ſchmücken ihr gabt eur Geſchmeide!

VI.

Nicht mehr das Gold und Silber will ich preiſen;
Das Gold und Silber ſank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernſten Vaterlande
Statt Golds und Silbers ward erhöht das Eiſen.

Wer Kraft im Arme hat, geh, ſie zu beweiſen,
Ein Eiſenſchwert zu ſchwingen ohne Schande,
Es heimzutragen mit zerhaunem Rande,
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eiſen.

Ihr goldnen, ſilbern Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem ſtärkeren Metall in Splitter,
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle;

Nur ihr, zukünftge neue Eiſenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eiſenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt ſucht, ſtatt Flitter.

VII.

Wir ſchlingen unſre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick und ſchwören,
Ihr Alle, die ihr lebet, ſollt es hören,
Und wenn ihr wollt, ſo hört auch ihrs, ihr Todten.

Wir ſchwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, deß Mark wir tragen in den Röhren;
Und dieſe Schwerter, die wir hier empören,
Nicht ehr zu ſenken, als vom Feind zerſchroten.

Wir ſchwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach ſeinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen ſoll nach ſeinem Lohne,

Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmerſatte,
Ihn ſelbſt entläßt mit einer blutgen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn beſtatte!

VIII.

Es steigt ein Geist umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male,

Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war Niemand wach geblieben,
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut und will mir Rach erstreiten?
Ich sehe Helden, daß michs will gemahnen,
Als säh ich meinen alten Ziethen reiten.

Auf meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein, als eure Ahnen."

IX.

Tritt auf, Gigant, mein Lied und schlage Saiten,
Daß Deutschlands Busen jauchzend wiederklinge,
Denn es sind ausgeführet worden Dinge,
Dergleichen niemals sahen Ort noch Zeiten.

Europas Weltleib hat aus allen Weiten
Geschwellt die Adern, daß ihr Blutstrom springe
In Deutschlands großes Herz, und es durchdringe
Mit neuem Leben aus des Todes Streiten.

Spiel auf, o Herz, in hellen Melodieen
Der Rettung Dank, daß du bist neugeboren
Durch Tausend, Tausend, die ihr Blut dir liehen.

Ruf, daß du lebst, laut in des Himmels Ohren,
Und bleich vor deinem Antlitz müsse fliehen
Der Fürst des Tods, in Corsika geboren.

215. Das ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab ich rasch mich dargestellt,
Alles Andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar danach nicht umgeschaut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach;
Vater, Mutter, schweiget still,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich höre nur Einen Laut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich sonsten bei ihr saß,
Steht die Braut und ruft in Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!“
Kann nicht hören, süße Braut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder: „Gute Nacht!“
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Doch mein Ohr ist zugebaut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft;
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

---

216. Die Gräber zu Ottensen.

Erstes Grab.

Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft:
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werdens rufen zum Himmel,
Wenn die Trommet' einst ruft.

„Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüthrich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen:
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Koſt und Kleider,
Wir zwanzigtauſend an Zahl?
Die andern ſchleppten ſich weiter:
Wir blieben hier zumal.

Die Andern nahmen die Britten,
Und Andre die Dänen auf:
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hieher unſern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen:
Erſchöpft war unſere Kraft;
Froſt, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheuerer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr:
Es zieht ſich über den Gräuel
Ein dünner Raſen her.

Der deckt nun unſre Blöße,
Ein Obdach er uns gab:
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab".

Zweites Grab.

Zu Ottenſen an der Mauer
Der Kirch iſt noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geſchrieben iſt der Namen
Nicht auf den Leichenſtein:
Doch er ſammt ſeinem Samen
Wird nie vergeſſen ſein.

1 Von Braunſchweig iſts der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerſchmettert,
Der ihn bei Jena ſchlug.

Nicht, wo er war geboren,
Hat dürfen ſterben er:
Von ſeines Braunſchweigs Thoren
Kam irrend er hieher;

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh es konnte ſterben,
Erſt allen Schmerz empfand;

Das erſt noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh es ſich durfte ſenken
Beſchwichtigt in den Tod.

Jetzt hat ſichs hier geſenket:
Doch hebt ſichs, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da ſieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutſcher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

Da ſieht es der Zwölfhundert
Grabſtätte ſich ſo nah
Und ruft wohl aus verwundert:
„Ein Feldherr ward ich ja!

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtſchaft uns umgab,
Ein leiſer Freiheitsodem
Geweht von dieſem Grab.

Wohl iſt, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder ſchwang,
O Klopſtock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

Und wenn ein ſinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beſchaut, tret er nach aller
Beſchaun an dies zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Buſen hat geſchwellt,
So iſt, als zum Verſöhnen,
Dies Grab hieher geſtellt.

Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft
Verſchwinden vorm beſchriebnen
Stein unterm Lindenduft,

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers ſteht:
„Saat, von Gott geſät,
Dem Tag der Garben zu reifen".

---

217. Allgemeines Grablied.

Saat, von Gott geſät, zu reifen
Auf der Garben großen Tag!
Wie viel Sicheln ſind zu ſchleifen
Für ſo reichen Erntertrag,
Als in allen deutſchen Gauen
Hat der Tod geſät mit Grauen.

Saat ſie All, und Alle Garben
Werden ſie dereinſtmal ſein:
Alle, die im Kampfe ſtarben,
Ruh in Frieden ihr Gebein,
All die große Volksgemeinde,
Und mit Freunden ſelbſt die Feinde!

Wenn des Lebens Stürme brauſen,
Feinden ſich die Menſchen an,
Können nicht zuſammen hauſen,
Friedlich gehn auf Einer Bahn:
Wenn des Odems Hauch entwichen,
Iſt der Hader ausgeglichen.

Die einander mußten morden,
Von des Lebens Drang verwirrt,
Ruhn in ſtiller Eintracht Orden
In den Gräbern ungeirrt;
Einſt vor Gottes Richterſchranken
Werden ſie ſich auch nicht zanken.

Blumen, nicht die blutigrothen,
Werden nur der Gruft entblühn,
Sondern Lieb- und Friedensboten,
Weiß und Blau und ſtilles Grün;
Wenn dazwiſchen Lüfte ſtöhnen,
Wirds nicht wie ein Kriegslied tönen.

---

218. Die drei Geſellen.

Es waren drei Geſellen,
Die ſtritten widern Feind,
Und thaten ſtets ſich ſtellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oeſterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,

Davon ſein Land mit gleicher
Gewalt ein Jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oeſtreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutſchland war er nur.

Und als die Drei einſt wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätſchenſaat der Feind.
Da fielen alle Dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
„Hoch lebe Oeſterreich!“
Der Andre, ſich entfärbend,
Rief: „Preußen lebe hoch!“
Der Dritte, ruhig ſterbend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: „Deutſchland ſoll leben!“
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie ſanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich Beide nach ihm ihn,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten ſich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: „Deutſchland hoch!“
Und Beide mit dem Dritten
Riefens, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,

Mit einem Palmenſtengel,
Und liegen ſah die Drei.
Er ſah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie ſie im Todesbunde
Gerufen: „Deutſchland hoch!“
Da ſchlug er ſeine Flügel
Um alle Drei zugleich,
Und trug zum höchſten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

---

219. Barbaroſſa.

Der alte Barbaroſſe,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterirdſchen Schloſſe
Hält er bezaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einſt wiederkommen
Mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern,
Darauf der Kaiſer ſitzt;
Der Tiſch iſt marmelſteinern,
Worauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht von Flachſe,
Er iſt von Feuersglut,
Iſt durch den Tiſch gewachſen,
Worauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und ſieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen
Bezaubert hundert Jahr“.

220. Die hohle Weide.

Der Morgenthau verſtreut im Thale
Sein blitzendes Geſchmeide;
Da richtet ſich im erſten Strahle
Empor am Bach die Weide.

Im Nachtthau ließ ſie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frühroth wieder.

Die Weide hat ſeit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Iſt immer wieder ausgeſchlagen,
So oft man ſie geſtutzet.

Es hat ſich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat ſich wieder
Mit eigner Bork umrüſtet.

Sie weichen auseinander immer,
Und wer ſie ſieht, der ſchwöret,
Es haben dieſe Stämme nimmer
Zu einem Stamm gehöret.

Doch wie die Lüfte drüber rauſchen,
So neigen mit Geflüſter
Die Zweig' einander zu, und tauſchen
Noch Grüße wie Geſchwiſter;

Und wölben überm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermiſſeſt,
Da jeden Frühling auszuſchlagen
Du dennoch nie vergiſſeſt?

Du gleicheſt meinem Vaterlande,
Dem tief in ſich geſpaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zuſammen doch gehaltnen.

---

221. Liebesfrühling.

I.

Ich hab in mich geſogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er, der Welt entflogen,
Hier in der Bruſt mir blieb.

Hier ſind die blauen Lüfte,
Hier ſind die grünen Aun,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blühnde Roſenzaun.

Und hier am Buſen lehnet
Mit ſüßem Liebesach
Die Liebſte, die ſich ſehnet
Den Frühlingswonnen nach.

Sie lehnt ſich an zu lauſchen,
Und hört in ſtiller Luſt
Die Frühlingsſtröme rauſchen
In ihres Dichters Bruſt.

Da quellen auf die Lieder
Und ſtrömen über ſie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

Und wie ſie, davon trunken,
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt, ein Frühlingstraum.

II.

Ich ſehe, wie in einem Spiegel,
In der Geliebten Auge mich;
Gelöst vor mir iſt jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.

Durch deinen Blick iſt mir durchſichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Was in mir wirklich und was nichtig,
Iſt vor mir ewig aufgehellt.

So wie durch meinen Buſen gehet
Hier deines Herzens ſtiller Schlag,
So fühl ich, was die Schöpfung drehet
Vom erſten bis zum jüngſten Tag.

Die Welten drehn ſich all um Liebe,
Lieb iſt ihr Leben, Lieb ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebesluſt und Liebesnoth.

Der Schöpfung Seel iſt ewger Frieden,
Ihr Lebensgeiſt ein ſteter Krieg.
Und ſo iſt Friede mir beſchieden,
Sieg über Tod und Leben, Sieg.

Ich ſpreche ſtill zur Lieb im Herzen,
Wie Blume zu der Sonne Schein:
Du gib mir Luſt, du gib mir Schmerzen!
Dein leb ich und ich ſterbe dein.

III.

Dieſes Saitenſpiel der Bruſt,
Das du haſt ſo reich beſaitet, —
Faſſen lehre mich die Luſt,
Himmel! daß du mirs bereitet.

Dieſe Seele reingeſtimmt,
Himmelsnachhall in den Tiefen;
Jeder leiſe Ton verſchwimmt,
Als ob Engel Engel riefen.

Freilich iſt das ein Geſang
Aber keiner durch die Kehle,
Sondern Liebesüberſchwang
Aus dem Himmel, aus der Seele.

Dieſem ſchweigenden Geſang
Müſſen Mienen und Geberden,
Blicke, Lächeln, Worte, Gang
Dienend lauter Töne werden.

Mach, o feuchter Hauch der Welt,
Dieſe Saiten nie erſchlaffen!
Doch die Seele, die ſie ſchwellt
Hat auch Kraft, ſie neu zu ſtraffen.

Ja, du biſt ſo hell geſtimmt,
Wie des Abendſternes Laute,
Dem vorbei die Wolke ſchwimmt,
Wie der Gram an dir zerthaute.

Dieſe Harfe Gottes die
Dies mein Herz mit ſich verſöhnet,
Ihm mit ewger Melodie
Liebe Liebe Liebe tönet!

Dieſes Pſalter, das allein
Vorbild ſei für Freimund's Leier,
Alle Welt zu laden ein
Zu der ewgen Liebesfeier!

Himmel! gib mir das zum Lohn,
Daß mein Lieben, daß mein Singen
Nie müſſ' einen falſchen Ton
In die reinen Saiten bringen.

IV.

Zu euch, ihr Blätter meiner Lieben,
Wo, was mein Herz empfunden hat,
Die Hand hat zitternd nachgeſchrieben,
Leg ich ein unbeſchriebnes Blatt.

Es hat das ſchwellende Entzücken,
Das meine Bruſt beſeligt hat,
Vermocht genügend auszudrücken
Kein einziges beſchriebnes Blatt.

Du Sonnenblick in meinem Weſen!
Wenn nun dein Aug durchlaufen hat
Die Blätter alle, ſoll es leſen
Auch dieſes unbeſchriebne Blatt.

O die du in der Seele Gründen
Mir laſeſt! Alles was dir hat
Mein Schreiben können nicht verkünden,
Das lies vom unbeſchriebnen Blatt!

V.

O ihr Herren, o ihr werthen
Großen reichen Herren all!
Braucht in euren ſchönen Gärten
Ihr denn keine Nachtigall?

Hier iſt eine, die ein ſtilles
Plätzchen ſucht die Welt entlang,
Räumt mir eines ein, ich will es
Euch bezahlen mit Geſang.

VI.

Himmel! eh ich nun dies Auge ſchließe,
Das am Tag der Anblick der Geliebten
Hat beſeligt, falt ich dieſe Hände,
Die ſich heut um ihren Nacken ſchlangen,
Falt ich ſie zum Nachtgebet und bitte:
Heil und Segen, Freude, reine Wonne,
Jugendfülle, Lebensmuth, Geſundheit,
Heiterkeit und Frohſinn, Ruh und Frieden,
Ungeſtörtes Seelenglück: das Alles
Bitt ich nicht für mich, für die Geliebte.
Denn ich weiß in dieſem Augenblicke,
Fern von mir die holden Augen ſchließend,
Bittet ſie für ihren Freund daſſelbe.

VII.

Geliebte! Groß iſt die Natur,
Doch iſt das Höchſte nicht in ihr;
Sie iſt ein Kleid der Gottheit nur,
Der Gottheit Glieder nur wir.

Du ſiehſt in ihr der Liebe Spur,
Die Liebe ſelbſt iſt nur in dir,
In dir der Treue Himmelſchwur,
In ihr der Trieb und die Begier.

Sie iſt ein trüber Spiegel nur
Für Gottes ewge Liebeszier;
Der rechte Spiegel rein und pur
Iſt nur in deinen Augen hier.

Die Sterne drehn ſich im Azur,
Und auf der Erde Pflanz und Thier,
Sie drehn ſich um die Liebe nur,
Und kommen ſelber nicht zu ihr.

Darum, als Gott herniederfuhr,
Ward er nicht Pflanze, Stern, noch Thier,
Er ward ein Menſch auf irdſcher Flur,
Und ſein durch Liebe wurden wir.

VIII.

Ein Strom der Liebe ging
Aus meiner Liebſten Herzen,
Den ich in meins empfing
Herüber ohne Schmerzen;

Der, wie er meine Bruſt
Durchflutet und durchzogen,
Zurück in ſtiller Luſt
Ergoß in ſie ſein Wogen.

Sie fühlte, wie ich tief
In ihrem Frieden ruhte;
Ich fühlte, wie ſie ſchlief,
An meinem ſtillen Blute.

Wir ſahn uns an dazu,
Verwundert, wie auf Erden
Solch eine Himmelsruh
Mag zweien Herzen werden.

---

222. Nachtrag zum Liebesfrühling.

I. (1833.)

Darf verliebt der eigne Vater
In die eigne Tochter ſein?
Heute bin ich es in ſpater
Abendzeit bei Kerzenſchein
Geweſen in mein eignes, kleines Töchterlein.

Aus verkühlter Arbeitſtuben
In das Kinderzimmer warm
Flüchtet' ich, und von den Buben
Hauſt' im Freien noch der Schwarm,
Und ungeſtört mein Kindchen nahm ich auf den Arm.

Wie ich ſo mit ſtätem Gange
Auf und ab das Zimmer ſchritt,
Legt' ich mein' an ihre Wange,
Die es ganz geduldig litt,
Sie ſchien zu fühlen, etwas ſei gemeint damit.

Und wir machten auf und nieder
Immer ſchweigend unſern Gang;
Da erwachten alte Lieder,
Die in mir geſchlummert lang,
Die Liebeslieder, die ich ihrer Mutter ſang.

Niemals hab ich die geleſen,
Seit ſie aufgeſchrieben ruhn,
Weil es nie mein Brauch geweſen
Abgethanes neuzuthun;
Und auch die Mutter hat nicht Zeit zu leſen nun.

„Darum alſo" — unterm Gehen
Sprach ich dieſes ohne Wort;
Und ſie ſchien es zu verſtehen,
Denn ſie lauſchte heimlich fort. —
Sei dir geweiht der elterliche Liebeshort!

Deine Mutter wird nicht ſchelten,
Weil ſie gern ſieht, was mich freut,
Daß, die galten ihr, dir gelten,
Die in dir ſich ſelbſt erneut;
So nimm ſie, die du zwar noch nicht kannſt leſen heut!

Soviel kann ich mich entſinnen,
Ob ich nie zur Hand ſie nahm:
Nichts geſchrieben ſteht darinnen,
Was nicht aus dem Herzen kam,
Und du als Jungfrau leſen einſt kannſt ohne Scham.

Wann du in des Brautbekröners
Reigen eintrittſt ſäuberlich,
Sing ein Bräutgam dir ein ſchöners
Lied, als deiner Mutter ich!
Und neiden werd ich ihm ſo wenig das als dich".

II. (1834.)

In des Brautbekröners Reigen
Sollt' ich dich nicht eingehn ſehn.
Wird mein Geiſt zum Himmel ſteigen,
Wirſt du ihm entgegen wehn;
Denn dorthin mußt' ich ſehn mein Kind voran mir gehn.

In des Brautbekröners Reigen,
Lieder, die kein Bräutigam
Dir wird ſingen, weil das Schweigen,
Dich der Nacht hinunter nahm,
Die ſinge droben dir ein Engel ohne Gram!

Aber droben anvermählet
Wird dir doch kein Engel ſein;
Einen haſt du ſelbſt erwählet,
Mitgenommen ſchön und fein,
Mit dir genommen haſt du uns dein Brüderlein.

Daß der Bund, den ich geſungen,
Heilig ſei, iſt offenbar,
Da aus ihm uns iſt entſprungen
Solch ein lichtes Engelpaar;
Und daß es aufflog, macht den Bund noch heilger gar.

Mit der Harf und mit der Flöte,
Die beleben jedes Wort,
Ruhn am Saum der Abendröthe
Meine beiden Engel dort,
Und ſingen ihres Vaters Lieder fort und fort.

Laß den Ton herniederklingen,
Der nicht ſei der Welt bewußt,
Meinem Herzen Muth zu bringen,
Einen Troſt der Mutterbruſt,
Und euern nachgelaſſnen Brüdern Jugendluſt!

---

223. Die Blumenengel.

Die Engelein, liebes Maidelein,
Sind auch wohl ſo ſchön, wie du, und ſo fein;
Halt daß wir ſie nur nicht können ſehen,
Wann ſie vom Himmel zur Erde gehen.

Wenn dus aber noch nicht weißt,
Wo die Engele wohnen zumeiſt,
Wenn ſie vom Himmel zur Erde kummen,
So will ich dirs ſagen: das ſind die Blummen.

Jegliche Blum iſt ein Gezelt,
Das ſich ein Engelein hat beſtellt,
Wos von ſeiner Wanderung hält Ruh,
Bis 's wieder fleugt dem Himmel zu.

Und 's Engelein iſt auf ſein Häuslein bedacht,
Wie's jeder Menſch mit ſei'm eigenen macht,
Er zierts und ſchmückts aus um und an,
Daß es ihm drinne gefallen kann.

Es holt ſich goldigen Sonnenſchein,
Und legt ihn rings außen ums Dächelein,
Es holt ſich Farben mancherhand,
Und bemalt ſich von Innen des Häusleins Wand.

Es backt ſich von Blumenmehl Himmelsbrot,
Daß es auf Erden nicht leidet Noth;
Es bräut ſich aus Thau ſein Tränklein friſch,
Und ſchickt ſich in Allem ganz haushälteriſch.

Und das Blümele hat recht ſeine Freud,
Wie ſein Hausherr ſo drinn ſchafft und bräut;
Und wenns Englein dann wieder gen Himmel wandert,
So fällt das Häuslein vor Weh auseinander.

Liebes Maidelein, wenn du dann
Willſt allweil die Engelein um dich han,
So mußt dus nur mit den Blümlein halten,
So wer'n auch die Engelein um dich walten.

Stell eine Blume vor das Fenſter dein,
So läßt ſie dir keinen böſen Gedanken herein;
Stecke vor deine Bruſt einen Blumenſtrauß,
So gehſt du allweg mit einem Engelein aus.

Begieße frühmorgens ein Lilienreis,
So bleibst du den ganzen Tag lilienweiß;
Stell Nachts an dein Bett eine Roſe zur Hut,
So wiegt dich ein Engel auf Roſen gut.

Kein arg Träumen kann dich ſchrecken,
Denn ein Englein wird dich decken;
Und welche Träum' es zu dir läßt ein,
Das müſſen gute Träume ſein.

Wann du dann in ſolcher Hut
Wirſt träumen von meiner Liebesglut;
So denke, daß ſie iſt treu und rein,
Sonſt ließ ſie das Englein nicht zu dir ein.

---

224. Von dem Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es iſt ein Bäumlein geſtanden im Wald
In gutem und ſchlechtem Wetter,
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt ſtatt Blätter;
Die Nadeln, die haben geſtochen,
Das Bäumlein, das hat geſprochen:

„Alle meine Kameraden
Haben ſchöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft' ich wünſchen, wie ich wollt',
Wünſcht' ich mir Blätter von lauter Gold".

Wie's Nacht iſt, ſchläft das Bäumlein ein
Und früh iſts aufgewacht;
Da hatt' es goldene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: „Nun bin ich ſtolz,
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz".

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald
Mit großem Sack und großem Bart,
Der sieht die goldnen Blätter bald:
Er steckt sie ein, geht eilends fort
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft' ich mir wünschen noch Etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas".

Da schlief das Bäumlein wieder ein
Und früh ists wieder aufgewacht;
Da hat es glasene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh,
Kein Baum im Walde glitzert so".

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind
Und kommt an die glasenen Blätter:
Da lagen die Blätter vom Glase
Zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch ich mir grüne Blätter wohl".

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein
Und wieder früh iſts aufgewacht,
Da hatt' es grüne Blätter fein;
Das Bäumlein lacht
Und ſpricht: „Nun hab ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu ſchämen brauch".

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß geſprungen;
Sie ſucht ſich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie ſieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer;
Es ſprach nun zu ſich ſelber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte ſie nicht tadeln".

Und traurig ſchlief das Bäumlein ein
Und traurig iſt es aufgewacht;
Da beſieht es ſich im Sonnenſchein
Und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachens aus,
Das Bäumlein macht ſich aber nichts draus.

Warum hats Bäumlein denn gelacht
Und warum denn ſeine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle ſeine Nadeln,
Daß Jedermann es ſehen kann;
Geh 'naus, ſiehs ſelbſt, doch rührs nicht an.
Warum denn nicht?
Weils ſticht.

225. Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel,
Und ſetzten ſich im Sonnenſchein
In fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Aeſte,
Und ſaßen da ſo feſte,
Als ob ſie angewachſen ſein.

Sie ſchaukelten in Lüften lau
Auf ihren ſchwanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Thau,
Und wollten auch nicht ſchweigen;
Sie ſangen leiſe, leiſe
Auf ihre ſtille Weiſe
Von Sonnenſchein und Himmelblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken ſaß,
So ſchwirrten ſie erſchrocken;
Sie wurden von dem Regen naß,
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und deſto grüner wurde das. —

Da kam am Tag der ſcharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu ſengen,
Und nächtlich kam der Froſt einmal,
Mit Reif es zu beſprengen.
Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohſinn war verloren,
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

Da trat ein ſtarker Mann zum Baum,
Und hub ihn an zu ſchütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vöglein girrten,
Und auseinander ſchwirrten:
Wohin ſie flogen, weiß man kaum.

---

226. Abendlied.

Ich ſtand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging
Und ſah wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu.
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

Ich ſprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun
Und ſchick mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Die Blumen alle ſchließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Beſänftiget im Bach.

Nun hat der müde Sylphe
Sich unters Blatt geſetzt,
Und die Libell am Schilfe
Entſchlummert thaubenetzt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg ein Roſenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerſtatt.

Die Lerche ſucht aus Lüften
Ihr feuchtes Neſt im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirſch und Reh.

Wer ſein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin ſich aus;
Und wenn die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich faſſet ein Verlangen,
Daß ich zu dieſer Friſt
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat iſt.

---

227. Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab ich gewacht
Und aufgeblickt zum Himmel;
Kein Stern vom Sterngewimmel
Hat mir gelacht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab ich gedacht,
Hinaus in dunkle Schranken;
Es hat kein Lichtgedanken
Mir Troſt gebracht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Nahm ich in Acht
Die Schläge meines Herzens;
Ein einzger Puls des Schmerzens
War angefacht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Kämpft' ich die Schlacht
O Menschheit, deiner Leiden;
Nicht konnt' ich sie entscheiden
Mit meiner Macht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab ich die Macht
In deine Hand gegeben:
Herr über Tod und Leben,
Du hältst die Wacht
Um Mitternacht.

---

228. An die Sterne.

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Die mit Strahlen bessrer Welt
Ihr die Erdendämmrung hellt;
Schaun nicht Geisteraugen
Von euch erdenwärts,
Daß sie Frieden hauchen
Ins umwölkte Herz?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Träumt ſich auch in jenem Raum
Eines Lebens flüchtger Traum?
Hebt Entzücken, Wonne,
Trauer, Wehmuth, Schmerz,
Jenſeit unſrer Sonne
Auch ein fühlend Herz?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Winkt ihr nicht ſchon Himmelsruh
Mir aus euren Fernen zu?
Wird nicht einſt dem Müden
Auf den goldnen Aun
Ungetrübter Frieden
In die Seele thaun?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Bis mein Geiſt den Fittig hebt,
Und zu eurem Frieden ſchwebt,
Hang an euch mein Sehnen
Hoffend, glaubevoll!
O, ihr holden, ſchönen,
Könnt ihr täuſchen wohl?

---

229. Vor den Thüren.

Ich habe geklopft an des Reichthums Haus;
Man reicht mir 'nen Pfennig zum Fenſter heraus.

Ich habe geklopft an der Liebe Thür;
Da ſtanden ſchon fünfzehn Andre dafür.

Ich klopfte leis an der Ehre Schloß;
„Hier thut man nur auf dem Ritter zu Roß".

Ich habe gesucht der Arbeit Dach;
Da hört' ich drinnen nur Weh und Ach!

Ich suchte das Haus der Zufriedenheit;
Es kannt' es Niemand weit und breit.

Nun weiß ich noch ein Häuslein still,
Wo ich zuletzt anklopfen will.

Zwar wohnt darin schon mancher Gast,
Doch ist für Viele im Grab noch Rast.

---

230. Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.

„Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt". —

Wenn du denn die Blume biſt,
O beſcheidenes Gemüth,
Tröſte dich, beſchieden iſt
Samen Allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensſtaub verſtreun,
Aus dem Staube wirſt du noch
Hundert Mal dich ſelbſt erneun.

„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich ſind;
Ewig iſt das ganze Grün,
Nur das einzle welkt geſchwind.
Aber ſind ſie, was ich war,
Bin ich ſelber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

Wenn einſt ſie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geſchick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelſt ſchon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit froſtgem Hohn
Mir aus Wolken lächelſt du?

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß ins Aug ich dir geſchaut,
Bis es mir das Leben ſtahl!
Dieſes Lebens armen Reſt
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krankhaft feſt
Mich in mich, und dir entfliehn.

Doch, du ſchmelzeſt meines Grimmes
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm es,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du ſonneſt noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank ich dir es jetzt.

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich ſommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geſchwebt;
Augen, die mein Glanz erfriſcht,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemiſcht
Du mich ſchufſt, dir dank ichs heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur;
Ließeſt du mich blühn im Feld,
Wie die Stern' auf höhrer Flur.
Einen Odem hauch ich noch,
Und er ſoll kein Seufzer ſein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur ſchönen Welt hinein.

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, ſpann dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes ſinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer ſchlaf ich ein,
Ohne Hoffnung aufzuſtehn." —

231. Frühlingslied.

Der Frühling lacht von grünen Höhn,
Es steht vor ihm die Welt so schön,
Als seien eines Dichters Träume
Getreten sichtbar in die Räume.

Wann schöpferisch aus Morgenduft
Der Sonne Strahl die Wesen ruft,
Kehrt jedes Herz sich, jede Blume,
Empor zum lichten Heiligthume.

Wann Abendroth den Purpur webt,
Darin die Sonne sich begräbt
Schließt sich befriedigt jede Blüte
Und Sehnsucht schlummert im Gemüthe.

Vom Morgen bis zur Nacht entlang
Ist all ein Kampf der Sonne Gang;
Ein Kampf die Schöpfung zu gestalten,
Durch Licht zur Schönheit zu entfalten.

Die Sonn ist Gottes ew'ger Held,
Mit goldner Wehr im blauen Feld,
Und zu dem lichten Heldenwerke
Erneut der Frühling ihr die Stärke.

Die Sonn am Tag, der Mond bei Nacht,
Sie ringen all mit Wechselmacht,
Die Sonne, Rosen roth zu strahlen,
Und Lilien weiß der Mond zu malen.

Der Himmel ein saphirnes Dach
Der Flur smaragdnem Brautgemach,
Wo sich, im Spiegel von Krystallen
Schaut Rose Braut mit Wohlgefallen.

Die Morgenröthe wirkt ihr Kleid,
Der Morgenthau reicht ihr Geſchmeid,
Der Morgenwind, ihr kecker Freier,
Küßt ſie erröthend unterm Schleier.

Der Frühling gibt im Garten Tanz,
Und alle Blumen nahn im Glanz,
Wo Mädchen vorzuſtellen haben
Die Roſen und Jasmine Knaben.

Das Veilchen birgt in Duft ſich ſtill,
Weil aufgeſucht es werden will;
Die Roſe glühend zeigt ſich offen,
Wie könnte ſie Verbergung hoffen?

Des Paradieſes Pforten ſind
Nun aufgethan im Morgenwind,
Und auf die Erde ſtrömt vom Oſten
Der Duft, den ſonſt die Sel'gen koſten.

Die Lauben Edens werden leer,
Zur Erd hernieder zog ihr Heer,
Wo nun die Engel ſchöner wohnen
In Roſenzelt und Lilienkronen.

Nun lebt, berührt vom Liebeshauch,
Das Leben neu und Todtes auch;
Der ſtarre Fels vor Sehnſucht bebet,
Bis auch ein Epheu ihn umwebet.

O Frühlingsodem, Liebesluſt,
O Glück der felſentreuen Bruſt,
Die ein Geliebtes an ſich drücket,
Das dankbar ſie mit Kränzen ſchmücket.

In dieſer Stille der Natur,
Wo Liebe ſpricht und Friede nur,
Sei fern den ſchweigenden Gedanken
Des Menſchenlebens lautes Zanken.

Wie ſie die Sinne ſich verwirrt,
Und wie in Wüſten ſich verirrt,
Wie ſie die Freude ſich verkümmert,
Und wie das Daſein ſich zertrümmert.

Und wie die Welt, ſo iſt ihr Lohn.
Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit ſich wandt', und nicht auf Liebe.

Die Liebe iſt der Dichtung Stern,
Die Liebe iſt des Lebens Kern;
Und wer die Lieb hat ausgeſungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.

Weg Thorentand und Flitterpracht!
Im Himmel gilt nicht irdſche Macht.
Erobrer, Helden, Weltvernichter,
Geht, ſucht euch einen andern Dichter.

Du Freimund laß den eiteln Schwall,
Sing Lieb als wie die Nachtigall,
O trachte ſtill in deinen Tönen
Dein eignes Daſein zu verſöhnen.

---

232. Der klare Herbſt.

Mir gefällt der Herbſt, der klare,
Weil er iſt die Zeit im Jahre
Die im Lebenskreiſe biſt,
Alter, du, und ich gewahre,
Daß an dir mein Jahr nun iſt.

Mir gefällt der Herbſt, der klare,
Weil er ſpät vom frühen Jahre
Bringt den milden Widerglanz,
Wie ich flecht in greiſe Haare
Einen Jugendliederkranz.

Mir gefällt der Herbſt, der klare,
Weil er feierlich die Bahre
Der erblichnen Freuden ſchmückt,
Und ich an mir ſelbſt erfahre,
Daß die Wehmuth mich beglückt.

Mir gefällt der Herbſt, der klare,
Weil er bringt zu Markt, als Waare
Frucht, die flüchtge Blüte war;
Wie ich meinem Winter ſpare,
Was mein Sommer heiß gebar.

Mir gefällt der Herbſt, der klare,
Der das beſte Korn vom Jahre
Ausſtreut für die künftge Zeit,
Wie ich Keim in mir bewahre,
Reifend zur Unſterblichkeit.

---

233. Der Himmel.

Der Himmel iſt, in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief von azurblauem Grunde,
Der ſeine Farbe hielt bis dieſe Stunde
Und bis an der Welt Ende ſie wird halten.

In dieſem großen Briefe iſt enthalten
Geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde;
Allein die Sonne iſt darauf das runde
Glanzſiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
Dann lieſt das Auge drinn in tauſend Zügen
Nichts als nur eine große Hieroglyphe:
„Gott iſt die Lieb, und Liebe kann nicht lügen!“
Nichts als dieß Wort, doch das von ſolcher Tiefe,
Daß Niemand es auslegen kann zur Gnügen.

---

234. Adventlied.

Dein König kommt in niedern Hüllen,
Ihn trägt der laſtbarn Eſ'lin Füllen,
Empfang ihn froh, Jeruſalem!
Trag ihm entgegen Friedenspalmen,
Beſtreu den Pfad mit grünen Halmen!
So iſts dem Herren angenehm.

O mächtger Herrſcher ohne Heere,
Gewaltger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürſt von großer Macht!
Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne ſperren,
Doch du gewinnſt ihn ohne Schlacht.

Dein Reich iſt nicht von dieſer Erden,
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründeſt, unterthan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten
Zieht deine Schar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht dir Bahn.

Und wo du kommeſt hergezogen,
Da ebnen ſich des Meeres Wogen,
Es ſchweigt der Sturm von dir bedroht.
Du kömmſt auf den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu ſtiften,
Und ſchlägſt in Feſſel Sünd und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt aufs Neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört.
Noth ist es, daß du selbst hienieden
Kommst zu erneuen deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsterniß erliegen,
Und lösch der Zwietracht Glimmen aus;
Daß wir, die Völker und die Thronen
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

---

235. Des fremden Kindes heilger Christ.

Es lauft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schaun heraus,
Die lampenvollen Bäume: —
Weh wirds ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich ich armes nicht.

An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.

Läßt mich denn Niemand ein —
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all den Häuserreihn
Ist denn für mich kein Eckchen,
Und wär es noch so klein?

Läßt mich denn Niemand ein?
Ich will ja selbst Nichts haben,
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein".

Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden; —
Doch Niemand tritt hervor
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter, sie beschenkt,
Denkt sonst Nichts mehr noch minder;
Ans Kindlein Niemand denkt.

„O lieber, heilger Christ,
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab ich, wenn dus nicht bist.
O sei du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt!"

Das Kindlein reibt die Hand;
Sie iſt von Froſt erſtarret;
Es kriecht in ſein Gewand,
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
Durchs Gäßlein hergewallet
Im weißen Kleide ſchlicht
Ein ander Kind, wie ſchallet
Es lieblich, da es ſpricht:

„Ich bin der heilge Chriſt,
War auch ein Kind vordeſſen,
Wie du ein Kindlein biſt;
Ich will dich nicht vergeſſen,
Wenn Alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Wort
Bei Allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier laſſen ſchimmern
Auf dieſem offnen Raum,
So ſchön, daß die in Zimmern
So ſchön ſein ſollen kaum.

Da deutet mit der Hand
Chriſtkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend ſtand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vieläſtig ausgeſpannt.

So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum; —
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimat nun gekehret
Bei seinem heilgen Christ;
Und was hier wird bescheeret,
Es dorten leicht vergißt.

---

236. Bethlehem und Golgatha.

Er ist in Bethlehem geboren,
Der uns das Leben hat gebracht,
Und Golgatha hat er erkoren,
Durchs Kreuz zu brechen Todes Macht.
Ich fuhr vom abendlichen Strande
Hinaus, hindurch die Morgenlande;
Und Größeres ich nirgend sah,
Als Bethlehem und Golgatha.

Wie sind die sieben Wunderwerke
Der alten Welt dahingerafft,
Wie ist der Trotz der irdschen Stärke
Erlegen vor der Himmelskraft!
Ich sah sie, wo ich mochte wallen,
In ihre Trümmer hingefallen,
Und stehn in stiller Gloria
Nur Bethlehem und Golgatha.

Weg ihr ägyptischen Pyramiden!
In denen nur die Finsterniß
Des Grabes, nicht des Todes Frieden
Zu bauen, sich der Mensch befliß.
Ihr Sphinx' in kolossalen Größen,
Ihr konntet nicht der Erde lösen
Des Lebens Räthsel, wie's geschah
Durch Bethlehem und Golgatha.

Erdparadies am Rocknabade,
Flur aller Rosen von Schiras!
Und am gewürzten Meergestade
Du Palmengarten India's!
Ich seh auf euern lichten Fluren
Noch gehn den Tod mit dunkeln Spuren.
Blickt auf! Euch kommt das Leben da
Von Bethlehem und Golgatha.

16 Du Kaaba, schwarzer Stein der Wüste,
An den der Fuß der halben Welt
Sich jetzt noch stößt, steh nur und brüste
Dich, matt von deinem Mond erhellt!
Der Mond wird vor der Sonn erbleichen,
Und dich zerschmettern wird das Zeichen
Des Helden, dem Victoria
Ruft Bethlehem und Golgatha.

O der du in der Hirten Krippe
Ein Kind geboren wolltest sein,
Und, leidend Pein am Kreuzgerippe,
Von uns genommen hast die Pein!
Die Krippe dünkt dem Stolze niedrig;
Es ist das Kreuz dem Hochmuth widrig;
Du aber bist der Demuth nah
In Bethlehem und Golgatha.

Die Könge kamen anzubeten
Den Hirtenſtamm, das Opferlamm,
Und Völker haben angetreten
Die Pilgerfahrt zum Kreuzesſtamm.
Es ging in Kampfes Ungewitter
Die Welt, doch nicht das Krenz, in Splitter,
Als Oſt und Weſt ſich kämpfen ſah
Um Bethlehem und Golgatha.

O laßt uns nicht mit Lanzenknechten
Laßt mit dem Geiſt uns ziehn ins Feld,
Laßt uns das heilge Land erfechten,
Wie Chriſtus ſich erfocht die Welt!
Lichtſtrahlen laßt nach allen Seiten
Hinaus, als wie Apoſtel, ſchreiten,
Bis alle Welt ihr Licht empfah
Aus Bethlehem und Golgatha.

Mit Pilgerſtab und Muſchelhute
Nach Oſten zog ich weit hinaus;
Die Botſchaft bring ich euch, die gute,
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
O zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha!

O Herz, was hilft es, daß du knieeſt
An ſeiner Wieg im fremden Land?
Was hilft es, daß du ſtaunend ſieheſt
Das Grab, aus dem er längſt erſtand?
Daß er in dir geboren werde,
Und daß du ſterbeſt dieſer Erde,
Und lebeſt ihm, nur dieſes ja
Iſt Bethlehem und Golgatha.

237. Die Kirche zu Puteoli.

Von Napel ging ich nach Puteoli.
Mich ſchleppen ließ ich hergebrachter Maßen
Durch alle Steine, die einſt Römer hie
Der Pracht gehäuft, und nun dem Schutt gelaſſen.

Die Tempeltrümmer ließ ich hinter mir:
Ich ſtütz euch nicht, ihr mögt nur ferner ſinken!
Da ſah ich rechts am Weg in ſtiller Zier
Mir eine kleine Gotteskirche winken.

Und eine Inſchrift, die daran ſich fand,
Hielt meinen Blick, es ging mein Fuß nicht weiter;
Hier als der Kirche Schutzherr war genannt
Sankt Rafael, der Reiſenden Geleiter.

O, wie du einſtmal des Tobiä Sohn
Haſt heimgeleitet zu der Eltern Hauſe,
So wirſt du mich auch heimgeleiten ſchon,
Den müden Wandrer, aus der Fremde Brauſe.

Ich trat hinein. Ein heilges Dunkel barg
Den innern Raum. Und als mein Blick nun forſchte,
Da ſah ich ausgeſtellet einen Sarg,
Drin eines Pilgers müder Leib vermorſchte.

Sankt Rafael! Dies iſt der Reiſe Ziel;
Und Dieſen haſt du heim in Gott geleitet,
Nun führe Den auch, der durchs bunte Spiel
Des Lebens noch und ſeine Trümmer ſchreitet.

---

238. Edelſtein und Perle. (Bruchſtück.)

I. Der Edelſtein.

Doch um von meinem Urſprung dir zu ſagen:
Ein Engel ward, wie hier von ihrem Ziele
Die Rede, ſo von ſeinem einſt verſchlagen.

Die Engel haben der Geſchäfte viele;
Wornach ſie ausgehn, kann man nicht durchdringen,
Und manchmal gehn ſie auch wohl aus zum Spiele.

Der aber mochte eine Botſchaft bringen,
An Sterne einen göttlichen Beſchluß;
Er trug am Rücken und am Fuße Schwingen.

Die an dem Rücken waren aus dem Guß
Von Sonnenlicht geſchmolzen, und gewoben
Aus Mondesſtrahlen waren die am Fuß.

Das Beſte war den Augen aufgehoben;
Denn drinnen war ein Lichtblick aus dem Quelle,
Der höher fließt, als Mond und Sonnen, oben.

Von ſeinem Pfad ab bracht' ihn ſeine Schnelle;
Er war gekommen tief hinab ins Dunkel,
Eh ers gewahr ward vor der eignen Helle.

Wo nie hinunter Sonn- und Mondgefunkel
Gedrungen war, in eines Erdſpalts Ritze
Verirrte ſich der wandelnde Karfunkel.

Da mußt' er rühren mit der Flügelſpitze,
Wo er hindurch ſich wand, die Felſenwände,
Und vor ſich ſchoß er ſeines Auges Blitze.

Er ſpähte, daß er einen Ausgang fände;
Vom Flügelſchlag und von dem Blick getroffen,
Verwandelten ſich rings die Gegenſtände.

Der Engel, ſchwebend, fuhr hindurch, dem ſchroffen
Geſtein rücklaſſend ſeines Wandels Spuren,
Und vor ihm war der Himmel wieder offen.

Worüber ſeines Rückens Flügel fuhren,
Da war der Abglanz nun zu ſehn der Sonne,
Von Golde träufte das Geſtein, vom puren.

Und wo die Flügel, die ihr Licht vom Bronne
Des Monds geschöpfet, im Vorbeigehn schweiften,
Schimmerte Silber nun in stiller Wonne.

Doch wo des Engels Blicke selber streiften,
Da blieben Funken, blitzender und reiner,
Festhangen, die zu Edelsteinen reiften.
Von dieses Blickes Funken bin ich einer.

II. Die Kerze.

Hoch lauscht' ich auf, zu schaun das neue Wunder,
Da, was sie längst schon stille schien zu fordern,
Erlaubt der Kerze worden war jetzunder.

Da war es mir von ihrem hellen Lodern,
Als ob ich säh, in plötzlichem Umschwunge,
Die Beiden trüb in Schacht und Muschel modern;

So schwieg ihr Glanz vor der erwachten Zunge
Der Kerze, die, erregt vom Strahlensporne,
So sprach von ihrem himmlischen Ursprunge:

Zwei Tropfen flossen aus zwiefachem Borne,
Einer des Lichtes und des Wassers einer;
Die gaben Nahrung einem Samenkorne.

Von beiden Tropfen war entbehrlich keiner,
Daher sie um des Vorrangs Ruhm nicht stritten,
Ob einer edler, einer sei gemeiner.

Sie nahmen still den Keim in ihre Mitten;
Da war alsbald die Blume draus entstiegen,
Die hub die beiden Tropfen an zu bitten:

Daß keiner sollte jemals ihr versiegen
Und ihre Nahrungsquellen ihr verstopfen;
Sie wollte sich an beide gleich sanft schmiegen.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienſt im Garten;
Du biſt der Prieſter unter der Familie.

Lilienſtengel!
Zu einem Strauße biſt du nicht geſchaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

---

240. Sicilianen.

I.

Der Schlummer ſinkt aus nachtgeſchwärzten Lüften,
Und ſeinen Mohnſaft trinkt die Schöpfung nun.
Selbſt Echo ſchlummernd ſchweigt in Bergesklüften,
Und am Geſtad leisathmend ſchläft Neptun.
Es ſchläft das Schwert, entſchnallt des Kriegers Hüften;
Die Pflugſchar ruht und läßt den Pflüger ruhn,
Wollt nun auch in der Welt voll Schlummerdüften,
Zwei Augen, die ihr mein ſeid, zu euch thun!

II.

Der Lenz iſt meiner Liebſten blumges Kleid!
Wie ſchwillt vor Luſt es, weich ſie zu umfließen!
Der Morgen iſt ihr glänzendes Geſchmeid;
Wie blitzt es Strahlen um ſie her zu gießen!
Des Baumes Knospen ſind ein ſtilles Leid,
Das gern ſich möcht an ihrem Blick erſchließen:
Und alle Blumen ſind ein heller Neid,
Weil Roſen nur auf ihrer Wange ſprießen.

---

241. Der Baum des Lebens. (Gasele.)

Als Adam lag im Todeskampfe schon,
Schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
Und zu genesen hofft' er noch davon.
Seth brach das Reis, und als ers hergebracht,
War schon des Vaters Lebenshauch entflohn.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
Und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag,
Und Israel in der ägyptschen Frohn.
Des Baumes Blüten gingen duftend auf,
Als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
Irr ward in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
Beleben sollt' ein andrer Davidssohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
Im Leid an Wasserflüssen Babylon.
Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
Zerborst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
Zu dienen zu dem Holz der Passion.
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
Das Kreuz, und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blutge Frucht,
Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Freimund, sieh! der Baum des Lebens wächst,
Ausbreitend sich, jemehr ihm Stürme drohn.
Die ganze Welt ruh unter seinem Schirm!
Die halbe ruht in seinem Schatten schon.

242. Vierzeilen.

I.

Thu, was Jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu es, daß es Niemand weiß,
Und gedoppelt iſt ſein Preis.

II.

Ein rechter Baum, der ſeine guten Früchte trägt,
Der wünſcht nicht ſeine Blüten ſich zurücke.
Und wem ein männlich Herz in ſeinem Buſen ſchlägt,
Seufzt nicht mit Wehmuth nach der Kindheit Glücke.

III.

Was du Irdſches willſt beginnen, heb zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfſtein wirſt du finden im Gebet,
Ob dein Irdſches vor dem Göttlichen beſteht.

IV.

Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
So wollt' ich mich anſtatt des Kranzes ſchmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
Mit ſanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken.

V.

Schlage nur mit der Wünſchelruth
An die Felſen der Herzen an;
Ein Schatz in jedem Buſen ruht,
Den ein Verſtändiger heben kann.

243. Angereihte Perlen.

wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
n Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

n Zornesglut dein sterblich Herz will wallen,
„Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?“

ide sag: „Ist Tod uns Beiden nicht gemein?
sbruder, komm und laß uns Freunde sein“.

Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen:
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen:
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt.

O bitt um Leben noch! Du fühlst mit deinen Mängeln,
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' ans Gute doch, weil ichs in mir empfände.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit noch über Weh zu klagen.

6 Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Plejaden,
Hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden.

244. Aus der „Weisheit des Brahmanen“.

I.

Dem müden Wandersmann ist doch die Nacht willkommen,
Die den bestäubten Stab ihm aus der Hand genommen.

242. Vierzeilen.

I.

Thu, was Jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu es, daß es Niemand weiß,
Und gedoppelt iſt ſein Preis.

II.

Ein rechter Baum, der ſeine guten Früchte trägt,
Der wünſcht nicht ſeine Blüten ſich zurücke.
Und wem ein männlich Herz in ſeinem Buſen ſchlägt,
Seufzt nicht mit Wehmuth nach der Kindheit Glücke.

III.

Was du Irdſches willſt beginnen, heb zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfſtein wirſt du finden im Gebet,
Ob dein Irdſches vor dem Göttlichen beſteht.

IV.

Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
So wollt' ich mich anſtatt des Kranzes ſchmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
Mit ſanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken.

V.

Schlage nur mit der Wünſchelruth
An die Felſen der Herzen an;
Ein Schatz in jedem Buſen ruht,
Den ein Verſtändiger heben kann.

243. Angereihte Perlen.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ewgen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Wenn dir in Zornesglut dein sterblich Herz will wallen,
Sag ihm: „Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?“

Zum Feinde sag: „Ist Tod uns Beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder, komm und laß uns Freunde sein“.

Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen:
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen:
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt.

O bitt um Leben noch! Du fühlst mit deinen Mängeln,
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' ans Gute doch, weil ichs in mir empfände.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit noch über Weh zu klagen.

Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Plejaden,
Hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden.

---

244. Aus der „Weisheit des Brahmanen“.

I.

Dem müden Wandersmann ist doch die Nacht willkommen,
Die den bestäubten Stab ihm aus der Hand genommen.

Und wenn das Leben nun ist eine Wanderreise,
Was freuet Lebende der Tod nicht gleicherweise?

Den Wandrer freut die Nacht, nur wenn er ist am Ziel,
Auf halbem Wege nicht, wenn sie ihn überfiel.

Die meisten fürchten sich darum vorm Tod vielleicht,
Weil sie des Lebens Ziel noch haben nicht erreicht.

II.

Schön ist der Tropfen Thau am Halm, und nicht zu klein,
Der großen Sonne selbst ein Spiegelglas zu sein.

Schön ist das Bächlein dann, das kaum zu küssen wagt
Die Blum, und murmellaut zu werden halb noch zagt.

Und schön ist auch der Strom, der sich mit Kraft ergießt,
Im Spiel der Woge sich mit Rauschen selbst genießt.

Und so freu immer dich, wenn Schönes dir und Gutes
Quillt Thau, Bach oder Strom, perl oder riesl und flut es.

III.

Komm her und laß uns in den heilgen Fluten baden,
Die mit dem Silberblick zur Reinigkeit uns laden.

Die Sonne breitet aus des Strahlenmantels Füllen,
Um in ein schönres Kleid als irdsches dich zu hüllen.

Ein lindes Badetuch reicht dir die Morgenluft,
Das dich mit Wohlgeruch abtrocknet und mit Duft.

Das Wasser selber wallt, ein Gürtel von Krystallen,
Der dir um die Gestalt sich schmiegt mit Wohlgefallen.

Und auf dem Grunde ruht, geschmeidigt von der Flut,
Die Erde, die dir weich Sandalendienste thut.

So tauche reich dich ein in jedes Element,
Und sei von dem, der ist in jedem, ungetrennt.

Die Flut, die ewig träuft von ſeinen Augenlieden,
Hat er zum Labequell dem Erdendurſt beſchieden.

Die Thiere ſelbſt der Flur, ſie kommen groß und klein
Zur Tränke, aber nur des Nachts im Mondenſchein.

Sie ſollen in der Nacht die kühle Labe ſchmecken,
Daß Menſch und Thier am Tag einander nicht erſchrecken.

IV.

Man reiſt, damit es uns zu Haus erſt recht gefalle;
Und wer durchs Leben reiſt, der iſt im gleichen Falle.

Nur, daß der Reiſende hier nicht die Heimat kennt,
Und nur am Heimweh fühlt, er iſt von ihr getrennt.

Gereiſt zu ſein, wie wird dichs in der Heimat laben;
Und einſt wie lieblich wird es ſein gelebt zu haben.

V.

Der Apfel fällt, gereift, in ſeines Gärtners Hand;
So fällt in Gott ein Geiſt, der ſeine Reife fand.

Wohl fällt ein Apfel auch, zu früh vom Sturm gebrochen,
Von Willkür abgepflückt, oder vom Wurm geſtochen.

Doch hierin iſt der Baum im engen Gartenraum
Hoch überragt und weit vom Weltengartenbaum,

Den ſolch ein Gärtner zieht, der auch dem Sturm befiehlt,
Den keine Willkür ſtört, kein ſchwacher Wurm beſtiehlt;

Und ſicher fühleſt dus: von ihm wird hingenommen
Zum Heile jede Frucht, wann ihre Zeit gekommen.

Vielleicht erſchien ſie dir von außen nicht geſtreift,
Sie aber, glaub es mir, war innerlich gereift.

VI.

Als wie ein Kind im Schlaf empor ſein Auge ſchlägt,
Und alſobald ſein Haupt befriedigt wieder legt,

Weil nah das Angeſicht ſich ihm der Mutter zeigt,
Die wachend über ihr geliebtes Kind ſich neigt;

Beglückt, wer ſo den Traum des Erdenlebens lebt,
Und wenn dazwiſchen er den Blick zum Himmel hebt,

Die Mutter Liebe ſieht, herniederſchauen heiter
Und lächelnd winken ihm: „Ich wache, ſchlaf nur weiter!“

VII.

Am Weihnachtsabend ſind die Kinder zu beneiden,
Daß ihnen Bäume ſich in Gold und Zucker kleiden.

Sie glauben kindlich, was ihr kindiſch Herz begehrt,
Das hab unmittelbar das Himmelskind beſchert.

Die Mutter iſt dabei, der Vater auch im Spiel,
Sie ahnen es, allein es kümmert ſie nicht viel.

Und in den Hintergrund tritt Vater und Mutter gerne,
Und läßt aus Kindermund die Ehr dem Himmelsſterne.

Dem Himmelsſterne, der das ganze Jahr beſchert,
Doch als Beſcherer wird an Einem Tag geehrt.

Ja, Kinder, glaubt euch nur beſchenkt vom Himmelskind;
Glückſelig, die wie ihr im Glauben Kinder ſind!

Anmerkungen zum zweiten Band.

S. 10, Z. 11 v. u. Der Aether ist die höhere reinere Luft, die Himmelsluft. Herder singt:

„Der Aether und die Liebe war
Das ältste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie ewig-schön und ewig-jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen täuschend Dasein hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück." ꝛc. —

S. 12, Z. 1 v. u. Pygmalion, der geschickte Bildhauer, fand kein Mädchen nach seinem Wunsche. Er schuf sich deßhalb eines aus Elfenbein und verliebte sich so leidenschaftlich in sein Meisterwerk, daß er die Venus bat, das todte Bild zu beleben. Seine Bitte wurde erfüllt und er nahm das reizende Geschöpf zur Gemahlin.

S. 13, Z. 14 v. u. Aurora, (Eos) d. i. die Göttin der Morgenröthe. Die schönlockige, rosige Göttin und hellglänzende Lichtbringerin erhebt sich in safranfarbigem Gewand früh Morgens von ihrem safranfarbnen Lager, um mit schnellem Gespann an den Himmel zu fahren. Aus Liebe raubte sie den Tithonos, den Sohn des Trojaner-Königs Laomedon, machte ihn zu ihrem Gemahl und erbat sich für ihn vom Zeus ein ewiges Leben.

S. 16, Z. 8 v. u. Tibur, jetzt Tivoli, eine Stadt einige Meilen von Rom, am Flusse Anio, dem jetzigen Teverone, der in den Tiber fließt und bei Tibur zwischen Bergen 60' hoch herabstürzt. Die reizende Lage des alten Tibur, von dessen Höhen man das mächtige Rom übersehen konnte, wie auch die erquickend kühle Luft, bewogen viele reiche Römer daselbst große prachtvolle Landhäuser (Villen) zu erbauen und die malerische Gegend mit ihren

geschichtlichen Erinnerungen zieht heute noch viele Fremde an. Mäcenas und sein Freund, der Dichter Horaz, hatten ihre Villen neben Tempeln und von diesen beiden, wie von der Burg des Kaisers Hadrian, sind noch Ueberreste vorhanden. Der Anio zeigt hier herrliche künstliche Wasserfälle, von denen der eine aus den Fenstern der Villa Mäcen's stürzt. —

S. 20, Z. 2 v. u. Paktolus ist ein Fluß in Lydien. Dionysos, der Gott des Weins, gewährte dem Midas den Wunsch, daß Alles, was er berühre, in Gold verwandelt werde. Um sich wieder von der lästigen Wohlthat zu befreien, mußte er sich auf das Geheiß des Gottes in dem Flusse Paktolus baden, der seitdem Gold führte. — Smyrna, die wichtigste Handelsstadt der asiatischen Türkei, liegt in reizender Gegend am smyrnäischen Meerbusen. — Ilion oder Ilium war der früheste Name der berühmten Stadt Troja. Der Küste der Dardanellenstraße näher lag ein drittes Ilium (Neu-Ilium), an dessen Stelle der jetzige Flecken Troja liegt.

S. 21, Z. 1 v. o. Sunium, jetzt Capo-Colonni, ist das Vorgebirg, in welches sich die attische Landzunge ausspitzt. Der Flecken Sunium hatte einen Hafen und reiche Silberminen und von dem berühmten Tempel der Pallas stehen noch einige Säulen.

S. 50, Z. 12 v. u. Graf Eberhard im Bart, geb. 1445, † 1496, lebte in seiner Jugend in roher Ungebundenheit und kümmerte sich wenig um die Verwaltung seines Landes. Eine Reise ins gelobte Land änderte seinen Sinn; er kam gebessert zurück, vermählte sich mit der trefflichen Prinzessin von Mantua und wirkte nun mit festem Willen und väterlicher Liebe für das Wohl seines Landes und seiner Unterthanen. Das getheilte Land vereinigte er wieder und setzte dessen Untheilbarkeit für ewige Zeiten fest. Als Mann suchte er die ohne sein Verschulden in der Jugend versäumte Schulbildung eifrigst nachzuholen. 1477 stiftete er die Universität Tübingen. Das beglückte Volk liebte den trefflichen Regenten von ganzem Herzen, nannte ihn „Vater Eberhard" und meinte, wenn der liebe Herrgott nicht wäre, so wäre Niemand billiger, als der Graf, der deßhalb wohl vor Kaiser und Fürsten sein verborgenes Kleinod rühmen und die goldnen Worte sagen konnte: „Ich kann im dichtesten Walde in jedes Unterthanen Schoos sicher schlafen!" — Gegen Kaiser und Reich erfüllte er seine Pflichten und Kaiser Max I. erhob ihn deßhalb zu Worms (1495) zum Herzog von Würtemberg; auch erklärte er später am Grabe Eberhards: „Hier liegt ein Fürst, klug und bieder, wie keiner im Reich; sein Rath hat mir oft genützt".

S. 51, Z. 4 v. o. Kaiser Rudolf von Habsburg (1273—91), uraltem, fürstenmäßigem Adel entstammt, hatte sein Stammschloß Habsburg (Habichtsburg) in der Schweiz. Es war ein kluger, deutscher Biedermann von einfachen, schlichten Sitten,

ein unerschrockner Held, warmer Freund des Volkes, mächtiger, gewissenhafter Beschützer des guten Rechts, frommer, gläubiger Christ und ein demüthiger Diener der Kirche. Am 31. Okt. 1273 wurde er zu Aachen gekrönt. Die kaiserlose, schreckliche Zeit war geendet und ein Richter war wieder auf Erden. (Vergl. Schiller's unsterbliches Gedicht: „Rudolf von Habsburg".) Als das Scepter fehlte, belehnte er die Reichsfürsten mit dem Crucifix und sprach: „In diesem Zeichen ist die ganze Welt erlöset worden, das ist das beste Scepter". Rudolf suchte Ordnung, Friede und Recht im Reiche herzustellen und zu üben; er brach die Raubburgen ab, gestattete jedem seiner Unterthanen freien Zutritt, reiste im Lande umher und schlichtete persönlich die Streitigkeiten zwischen Fürsten und Völkern, weßhalb er auch das „lebendige Gesetz" genannt wurde. Sein Wunsch, bei seinen Lebzeiten seinen, ihm in Allem unähnlichen Sohn zum Nachfolger im Reiche ernannt zu sehen, ward 1291 von den in Frankfurt zusammengekommenen Churfürsten zurückgewiesen. Der greise Kaiser fühlte sich krank und reiste tiefbetrübt von Frankfurt in den Elsaß und nach Straßburg, wo er noch einmal seine Familie um sich versammelte. Obgleich kränker geworden, entschloß er sich doch den Rhein herab nach Speier zu fahren, wo die Kaiser begraben lagen, ward aber bei Germersheim auf dem Flusse selbst vom Tode überrascht (15. Juli 1291). Das schöne Gedicht Kerners weicht also etwas von der Geschichte ab. Im Dom zu Speier liegt Rudolf begraben. Der König Ludwig von Bayern ließ ihm daselbst 1843 ein prachtvolles Denkmal setzen, das ein Werk des großen Meisters Schwanthaler ist. Sessel und Figur des Kaisers sind aus einem Block weißen Marmors gearbeitet, der Säulenstuhl besteht aus grauem Marmor. Die sitzende, ehrfurchtgebietende Gestalt des Kaisers wendet ihr Angesicht, umstrahlt von Herrscherwürde, dem Hochaltare zu. Der Reichsapfel ruht in seiner Hand, Schild und Helm stehen hinter dem alterthümlichen Sessel und ein reicher Mantel umfließt in künstlerisch vollendetem Faltenwurfe die kräftige Gestalt.

S. 65, Z. 14 v. u. In der Ahrgegend findet noch der alte Brauch des „Mailehns" (der Mädchenversteigrung) statt. Der erste Mai ist der „Maitag", an dessen Vorabend (dem „Maiabend") sich die Burschen des Dorfes unter der Linde oder vor der Kirchthüre versammeln, wo ein Schöffe die Mädchen ausbietet. Die angesteigerten Mädchen oder „Maifrauen" werden nun während des Sommers zu allen Festen und besonders bei der Kirmeß von ihren „Maimännern" zum Tanze abgeholt. (Vergl.: „Die Ahr" ꝛc.)

S. 66, Z. 8 v. o. Rothhaut, d. i. Indianer.

S. 67, Z. 1, 2 u. 4 v. o. Boston, eine volkreiche Stadt, worin viele Deutsche leben, besitzt den wichtigsten Seehafen Neu-Englands. — Yankee (spr. Jänkih) ist ein Spottnamen für die Bewohner in den unter dem Namen Neu-England begriffnen nordamerikanischen

Staaten. — Creolen (Criollos) sind echtspanische Abkömmlinge, die aber in Amerika geboren und meist große Gutsbesitzer sind.

S. 67, Z. 11 v. u. Theodorich der Große oder Dietrich von Bern gründete das mächtige Reich der Ostgothen in Italien, nachdem er den Odoaker zuerst am Flusse Isonzo, in der Gegend von Aquileja, gleich nachher vor der Stadt Verona, (daher: Dietrich von Bern) und im Jahr 490 am Flusse Adda und zuletzt (493) in der festen Stadt Ravenna besiegt hatte. Die innere Charakterkraft des Herrschers hielt das Reich besser zusammen als die römische Verfassung und sein trefflicher Minister Cassiodor. Theodorich starb 526. Er war der gewaltigste Held seiner Zeit, das Haupt der Amalungen und nebst Siegfried der größte Sagenheld unseres Volkes. (Mit dem Recken Hildebrand und der übrigen Wölfingschar lebte er eine Zeit lang als Gastfreund in Ungarn am Hofe des Hunnenkönigs Etzel, wo er mit den Burgundern kämpfte und selbst Hagen und den König Gunther überwand, die er der racheglühenden Königin Chrimhilt überlieferte, von der sie mit Siegfrieds Schwert erschlagen wurden. Nach Vilmar.)

S. 70, Z. 14 v. o. Hagen von Tronege erschlug den Siegfried, bemächtigte sich des ungeheuern Schatzes (des Nibelungenhortes), und versenkte ihn in den Rhein. Siehe weiter Bd. III. die Anmerkung zu Schenkendorf's Gedicht: „Das Lied vom Rhein".

S. 75, Z. 23 u. 24 v. o. Walther von der Vogelweide u. Wolfram von Eschenbach waren die ausgezeichnetsten Minnesänger. Der edle Wolfram von Eschenbach sang besonders ausgezeichnet schöne „Tag- oder Wächterlieder", welche zum Inhalt hatten, daß der Wächter auf der Zinne den kommenden Tag verkündigt und die Liebenden an das Scheiden mahnt. Ferner sang er seinen vortrefflichen „Titurell" und sein hohes Lied „der Parcival", worin er uns vom „heiligen Graal" erzählt, d. i. die Schaale, in der das Blut aufgefangen wurde, das aus der Seitenwunde des Erlösers floß. „Melodischer und klangreicher ist vielleicht kaum jemals und kaum irgendwo gedichtet und gesungen worden, als im Anfange des 13. Jahrhunderts in Deutschland, als auf dem Minnesängersaale zu Wartburg, wo den süßen Liedern Heinrichs von Risbach und Heinrichs von Ofterdingen, Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide das wunderbare Königskind gelauscht hat, dessen Herz durch diese melodischen Klänge irdischer Minne früh hinaufgezogen wurde zu himmlischer Minne, dessen Leben ein kurzer Liedestraum war von tiefem irdischen Leid und hoher göttlicher Freude, an dessen Sterbebette zu Marburg im Hessenlande die Engel ihre Paradieseslieder sangen und auf dessen Grabe sich ein Lied von Stein erhoben hat, ein zum großartigen Bauwerke verkörpertes Triumphlied der Gottesminne, welches in seiner Lieblichkeit und in seiner Majestät von den Wundern jener

wunderreichen Zeit erzählt und aus der kunstreichen Harmonie seiner Säulen und Bogen die süßen Harmonieen der Lieder vernehmen läßt, die damals sind gesungen worden in irdischer Freude und irdischer Sehnsucht, wie in der Freude an Gott und in Sehnsucht nach dem Himmel." (Vilmar.) — Walther von der Vogelweide war aus dem Oberthurgau und zog gegen den Schluß des 12. und in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts an fürstlichen Höfen (Heinrichs VI., Philipps des Hohenstaufen, Otto's von Wittelsbach, Friedrichs II., der thüringischen Landgrafen Hermann und Ludwig) umher. Er sang die zartesten und innigsten, zuweilen auch heitersten und muthwilligsten Töne einer süßen Minne und mit tiefem Ernst das Lob des Herrn und der Mutter Gottes, die Vergänglichkeit irdischer Dinge, des deutschen Volkes Ehre ꝛc. Das Spruchgedicht: „Freidanks Bescheidenheit" soll nach J. Grimm auch von ihm sein. Er starb zu Würzburg und liegt im Lorenzgarten des dortigen neuen Münsters unter einem Baume begraben, von dem die Nachtigallen herab auf sein Grab sangen. Diesem und seinem Namen zu Liebe stiftete er ein Vermächtniß: Es sollen 4 Löcher in seinen Leichenstein gehauen und täglich Semmelkrummen zur Weide für die Vöglein dareingestreut werden. Jetzt ist der Grabstein mit seinen Futtergruben überschüttet oder zertrümmert.

S. 82, Z. 1 v. o. Evangel. Luc. Kap. 2, Vers 28 — 32. Simon nahm das Kind Jesus „auf seine Arme, lobte Gott und sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel.

S. 83, Z. 5 v. u. Ev. Luc. Kap. 2, V. 35. Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden.

S. 106, Z. 15 v. u. Am 9. Juli 1386 erfochten 1500 Eidgenossen bei Sempach, nicht weit von Luzern, einen vollständigen Sieg über eine vierfache Zahl von Rittern und Edeln unter der Anführung des Herzogs Leopold von Oestreich und der edle Arnold von Winkelried aus Unterwalden errang durch seine kühne Todesweihe glorreich die Freiheit. Mit dem lauten Rufe: „Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen", stürzte er sich auf die Feinde, faßte mit beiden Armen so viel feindliche Speere, als er nur konnte, drückte sie in seine Heldenbrust und riß sie im Sinken mit sich zur Erde. Nun stürmten die eidgenössischen Streiter über Winkelried's Leiche in die Lücke der eisernen Mauer und der glänzende Sieg neigte sich schnell auf ihre Seite.

S. 107, Z. 12 und 13 v. u. Louise, Königin von Preußen und Gemahlin Friedrich Wilhelm III. war eine echtdeutsche Frau, ausgezeichnet durch den Adel ihrer Gestalt, wie ihres Geistes, voll

Anspruchslosigkeit, Milde, Frömmigkeit ꝛc., kurz, ein Muster königlicher Tugenden, so daß sie das Volk wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften wie einen Schutzgeist verehrte und sich durch sie zum großen Freiheitskampfe mächtig begeistern ließ. — Der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen fiel am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld, 4 Tage vor der schrecklichen Doppelschlacht bei Jena-Auerstädt. —

S. 110, Z. 7 v. o. Palladium ist das Bild der Göttin Pallas und galt als Schutzheiligthum, besonders für die Stadt Troja, die man für unüberwindlich hielt, so lange sie sorgfältig das Heiligthum bewahrte.

S. 114, Z. 7 v. u. Ausspruch Luthers in dem Liede: „Ein' feste Burg ist unser Gott", das er 1521 im felsenfesten Vertrauen auf seiner Reise nach Worms dichtete.

S. 132, Z. 12 v. o. Primula veris oder P. officinalis, d. i. die gemeine oder Frühlings-Schlüsselblume, die auch Himmelsschlüssel heißt.

S. 143, Z. 4 v. u. Der Niagara ist der riesige Wasserfall des Lorenzostroms. Er fällt in einer Breite von 4000 Fuß 1½ hundert Fuß tief herab.

S. 145, Z. 2 v. u. Als im Jahr 1793 Preußen und Rußland die zweite Theilung Polens vorgenommen hatten, da erhob sich das Volk in Verzweiflung und heißem Zorn, um die Freiheit wieder zu gewinnen. Es scharte sich um den Helden Kosciusko, erlag aber im Kampfe gegen die Uebermacht der Russen, Oestreicher und Preußen und mußte sich 1795 die dritte Theilung des Reiches gefallen lassen. Bei Maciejowice (1794) ward Kosciusko verwundet und gefangen; er sank vom Pferde und rief: „Finis Poloniae!" Kaiser Paul I. gab ihn frei und reichte ihm sein Schwert wieder, das er aber ablehnte mit den Worten: „Ich bedarf nicht mehr des Schwertes, da ich kein Vaterland mehr habe". Er fuhr nach Amerika, lebte später auf einem Landgut in Frankreich, starb 1817 in der Schweiz und sein Leichnam wurde 1818 auf Kosten des Kaisers Alexander in Solothurn abgeholt und im Dom zu Krakau beigesetzt.

S. 161, Z. 4 v. o. Franz Rakoczy gehörte zu einer berühmten, nun in männlicher Linie erloschnen Fürstenfamilie in Siebenbürgen, welche sich große Verdienste um die religiösen und politischen Rechte ihrer Unterthanen erwarb. Kaiser Leopold I. unterwarf sich das Land (1689). Franz Rakoczy lebte als Privatmann auf seinen Gütern, wurde aber wegen angeblicher Unterhandlung mit Frankreich verhaftet. Er entwich 1701 und als er darauf geächtet wurde, beschloß er aus Rache die Ungarn von Oestreichs Herrschaft zu befreien. Er stellte sich an die Spitze von

100000 Mißvergnügten und drang rasch bis vor die Thore Wiens, wo er von dem um Frieden flehenden Leopold foderte, daß Ungarn in ein Wahlreich verwandelt, alle geduldeten Religionen in ihren Freiheiten bestätigt und ihm die Fürstenwürde über Siebenbürgen zuerkannt werde. Oestreich setzte mit verstärkter Macht den Kampf fort, bis endlich 1711 der Friede zu Stande kam. Rakoczy ging darauf nach Frankreich nnd später nach Rumelien, wo er auf seinem Landgute 1735 starb. Er hinterließ eine geistreiche Schrift über die Revolution der Ungarn.

S. 173, Z. 2 v. u. Vergleiche nachstehende Strophen aus: „Jery und Bätely" von Goethe:

Bätely.
Es rauschet das Wasser
Und bleibet nicht stehn;
Gar lustig die Sterne
Am Himmel hingehn:
Gar lustig die Wolken
Am Himmel hinziehn:
So rauschet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery.
Es rauschen die Wasser,
Die Wolken zergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn:
So auch mit der Liebe,
Der treuen geschicht,
Sie wegt sich, sie regt sich,
Und ändert sich nicht.

S. 203, Z. 5 v. o. Der Kreuzschnabel (Loxia curvirostra) ist ein sperlingsartiger Vogel, dessen beide Kiefern sich mit den Spitzen kreuzen. Seine Farbe ist karminroth, oft wie eine recht reife rothe Johannisbeere. Die Flügel und der Schwanz sind schwarz. Das Weibchen ist anders gefärbt. Die Kreuzschnäbel leben gesellig in den nordeuropäischen Nadelwäldern, wo sie sehr geschickt den Samen aus den Tannzapfen zu hacken wissen. Merkwürdiger Weise brüten sie vorzüglich während des Winters und haben oft im Januar schon Junge. Ihr dichtgeflochtenes Nest besteht aus Reisig, Moos und Flechten und ist unter einem starken Aste angelegt.

S. 205, Z. 14 v. u. Heinrich der Löwe, ein Sohn des Bayern-Herzogs Heinrich des Stolzen, war Herzog von Bayern und Sachsen und seine Herrschaft erstreckte sich von den Alpen bis zur Nordsee. Er unternahm einen Zug nach Palästina und von dieser Fahrt ist später viel Wunderbares erzählt und gesungen

worden. Ein Löwe, den er in Asien von einem Drachen errettet, soll ihm treulich als Freund übers Meer bis in seine Stadt Braunschweig gefolgt sein und nachmals auch sein Grab gehütet haben. Heinrich war aus dem Geschlecht der Welfen und neben Barbarossa der merkwürdigste deutsche Fürst des 12. Jahrhunderts. Er empörte sich gegen den Kaiser, wurde geächtet und zweimal nach England in die Verbannung geschickt. Den Ruhm glänzender Tapferkeit und erhabner Regententugenden hat er selbst wieder durch ehernen Starrsinn, durch Geiz ꝛc. beeinträchtigt. Er starb in seinem 66. Jahre am 6. August 1195 zu Braunschweig und wurde daselbst im Dom begraben, wo noch jetzt sein Denkmal vorhanden ist.

S. 206, Z. 6 v. u. Andreas Hofer, der Sandwirth im Thale der brausenden Passeyer, war ein echter Mann aus dem Volke. Hohe Sittlichkeit, schlichter Sinn, fromme Einfalt, goldne Treue, fester Glaube, unüberwindliche Zuversicht, unbegrenzte Vaterlandsliebe gewannen ihm alle biedern Tyrolerherzen. Er stellte sich 1800 mit Speckbacher an die Spitze des Aufruhrs und rief: „Vertraut auf Gott und wehrt euch tapfer". Und wie hat ihm das Heer gehorcht, wie hat es tapfer gefochten! Selbst im Augenblick des höchsten Glanzes als Oberbefehlshaber und an der Spitze der Regierung im kaiserlichen Palaste zu Innsbruck blieb er der schlichte Landmann. Mit den Schildwachen vor seinem Palaste betete er täglich, wie er es mit seinen Kindern gethan. Wer mit ihm aß, mußte auch mit ihm beten; denn: „habts mit gessen, könnts mit beten!" Am 14. Oktbr. wurde der Friede zu Wien geschlossen. Erzherzog Johann forderte die Tyroler zur Unterwerfung auf, worauf sich auch Hofer als unterwürfig erklärte. Durch erlogene Siegesnachrichten der Kaiserlichen getäuscht, griff er aber wieder zu den Waffen, was den Franzosen gar lieb war. Vor Aufpassern nirgends in der Heimat mehr sicher, wollte er doch aus Anhänglichkeit an sein liebes Land Tyrol nicht entfliehen, um sich zu retten. Er barg sich in einsamer Alpenhütte unter Eis und Schnee. Nach 2 Monaten kommt der verrätherische Priester Donay in der Nacht auf die Alp und vor Hofers Hütte. Die Häscher pochen dreimal. Hofer tritt hervor und sagt stolz und frei: „Ja ich bins, den ihr sucht; schont nur mein Weib und meine Kinder". Sie nehmen ihn gefangen und bringen ihn gefesselt nach Mantua. Das französische Kriegsgericht war der Mehrzahl nach nicht für die Todesstrafe, aber der Vicekönig von Italien gebot Hofers Tod binnen 24 Stunden, doch wurde Hofer erst am 20. Februar 1810 zu Mantua erschossen. Das Nähere darüber gibt das herrliche Gedicht. Kaiser Franz adelte Hofers Familie und ließ Hofers Marmorstatüe zu Innsbruck neben dem Grabmal Kaiser Maximilians I. aufstellen.

S. 227, Z. 8 v. u. „Die Erbtöchter auf Mönkgut (der südöstlichen Halbinsel Rügens) wählen oder wählten wenigstens vor

Jahren sich ihren Bräutigam selbst. Zu diesem Behufe ward eine Schürze aus dem Fenster des Hauses der Heirathslustigen herausgehängt. Auf dieses Zeichen zogen die jungen Bursche des Dorfes oder der ganzen Halbinsel vorüber und die Erbtochter ersah sich einen derselben zu ihrem Eheherrn. Diesem schickte sie in der folgenden Nacht ein seidnes Tuch zum Pfande ihrer Wahl; die Annahme desselben war sein Jawort". (Wilh. Müller.)

S. 228, Z. 12 v. u. „Die Bräute werden als solche durch eine blaue Schürze bezeichnet". (Wilh. Müller.)

S. 229, Z. 4 v. o. „Die Wittwen sitzen in der Kirche auf eignen kleinen Schemeln niedergeduckt". (Wilh. Müller.)

S. 229, Z. 8 v. o. Vineta, d. h. Wendenstadt, lag wahrscheinlich auf der Insel Wollin und war ein berühmter wendischer Handelsplatz des Nordens, der 1183 durch ein Erdbeben oder eine Sturmflut seinen Untergang fand. Bei heiterm Wetter wollte man die Ruinen des alten Vineta an der Ostseite der Insel Usedom erkennen. — „Die Volkssage von der alten, prächtigen Stadt Vineta, die zwischen Pommern und Rügen ins Meer gesunken sein soll, ist um so poetischer, je weniger das Dasein derselben geschichtlich zu erweisen ist. Die Schiffer hören die Glocken derselben aus dem Grunde des Meeres heraufklingen und das Widerscheinen ihrer Zinnen auf dem Wasserspiegel nennen sie das Wafeln, eine nordische Fata Morgana". (Wilh. Müller.)

S. 230, Z. 1 v. o. Arkona, Wittows Vorgebirge, die nördlichste Spitze des deutschen Vaterlandes.

S. 230, Z. 11 v. u. Wilhelm Müller hat dieses Gedicht ganz getreu nach einer deutschen Sage gedichtet, welche die Gebrüder Grimm als: „Der Glockenguß zu Breslau" aufgezeichnet haben.

S. 233, Z. 5 und 2 v. u. Auf vereinzeltem Hügel liegt höchst malerisch am Bolsener See die Stadt Montefiascone im päbstlichen Gebiet. Ihr Muscatellerwein gehört zu den berühmtesten italischen Weinen und ist unter dem Namen „Est, est!" oder auch „Est, est, est" (Kopischs Gedicht!) bekannt. Die Sage erzählt, daß ein deutscher Prälat, Johannes Fugger, seinen Diener vorausreisen ließ mit dem Auftrage, an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fände, „Est!" anzuschreiben. In Montefiascone war der Muscateller so vorzüglich, daß der Diener: „Est, est" schrieb. Der Herr blieb daselbst und trank sich zu Tode. Sein Diener ließ ihm ein Denkmal errichten mit der Inschrift: „Propter nimium Est, Est, Dominus meus mortuus est!" d. i. Wegen allzuvielen „Est, Est", ist mein Herr gestorben.

S. 237, Z. 3 v. u. Hydra ist ein bevölkertes Inselchen an der griech. (argolischen) Küste. Seine Bewohner, die Hydrioten, sind im Besitze von einigen 100 Schiffen. Sie treiben lebhaften Handel und sind als tüchtige Seeleute berühmt.

S. 238, Z. 10 v. u. Die Mainotten, Bergbewohner des Taygetus, halten sich für Abkömmlinge der Lacedämonier.

S. 238, Z. 4 v. u. Alex. Ypsilanti war der alten, reichen Phanariotenfamilie Ypsilantis entstammt und wollte als Anführer der Griechen dieselben vom türkischen Joche befreien. Nach der verlorenen Schlacht bei Dragaschan (1821) mußte er auf persönliche Sicherheit bedacht sein. Er flüchtete sich auf oestreichisches Gebiet, erhielt die Erlaubniß zum Uebertritt, ward aber dennoch als Gefangner behandelt und nach der ungarischen Veste Munkatsch ins Staatsgefängniß gebracht. Auf Rußlands Vermittlung gab ihm Oestreich im Nov. 1827 die Freiheit und schon am 31. Jan. 1828 starb er auf der Reise zu Wien.

S. 239, Z. 1 v. u. Miltiades erfocht in den Ebenen von Marathon 490 v. Chr. mit einer kleinen Schar tapferer Athener einen glorreichen Sieg über ein zahlreich überlegnes Perserheer. — Leonidas, der alten Sparter König, vertheidigte sein Vaterland mit 300 Spartanern in dem engen Felsenpaß bei Thermopylä gegen die persischen Millionen des Xerxes und machte diesem so lange den Sieg streitig, bis er und seine 300 Braven den Heldentod gestorben waren.

S. 244, Z. 1 v. o. Vergleiche nachstehendes Gedicht von Robert Burns, übersetzt von F. Freiligrath:

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im waldgen Revier!
Da jag ich das Rothwild, da folg ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh.

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem, was stark und was kühn!
Doch, wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands steht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du schäumender See,
Ihr Wälder, ihr Klippen, so grau und bemoost,
Ihr Stürme, die zornig durch Felsen ihr tost!

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im waldgen Revier!
Da jag ich das Rothwild, da folg ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh!“

S. 256, Z. 15 v. u. 2. Petri 3, 8. Eins aber sei euch unverhalten ihr Lieben, daß Ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre und tausend Jahre wie Ein Tag.

S. 260, Z. 8 v. o. Im düstern Waldesdunkel des hessischen Odenwaldes liegen die Trümmer der Burg Rodenstein und zwei Stunden weiter, auf höherem Berge, stand die Burg Schnellert. Auf Rodenstein lebte in den kampf- und fehdelustigen Zeiten des Mittelalters der Ritter Rodenstein. Er war schön von Gestalt, liebte nie ein Weib und war wegen seiner Tapferkeit und seines kriegerischen Sinns von allen seinen Nachbarn gefürchtet. Der Pfalzgraf vom Rhein lud ihn ein zu einem Turnier bei Heidelberg. „Auf muthigem Rosse, mit goldner Decke behangen, erschien er mit glänzendem Wappen und Helm mit Federn geschmückt, die seinen edeln Stamm durch Ahnen erprobt, bezeugten". Die schöne Marie von Hochberg gewann hier sein Herz und seine Hand und lebte glücklich mit ihm auf Rodensteins Burg, bis ihn häusliche Ruhe und stilles Glück langweilten und er sich weder durch Bitten noch Thränen seines Weibes mehr vom wilden Kampfe abhalten ließ. Er bestieg sein Streitroß und eilte aus der Burg. Seine Frau gebar bald darauf einen todten Knaben — und starb. Der Ritter lag draußen im Walde und lauerte in der Nähe vom Schnellert auf den Feind, als ihm des Nachts plötzlich vom Rodenstein her eine bleiche Gestalt erschien. Es war sein Weib, das vor ihm schwebte, das Knäblein im Arm, und mit dumpfer Stimme sprach: „Du hast dein Weib gemordet, dein Kind gewürgt, drum ziehe nun als ein gefürchteter Kriegsbote im Lande umher und verkünde jetzt und immerdar Krieg und Heereszug". — Der Geist verschwand, der Ritter unterlag bald im Gefecht und verschied im Schnellert. Seitdem muß der irrende Geist des Ritters verdammt sein Krieg und Fehde zu verkünden. So oft Deutschland ein Krieg bevorsteht, erhebt sich ein halb Jahr zuvor der Geist im Schnellert mit seinem zahlreichen Troß und der Geisterlärm beginnt. „Mit Sausen und Kriegsgetümmel, mit Lärmen und Geschrei, wie von Menschen und Pferden, mit Trommeln, Pfeifen und Trompeten, mit Wagengerassel und Gepraſſel in furchtbarem, grausigem Wirrwar, das die ganze Umgegend erfüllt und die Bewohner erzittern macht, fährt er vom Schnellert durch die Wälder und Thäler hinan auf die Burg Rodenstein, um hier seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Hier verweilt er so lange, bis der Krieg sich zu Ende neigt und dann zieht er wieder 6 Monate vor dem Frieden mit gleichem Gepraſſel und Spuck und Getöse auf dem nämlichen Wege nach der Schnellertsburg zurück, doch immer, ohne Jemanden Nachtheil oder Schaden zuzufügen, noch dem Auge sichtbar zu werden". (Vergl. „H. Zehfuß: die Herren vom Rodenstein nebst der Sage von den Wandergeistern auf Schnellerts und Rodenstein. Darmstadt 1825".) Die Einwohner von Oberkainsbach, Fränkisch-krummbach, Brensbach ꝛc. haben den Geisterlärm nicht nur Nachts, sondern auch am hellen Tage gehört. Im vorigen Jahrhundert wurde der Rodensteiner Geisterzug ein Gegenstand gerichtlicher

Untersuchung und es wurden amtliche Protokolle darüber aufgenommen. Besonders soll im 7jährigen Krieg und in den 1790er Jahren Rodenstein sehr oft aus- und eingezogen sein. Auch in den letzten Jahren zog er aus und am 31. Dezbr. 1850 wieder ein. —

S. 299, Z. 2 v. u. Platen gibt uns hier eine überaus herrliche, schöne und wahre Geschichte des Sonetts und darf sich wohl als Vierter den großen lorbeerbekränzten Meistern anzureihen wagen, was er in ehrenwerther Bescheidenheit nicht will. Francesco Petrarca (1304 — 1374) war ein Florentiner und geistliche und weltliche Fürsten ehrten den großen Sänger. Kaiser Karl IV. verlieh ihm den Titel Pfalzgraf, in Rom wurde er 1341 am ersten Ostertage mit dem poetischen Lorbeerkranze gekrönt; denn Apollo, der Gott des süßen Gesanges, war ihm hold. Petrarca machte viele Reisen durch Frankreich, England, Deutschland ꝛc. und feierte in herrlichen Gesängen eine berühmte schöne Frau, seine glühend geliebte Laura zu Avignon. Er starb zu Arquato oder Arqua unweit Padua. Man fand ihn in seiner Bibliothek entschlafen, den Kopf auf ein Buch gestützt. — Luis de Camoens geb. zu Lissabon, lebte im 16. Jahrh. (1524 — 1579). Sein Leben war voller Stürme, Mühseligkeiten und Entbehrungen; denn er wurde wegen seiner leidenschaftlichen Liebe zu einer Hofdame vom König verbannt, verlor im portugiesisch-marokkanischen Kriege das rechte Auge, schiffte sich nach Ostindien ein, wurde 1561 aus der Verbannung zurückberufen, litt aber Schiffbruch an einer Flußmündung und rettete nur durch Anklammern an ein Brett das nackte Leben und sein durchnäßtes Gedicht „Lusiade". Wegen Schulden setzte man ihn in Goa ins Gefängniß und erst 1569 kehrte er nach Lissabon zurück. Er starb 1579 im Hospital. Sein ostindischer Diener suchte ihn durch Betteln vor dem Hungertode zu bewahren. — Rückert ist der Dritte, der in seinen geharnischten Sonetten das Höchste erreicht hat.

S. 300, Z. 7 v. u. Andreas Palladio war im 16. Jahrhundert ein berühmter Baumeister der Republik Venedig.

S. 300, Z. 1 v. u. Der herzogliche Palast oder Dogenpalast steht auf dem mit Säulenhallen umgebenen Markusplatze und ist in arabischem Styl erbaut. In die geöffneten Rachen der großen marmornen Löwenköpfe wurden die Anklagezettel der vorgeblichen und wirklichen Feinde der Republik geworfen. Eine bedeckte Gallerie führte aus dem Palast über den Kanal nach den Bleikammern oder Bleidächern (Gefängniß mit Blei gedeckt) und heißt die Seufzerbrücke, weil die Verurtheilten darüber geführt, in der ersten Abtheilung vom Geistlichen vorbereitet, in der zweiten aber geköpft oder auch erdrosselt wurden. Die Körper der Opfer verschlang der ins Meer führende Kanal.

S. 301, Z. 1 v. o. Der geflügelte Löwe des heil. Markus ist Venedigs Wappen; er ist auf dem Markusplatze auf einer riesigen 80' hohen Granitsäule errichtet, die einst, mit noch 2 andern aus Griechenland gebracht wurde.

S. 301, Z. 5 v. o. Der mit schwarzen und weißen Marmorplatten gepflasterte Marcusplatz ist seit uralter Zeit der allgemeine Versammlungsort der Venetianer. Bis um Mitternacht dauert oft das großartige Wogen und Drängen der zahlreichen, geschäftigen Menschenmasse.

S. 301, Z. 18 v. u. Der Thurm der Skt. Markuskirche ist einer der höchsten in Italien (335') und bietet eine wundervolle Aussicht über Stadt und Meer. Statt einer Treppe führt ein schneckenförmig gewundener Weg bis zum Glockenstuhl.

S. 301, Z. 11 v. u. Im 5. Jahrh. n. Chr. suchten Bewohner des Festlandes sich auf den Inseln des Adriameeres vor der großen heranströmenden Flut der Völkerwanderung zu schützen und diese Zufluchtsstätten wurden später bleibende Wohnsitze, so daß bald die mächtige Inselstadt, dieses 8. Wunderwerk der Welt, entstand.

S. 301, Z. 1 v. u. Die stolze Rialtobrücke ruht auf 1200 Ulmenpfählen, ist aus weißem Marmor in den Jahren 1588 — 91 von Palestrina erbaut worden, hat nur einen einzigen Bogen, und ist 187 Fuß lang. Sie senkte sich, weßhalb am Fuß auf die Widerlage 4 Paläste erbaut wurden, die sie unverrückt erhalten. An beiden Seiten führen 56 Stufen hinauf und rechts und links sind marmorne Kaufläden.

S. 302, Z. 10 v. o. Den schrecklichen Kerkern fehlte es zur Zeit der Republik nie an Bevölkerung und die Gefangenen wurden in den Bleikammern durch Sonnenhitze und Winterkälte gleichfurchtbar gequält. In den Brunnen oder unteren Räumen der Bleidächer standen sie beständig einige Fuß tief im Wasser.

S. 302, Z. 12 v. o. Ueber dem Eingang der Markuskirche stehen 4 in Erz gegossene Pferde von hoher Schönheit. Sie sind das Werk eines griechischen Künstlers. Napoleon ließ sie nach Paris schleppen, aber sie mußten wieder zurückgegeben werden.

S. 303, Z. 3 v. o. Paolo (Paul) Veronese, eigentlich Paolo Cagliari, geb. 1530 zu Verona, war einer der ersten Meister der venetianischen Malerschule. Seine Schöpfungen stellen das Leben im schönsten Glanze und festlichen Rausche dar. Die stolzen, schillernden Gewänder, das reiche Geschmeide, die Reinheit, der Wechsel der Formen in lautester Harmonie mit der Pracht der Farben, sind ganz besondere Vorzüge seiner Gemälde. Unter seinen festlichen Mahlzeiten nach neutestamentlichen Geschichten ist die Darstellung der „Hochzeit zu Kana" die berühmteste.

S. 303, Z. 9 v. u. Antonio Canaletto, (eigentlich Canale) ein berühmter venetianischer Maler des vorigen Jahrhunderts, wußte besonders Landschaften und Gebäude höchst naturgetreu darzustellen, wovon seine vielen und meisterhaft ausgeführten Ansichten Venedigs die besten Beweise geben. Er starb in London (1768).

S. 303, Z. 6 v. u. Vor der Marcuskirche erheben sich auf erzenen Fußgestellen drei hohe, zu Masten gehauene Cedernbäume, die sonst mit den langen, wehenden Fahnen der 3 kleinen griechischen Königreiche (Candia, Cypern und Morea) geschmückt waren, über welche die Republik Venedig herrschte. Jetzt schwebt die oestreichische Flagge darauf.

S. 303, Z. 4 v. u. Kaiser Karl V. regierte während der Reformationszeit von 1519 — 1556, da er freiwillig die Regierung seiner vielen Reiche niederlegte. In feierlicher Abschiedsrede übergab er seinem Sohn Philipp in Brüssel die Regierung der Niederlande, dann auch die von Spanien, Neapel und Westindien und zu Gunsten seines Bruders (Ferdinand I.) entsagte er auch der römisch-deutschen Kaiserkrone. Alle seine hohen Entwürfe: die getrennten Religionsparteien wieder zu vereinigen, die päpstliche Gewalt zu beschränken, die alte Kaisermacht herzustellen, dem spanisch-habsburgischen Hause den deutschen Thron zu sichern, Frankreich zu demüthigen, die Türkenmacht zu brechen ꝛc. sah er vereitelt, trotz seiner Klugheit und Geistesgröße. Er sehnte sich deßhalb nach klösterlicher Büßung und ging in das Hieronymitenkloster St. Just in Estremadura, wo er noch 2 Jahre in ernster Betrachtung über die Eitelkeit irdischer Größe verlebte. Vergebens wollte er dort zwei Uhren in einen Gang bringen und sprach ernst und bitter: „So vermag ich nicht einmal zwei Uhren in denselben Gang zu bringen und vermaß mich doch einst so viele tausend Menschen zu einem einzigen Glauben zu bringen". Er verschied am 21. Sept. 1558, nachdem er wenige Wochen vorher bei lebendigem Leibe sein eigenes Leichenbegängniß halten ließ und tieferschüttert in der Kirche die feierlichen Todtengesänge hörte, die am Trauergerüste für sein Seelenheil angestimmt wurden. —

S. 304, Z. 15 v. u. Alarich, der Westgothenkönig, drang in Italien ein, eroberte Rom (410) und gedachte auch Afrika zu erobern, starb aber auf seinem Zuge durch Unteritalien bei Cosenza und seine Gothen begruben ihn in das Flußbett des Busento.

S. 305, Z. 1 v. o. Die Sassaniden waren eine Reihe persischer Könige (226—637), welche von dem Khalifen (geistlichen und weltlichen Stellvertreter des Propheten Mahomed) Omar entthront wurden. Ihre Hauptstadt war Ktesiphon. Mosleminen oder Muselmänner sind die Bekenner des Islam oder der muhamedanischen Religion. Der Oxus der Alten ist ein Fluß, der vor Zeiten seine Mündung ins Kaspische Meer hatte, jetzt Gihon und im Unterlaufe

Amu darja heißt und in den Aralsee fließt. Jesdegerd war der letzte der Sassaniden. — Medina's Fürst ist Omar; denn Medina war die Residenz der arabischen Khalifen. — Satrap, d. i. ein Statthalter. — Sarazen, der Araber, eigentlich Morgenländer.

S. 306, Z. 8 v. o. Der Führer der Lust- und Wandelschiffchen (Gondeln).

S. 306, Z. 11 v. u. Napoleon stürzte am 12. Mai 1797 die Republik Venedig, welche 1350 Jahre ruhmvoll bestanden.

S. 307, Z. 6 v. o. Bucentaur, das prächtigste, größte Ruderschiff, das mit Sammt und Seide austapeziert, mit reicher Vergoldung und vielem Bildwerk geschmückt war und von unsichtbaren Ruderern fortbewegt wurde. Am Himmelfahrtstage jeden Jahres fuhr der Oberbeamte (Doge) der Republik und sein ganzer Hofstaat unter Kanonendonner, rauschender Musik und dem Geläute der Glocken mehrere Stunden weit ins Adriameer hinaus, umgeben von einigen tausend Gondeln. Der Doge feierte seine Vermählung mit dem Meere, indem er einen goldenen, mit einem kostbaren Edelstein gezierten Ring in die Tiefe warf mit den Worten: „Meer, wir vermählen uns mit dir, zum Zeichen der wahrhaftigen und beständigen Herrschaft!"

S. 308, Z. 20 v. u. Otto III., römisch-deutscher Kaiser, war erst 3 Jahre alt, als sein Vater starb. Er hatte eine gelehrte Bildung und während seiner Minderjährigkeit leitete seine Mutter Theophania in Verbindung mit der Großmutter Adelheid, der Tante Mathilde und dem würdigen Erzbischof Willegis von Mainz die Regierung des Reichs. In seinem 16. Jahre ergriff Otto selbst die Zügel der Regierung. Er zog zweimal über die Alpen und machte dem Unwesen des Empörers Crescentius, der zu Rom fast völlig wie ein unumschränkter Herr regierte, ein Ende. Mit Crescentius hatte sich der Pabst Johann XVI. verbunden. Otto II., der Vater Otto's III., ist in der Peterskirche zu Rom begraben. Schrecken und Angst ergriff die gläubigen Gemüther, als ein Einsiedler prophezeite, der letzte Tag des Jahres 999 sei auch der letzte Tag der Welt. Der junge Kaiser ließ sich übrigens das italische Leben behagen. Nach Deutschland zurückgekehrt ließ er sich zu Aachen die Gruft Karls des Großen öffnen, um sich durch den Anblick des großen Kaisers zu begeistern. 1001 kam Otto wieder nach Rom. Die Römer empörten sich und wollten den Kaiser im Palast ermorden. Otto hielt eine rührende Rede an das empörte Volk und wurde nur mit Mühe von seinem Verwandten, dem Bayernherzog und nachmaligen Kaiser Heinrich II., auf geheimen Pfaden gerettet. So schlecht vergalten ihm die Römer seine große Vorliebe für Italien, daß selbst, als Otto im 22. Jahre seines Lebens in Paterno, unweit Rom, gestorben war, sie noch Rache

an der Leiche nehmen wollten und die Deutschen, welche die Leiche nach Aachen brachten, hatten bis Verona mit großen Gefahren zu kämpfen.

S. 315, Z. 4 von oben. Karl X., König von Frankreich (1824—30). Er war ein Bruder des unglücklichen Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. und zählte schon 67 Jahre, als er König wurde. Die Julirevolution 1830 stürzte ihn und setzte Ludwig Philipp auf den Thron. Karl lebte einige Zeit zu Holyrood in Schottland und ward mit seiner Familie 1831 vom französischen Boden verbannt. Von 1832—35 bewohnte er den Hradschin zu Prag und starb zu Görz, 79 Jahre alt, am 6. Nov. 1836 an der Cholera.

S. 315, Z. 7 v. u. Der schuldlose, aber schwache König Ludwig XVI. mußte für die Sünden seiner Vorfahren büßen. Er wurde am 21. Januar 1793 durch die Guillotine enthauptet.

S. 315, Z. 3 v. u. Ludwig der Faule, der letzte karolingische König von Frankreich, starb 987 und Hugo Capet, ein Graf von Paris, bemächtigte sich des Throns. Seine Nachfolger hießen Capetinger. Alle französischen Könige bis in die allerjüngste Zeit stammen von Hugo Capet ab. — Karl v. Anjou, ein Bruder des französischen Königs Ludwig IX. oder des Heiligen, eroberte Neapel und Sicilien, herrschte daselbst mit eisernem Scepter und ließ Konradin, den Sohn des deutschen Kaisers Konrad IV., letzten Sprößling der Hohenstaufen und rechtmäßigen Erben der Krone von Neapel und Sicilien, am 29. Okt. 1268 in Neapel hinrichten. Konradin war erst 16 Jahre alt, als er mit seinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Oestreich, den Todesstreich empfing.

S. 317, Z. 13 v. u. Bajä ist eine mit Villen übersäte Landzunge, die im Cap Misenum endigt und den neapolitanischen Golf im Nordwesten begrenzt. Die Ufer Bajä's gewähren entzückende Aussichten nach Neapel, Sorrent, dem feuerspeienden Vesuv, dann übers Meer hin auf die Inseln Ischia (Iskia), Procida (Protschida) und das wilde Capri mit seinen zackigen Felsenküsten.

S. 320, Z. 7 v. o. Die Familie Fugger beschäftigte sich in früherer Zeit mit Leineweberei, dann mit Handel und erwarb sich im Verlaufe des 15. Jahrhunderts solche Reichthümer, daß die Kaiser des Reichs in Geldnöthen sich an sie wandten. Die Fugger hatten Flotten auf den weiten Meeren. Im 16. Jahrhundert erbauten 3 Brüder Fugger die Fuggerei, d. i. ein Stadttheil Augsburgs mit eigner Kirche und 106 Versorgungshäuser für die Armen. Gleich Fürsten beschützten und beschäftigten sie berühmte Künstler und Gelehrte. Als die Stadt dem Kaiser das geforderte Strafgeld nicht bezahlen konnte, ließ ein Fugger 80,000 Goldgulden aus seinem eignen Schatze prägen. Von Kaiser Max wurde die Familie in den Adelstand, von Karl V. in den Grafenstand erhoben.

Eine Linie wurde sogar 1805 gefürstet. Jetzt sind die Fugger mediatisirte Standesherrn in Bayern und Würtemberg und besitzen daselbst noch Güter von 14 Quadratmeilen. Kaiser Karl V. kommt 1530 aus Italien zurück, kehrt in Augsburg beim Anton Fugger ein, und entschuldigt sich, daß er ihm eine große Summe geliehenen Geldes noch nicht habe zurückbezahlen können. Das Wetter war kalt und der Kaiser noch an das welsche Klima gewöhnt; deßhalb und um die Ehre des Besuchs wett zu machen, zündete Fugger aus duftendem Zimmtholz (ein Loth Zimmt kostete damals 1 Dukaten) und mit der kaiserlichen Schuldverschreibung ein Kaminfeuer an.

S. 320, Z. 5 v. u. Polyhymnia oder Polymnia, die Hymnenreiche, Muse der Hymnen, Erfinderin der Lyra, später Vorsteherin der lyrischen Dichtkunst und Beredsamkeit.

S. 322, Z. 14 v. u. Kaiser Franz II., der letzte deutsche Kaiser, starb am 2. März 1835.

S. 325, Z. 6 v. o. Joachim Mürat, der tapfere General und Schwager Napoleons, wurde 1808 König von Neapel, das 1799 durch die Franzosen in die parthenopeische Republik verwandelt worden war. Die Stadt Neapel hieß in den ältesten Zeiten Parthenope. Er nahm später Theil am Feldzuge nach Rußland, an der Leipziger Schlacht, verband sich mit den Oestreichern gegen Napoleon, fiel aber wieder von Oestreich ab, wurde von denselben geschlagen, floh nach Neapel, fand die ganze Bevölkrung in Aufstand und Verwirrung, entwich nach Frankreich, kam wieder, um sein verlorenes Königreich zu erobern. Die Expedition mißglückte. Mürat wurde gefangen aufs Schloß Pizzo gebracht, von einem Kriegsgericht verurtheilt und am 13. Okt. 1815 in einem Saale des Schlosses erschossen, nachdem er gerufen: „Schonet das Gesicht, Soldaten, und zielt auf das Herz".

S. 326, Z. 1 v. o. Der Thunfisch ist 6 — 18′ lang und 3 — 6 Zentner schwer. Er zieht im Frühjahr aus dem schwarzen ins Mittelmeer und wird bei Konstantinopel, bei Sardinien und Sicilien in ungeheuerer Menge gefangen. Ebenso ist für Calabrien und Sicilien der Fang des Schwertfisches sehr wichtig.

S. 329, Z. 17 v. o. Die Skt. Peterskirche ist der vor allen berühmte und größte Tempel der Christenheit. Er wurde von Bramante, Michel Angelo u. A. von 1506 bis 1614 erbaut und kostet 72 Millionen Gulden. — Das Pantheon war im alten Rom der Tempel oder Sammelplatz aller Götter, anfangs dem Mars und der Venus, später der Maria und allen Märtyrern geweiht. Es ist ein großes, kühnes Werk. Das Licht fällt von oben durch eine kreisrunde Oeffnung von 27 Fuß Durchmesser.

S. 329, Z. 18 v. o. Unter den vielen reizenden Villen Roms ist die vor dem San-Pancratio-Thore gelegene Villa Doria-Pamphili mit ihren Antiken und dem größten Garten besonders merkwürdig.

S. 329, Z. 23 v. o. Der berühmte italische Dichter Torquato Tasso wurde 1544 zu Sorrent geboren. Weiteres über Tasso siehe Band III. in den Anmerkungen zu den Todtenkränzen von Zedlitz.

S. 335, Z. 14 u. 15 v. o. Sappho lebte im 6. Jahrh. v. Chr. Sie war gebürtig aus Mytilene auf der Insel Lesbos, daher sie von den Alten die lesbische Schwalbe, und wegen ihrer Meisterschaft auch öfters die zehnte Muse genannt wurde. Sie soll den schönen, aber spröden Phaon unglücklich geliebt und sich vom leukadischen Felsen ins Meer gestürzt haben. (Vergl. S. 349 die letzte und 350 die erste Strophe.) Ihre sämmtlichen Gedichte wurden von den Alten in 9 Bücher melischer Lieder getheilt und ihr Haus war der Sammelplatz der edelsten Dichterinnen ihrer Zeit. Von Tugend und Sitte sprach sie mit Begeistrung und schätzte die sittliche Schönheit als des Lebens kostbarstes Kleinod. Ihre Gesänge athmeten die wärmste Liebe, waren aus einem innigen glühenden Gefühl hervorgegangen und trugen in vollendeter Form den klarsten Abdruck künstlerischer Besonnenheit. Von ihr soll der nach ihr benannte 11silbige „sapphische Vers" herrühren, durch dessen 3malige Wiederholung und dem angeschlossenen adonischen Vers die „sapphische Strophe" gebildet wird (z. B. Nr. 161, 162, 163). — Roswitha (Hrosuita) war im letzten Viertel des 10. Jahrhunderts Nonne im Benediktinerkloster zu Gandersheim. Sie genoß einen hohen Ruf als Dichterin und Quellenschriftstellerin der deutschen Geschichte, indem sie auf den Wunsch Kaiser Otto's II. und ihrer Aebtissin Gerberge, des Kaisers Nichte, die Thaten Otto's I. oder Großen besang. —

S. 431, Z. 14 v. u. In der Zeit der glorreichen Erhebung Preußens (1813) brachte alles Volk freiwillige Beisteuern, Frauen und Jungfrauen verkauften ihr Geschmeide und legten den Erlös auf den Altar des Vaterlandes.

S. 433, Z. 2 u. 8 v. o. Friedrich II. o. Große, König von Preußen (1740—86) führte den 7jährigen Krieg (1756—63). Oestreich, Rußland, Frankreich, das deutsche Reich und Schweden standen mit einer halben Million gegen ihn unter Waffen und doch erfocht er die großartigen Siege in den Schlachten bei: Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz und Torgau. Friedrich hat zahlreiche Schriften geschrieben, darunter auch eine Geschichte des 7jährigen Krieges: „Histoire de la guerre de sept ans." — Bei Roßbach (links von der Saale) schlug Friedrich am 5. Nov. 1757 das 3mal größere Heer der Franzosen und Reichsarmee

in die schimpflichste Flucht; dagegen haben die Franzosen 49 Jahre darnach (am 14. Okt. 1806) die für Preußens Geschick so unglückliche Doppelschlacht bei Jena-Auerstädt gewonnen, nach welcher die preußischen Heere auf ihrem ungeordneten Rückzuge die Waffen strecken mußten.

S. 435, Z. 9 v. o. Ottensen ist ein großes und schönes holsteinisches Dorf nahe bei Altona. Auf dem Kirchhof zu Ottensen befinden sich die merkwürdigen Gräber.

S. 435, Z. 14 v. o. Am 30. Mai 1813 rückte Marschall Davoust mit zahlreichen französischen Truppen in Hamburg ein. Durch die härtesten Maßregeln, die er schonungslos ins Werk setzte, sahen sich mehr als dreißigtausend Einwohner Hamburgs genöthigt, die Stadt zu verlassen und 1100 (1200) davon fanden in der Strenge des Winters ihr Grab in Ottensen.

S. 437, Z. 1 v. o. Der greise Herzog K. W. Ferdinand von Braunschweig wurde in der unglücklichen Schlacht bei Jena-Auerstädt (14. Okt. 1806) von einer Musketenkugel getroffen und seiner Augen beraubt. Besinnungslos und mit bluttriefendem Antlitz wurde er aus dem Gewühl der Schlacht getragen und auf einer Bahre in sein Erbland und seine Residenz Braunschweig gebracht. Von dort ließ der blinde Held den Napoleon um Gnade für sein Land und Volk bitten, der aber den unglücklichen Greis noch schmähte und antwortete: „Ich kenne keinen souveränen Herzog von Braunschweig, ich kenne nur den preußischen General Braunschweig". Aus Besorgniß, den Franzosen als Kriegsgefangener in die Hände zu fallen, ließ sich der Fürst mit blutigem Haupt weiter tragen bis gen Ottensen, wo er am 10. Nov. 1813 starb und sein Grab fand. Sein Sohn, der „Oels", fiel am 16. Juni bei Quatre-Bras im Kampf gegen Ney.

S. 439, Z. 9 v. o. Der Dichter Fr. Gottl. Klopstock, geb. am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, der Sänger des Messias und herrlicher Oden ꝛc., zeichnete sich aus durch einen festen Charakter, deutsch-nationalen Sinn, durch glühende Vaterlandsliebe, hohe Sittlichkeit und christlich-gläubiges Gefühl. Neu und einzig war er auch darin, daß er die Maße und Formen des klassischen Alterthums zuerst mit deutschem Stoff und Geist erfüllte. Er starb am 14. März 1803 zu Hamburg und wurde am 22. März, einem heitern Frühlingstage, zu Ottensen neben seiner Meta in die Gruft gesenkt. Sein Leichenbegängniß war eines der großartigsten und feierlichsten, die je einem deutschen Dichter und Gelehrten gehalten wurden. Als 10 Jahre später der Held Blücher im Vorbeifahren die Linden erblickte, welche des Sängers Grab beschatteten, da sprach er zu seinen Begleitern: „Entblößen wir das Haupt, denn hier ist Klopstocks Grab!"

S. 443, Z. 11 v. o. Kaiser Friedrich I. (Barbarossa, Rothbart), ein Hohenstaufe, ward 1152 zu Frankfurt a. M. gekrönt und war in politischer und sittlicher Hinsicht der kräftigste und tüchtigste Fürst seiner Zeit. Auf einem Kreuzzug, den er als Greis unternahm, fand er in Syrien, im Flusse Seleph seinen Tod (1190). Sein Herz ward in Antiochia, die Leiche aber in Tyrus bestattet. Das deutsche Volk konnte die Trauernachricht nicht glauben und meinte: „er ist in den Berg Kyffhäuser eingegangen, der in der güldenen Aue steht und hält Hof drinnen im Berg mit seiner holdseligen Tochter und seinen Helden; an einem Marmortisch sitzt er, durch welchen sein rother Bart gewachsen ist und harret der Stunde, wann die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Dann wird er ausziehen mit seinen Getreuen und seines Schildes Last hängen auf des Birnbaums dürren Ast und wird das deutsche Volk wieder groß machen vor allen Völkern der Erde". —

S. 475, Z. 16 v. u. Die Kaaba ist ein 34 Fuß hoher Tempel in der heiligen Moschee zu Mekka. Die erste Kaaba soll von den Engeln, die zweite von Adam erbaut und mit diesem in den Himmel gehoben worden sein und sich senkrecht über der gegenwärtigen, von Abraham erbauten, befinden. In der Kaaba befindet sich der schwarze Stein, den Gott aus dem Paradiese mit Adam auf die Erde geschickt, während der Sündflut wieder zu sich genommen und dem Abraham, als er die Kaaba zu Mekka erbaute, durch den Engel Gabriel wieder zurückgegeben haben soll. Anfangs sei er weiß gewesen, aber durch die vielen Thränen, die er wegen der Sünden der Menschen vergossen, sei er schwarz geworden. Mahomed machte den Stein zum Gegenstand der Richtung des Gebets der Gläubigen und verordnete die Wallfahrt zu ihm und der Kaaba.

S. 485, Z. 6 v. u. Die Plejaden oder das Siebengestirn (die Gluckhenne) ist ein Häuflein kleiner dichter aneinanderstehender Sterne im Sternbilde des Stiers. Zeus soll die 7 fabelhaften Töchter des Atlas und der Plejone, als sie sich aus Schmerz über den Tod ihrer Schwestern selbst den Tod gaben, an den Himmel versetzt haben.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite.
Hölderlin, Joh. Chr. Fr.	5
1. An den Aether	10
2. Der Wandrer	12
3. Seiner Großmutter ꝛc.	14
4. Der Gott der Jugend	16
5. Der gefesselte Strom	17
6. Rückkehr in die Heimat	18
7. Die Heimat	19
8. Der Neckar	20
9. Heidelberg	21
10. An die Natur	22
11. Die Eichbäume	24
12. Der Zeitgeist	25
Kerner, Justinus Andreas	27
13. Trost im Gesang	35
14. Sängers Trost	36
15. Frühlingsmorgen	36
16 Guter Rath	37
17. Stille Thränen	37
18. Todesprobe	38
19. Der todte Müller	38
20. Preis der Tanne	39
21. Wandrer in der Sägemühle	39
22. Lob des Flachses	40
23. Glück des Verlassenseins	42
24. Der schwere Traum	42
25. Graf Asper	43
26. Abschied	44
27. Ade	45
28. Ein Lied	45
29. Wanderlied	46
30. Trinklied zum neuen Wein	46
31. Trinklied im Juni	48
32. Zwei Särge	49
33. Der reichste Fürst	50
34. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe	51
35. Der Geiger zu Gmünd	53
Kinkel, Gottfried	57
36. Abendstille	63
37. Ein geistlich Abendlied	64
38. An die Auswandrer	65
39. Dietrich von Berne	67
40. Die Rheinfahrt	69
41. Liebesnacht	71
Knapp, Albert	79
42. Simeon	82
43. Charfreitag	82
44. Jung wie ein Adler	85
45. Prüfung am Abend	87
46. Die Mutter im Sarge	89
47. Grablied für einen Frommen	91
Kopisch, August	93
48. Historia von Noah	94
49. Der Trompeter	96
50. Blücher am Rhein	97
51. Die Heinzelmännchen	97
Auf Platens Tod	288
Körner, Karl Theodor	101
52. Die Eichen	104
53. Unsere Zuversicht	105
54. Aufruf	106
55. Lützows wilde Jagd	108
56. Bundeslied vor der Schlacht	109

	Seite.
57. Gebet während der Schlacht .	111
58. Abschied vom Leben . .	112
59. Reiterlied	113
60. Trost	114
61. Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freicorps ꝛc. .	115
62. Schwertlied	116
Lenau, Nikolaus . .	119
63. Liebesfeier	130
64. Der Lenz	131
65. Primula veris . . .	132
66. Herbstgefühl	133
67. Waldlied	133
68. Schilflieder	134
69. Der Postillion . . .	136
70. Der selige Abend . . .	138
71. Der Ring	142
72. Die drei Indianer . . .	143
73. Der Polenflüchtling . .	145
74. Der Steyrertanz . . .	148
75. Die drei Zigeuner . .	152
76. Die Werbung . . .	153
77. Die Haideschenke . . .	156
78. Sturmesmythe . . .	161
79. Weihnacht	162
Mörike, Eduard . .	167
80. Agnes	171
81. Ein Stündlein wohl vor Tag	172
82. Lied vom Winde . . .	173
83. Jägerlied	174
84. Das verlassne Mägdlein .	174
85. Verborgenheit . . .	175
86. Die Soldatenbraut . .	175
87. Lose Waare	176
88. Die Geister am Mummelsee .	176
89. Die traurige Krönung . .	177
90. Mein Fluß	179
91. Tag und Nacht . . .	180
92. Im Frühling . . .	181
93. Besuch in Urach . . .	182
94. Hochzeitlied	185
95. Zum neuen Jahr . . .	189
96. Charwoche	189
97. Wo find ich Trost . . .	190
Mosen, Julius . .	191
98. Frühlingslied . . .	195
99. Im Sommer . . .	196
100. Ruhe am See . . .	197
101. Wanderlied	198
102. Lied	198
103. Die Aloe	199
104. Fahr wohl	200
105. Der Kreuzschnabel . .	202
106. Gebet der Deutschen vor der Schlacht	204
107. Heinrich der Löwe . .	205
108. Andreas Hofer . . .	206
109. Die Völkerschlacht bei Leipzig	208
110. Der Trompeter an der Katzbach	209
111. Der sächsische Tambour .	210
112. Die letzten Zehn vom 4. Regiment	211
Müller, Wilhelm .	213
113. Wohin?	217
114. Ungeduld	217
115. Mein	218
116. Des Postillions Morgenlied vor der Bergschenke . .	218
117. Heimkehr	220
118. Jägerslust	221
119. Liebesgedanken . . .	222
120. Kinderlust	223
121. Das Frühlingsmahl . .	224
122. Morgenlied	225
123. Die Forelle . . .	226
124. Die Bräutigamswahl . .	227
125. Die Braut	228
126. Vineta	229
127. Der Adler auf Arkona .	230
128. Der Glockenguß zu Breslau	231
129. Die Arche Noäh . . .	232
130. Est Est! . . .	233
131. Das flotte Herz . . .	236
132. Der kleine Hydriot . .	237
133. Die Mainottin . . .	238
134. Alexander Ypsilanti auf Munkacs	238
135. Die letzten Griechen . .	239

	Seite.
Müller, Wolfgang .	241
136. Lieder	244
I. Mein Herz ist am Rhein	244
II. Der Sommerabend schauet	244
III. Um Liebe soll nicht ꝛc.	245
IV. Auf eines Berges Höhen	246
V. Goldflammenglutig ꝛc.	247
VI. Der Ocean liegt still ꝛc.	247
VII. Es zieht herauf die stille ꝛc	248
VIII. Die Luft so still .	248
IX. Schließt auch der Tag	249
X. So warm und herrlich	249
137. Coronata	250
138. Harald	252
139. Ein Grab in Cöln . .	254
140. Der Mönch v. Heisterbach .	256
141. Die nächtliche Erscheinung zu Speier	257
142. Deutschlands Wächter .	260
143. Meister Tancho . . .	261
Novalis, Friedr. (Friedrich Frhrr. v. Hardenberg) .	265
144. Weinlied	268
145. Bergmannslied . . .	270
146. Geistliche Lieder . . .	271
I. Was wär ich ohne dich ꝛc.	271
II. Wer einsam sitzt ꝛc. .	274
III. Wenn ich ihn nur habe ꝛc.	275
IV. Wenn Alle untreu werden ꝛc.	276
V. Ich weiß nicht, was ꝛc.	277
147. Sehnsucht nach dem Tode .	279
Platen, August (Graf v. Hallermünde . . .	281
148. Saul und David . .	296
149. Reue	297
150. Frühlingslied . . .	298
151. Sonette	299
I. Sonette dichtete ꝛc. .	299
II. Ich möchte, wenn ich sterbe ꝛc.	300
152. Venedig	300
I. Mein Auge ließ das hohe ꝛc.	300
II. Dieß Labyrinth v. Brücken ꝛc.	301
III. Wie lieblich ists ꝛc. .	301
IV. Venedig liegt ꝛc. . .	302
V. Es scheint ein langes ꝛc.	302
VI. Hier seht ihr freilich ꝛc.	303
153. Der Pilgrim vor Elt. Just	303
154. Das Grab im Busento .	304
155. Harmosan	305
156. Der alte Gondolier . .	306
157. Klaglied Kaiser Otto III. .	308
158. An einen deutschen Staat .	310
159. Wiegenlied einer polnischen Mutter	312
160. An Karl den Zehnten . .	315
161. Einladung nach Sorrent .	316
162. Loos des Lyrikers . .	318
163. Der Vesuv im Dezember 1830	319
164. Dem Grafen Fr. Fugger .	319
165. Auf den Tod des Kaisers .	322
166. Die Fischer auf Capri .	324
167. Bilder Neapels . . .	326
168. Gaselen	329
169. Parabase aus der verhängnißv.	331
Plönnies, Luise von .	333
170. Das Grab des Evangelisten	337
171. Die Welle	338
172. Es hat die Nachtigall .	343
173. Herr Olaf	343
174. Die Norne . . .	344
175. Der sterbende Schiffer .	346
176. An die Nordsee . . .	347
177. Abschied vom Meere . .	348
Prutz, Robert Eduard	353
178. Abends	357
179. Nachtstille	357
180. Um Mitternacht . . .	359
181. Die erste Saat . . .	359
182. Der Renegat . . .	362
183. Bretagne	364
Redwitz, Oscar Frhrr. v.	367
184. Das auferstandene Schloß .	373
185. Walthers Lieder . . .	375
186. Amaranths Waldeslieder .	376
187. Im Erker und im Thurm .	377
188. Der Kirchgang . . .	378
189. Der erste Kuß . . .	380
190. Amaranths stille Lieder .	381
191. An Amaranth . . .	383
192. Amaranths Herbstlieder .	384
193. Sängers Gebet . . .	385

	Seite.
Reinick, Robert . .	387
194. Frühlingsglocken	392
195. Juchhe!	393
196. Zwiegesang	394
197. In dem Himmel ruht die Erde	394
198. An den Sonnenschein . .	395
199. Ganz nothwendig . .	395
200. Curiose Geschichte . .	396
201. Des Mädchens Geständniß .	397
202. Käferlied	398
203. Blauer Montag . . .	399
204. Ruhig Philister . . .	400
205. Pereat alles Halbe . .	401
206. Des alten Wandrers Rath .	402
207. Im Vaterland . . .	403
208. Sonntags am Rhein .	404
209. Sonntagsfrühe . . .	405
210. Weihnachtsfest . . .	406
211. Sommernacht . . .	407
212. Der Bleicherin Nachtlied .	409
213. Die Monduhr . . .	410
Rückert, Friedrich .	411
214. Geharnischte Sonette . .	429
I. Ihr Deutschen ꝛc. .	429
II. Was schmiedst du ꝛc. .	430
III. Sprengt eure Pforten ꝛc	430
IV. Der ich gebot ꝛc. .	431
V. Fraun Preußens ꝛc. .	431
VI. Nicht mehr das Gold ꝛc.	432
VII. Wir schlingen unsre ꝛc.	432
VIII. Es steigt ein Geist ꝛc.	433
IX. Tritt auf Gigant ꝛc.	433
215. Das ruft so laut. . .	434
216. Die Gräber zu Ortensen .	435
217. Allgemeines Grablied . .	440
218. Die drei Gesellen . .	441
219. Barbarossa	443
220. Die hohle Weide . . .	444
221. Liebesfrühling . . .	445
I. Ich hab in mich gesogen ꝛc.	445
II. Ich sehe wie in einem ꝛc.	446
III. Dieses Saitenspiel ꝛc.	447
IV. Zu euch ihr Blätter ꝛc.	448
V. O ihr Herren ꝛc. .	449
VI. Himmel, eh ich . .	449
VII. Geliebte, groß ist ꝛc.	449
VIII. Ein Strom der Liebe	450
222. Nachtrag zum Liebesfrühling	451
223. Die Blumenengel . .	453
224. Vom Bäumlein, das ꝛc. .	455
225. Kinderlied von den grünen ꝛc.	458
226. Abendlied	459
227. Mitternacht . . .	460
228. An die Sterne . .	461
229. Vor den Thüren . . .	462
230. Die sterbende Blume . .	463
231. Frühlingslied . . .	466
232. Der klare Herbst . . .	468
233. Der Himmel . . .	469
234. Adventlied	470
235. Des fremden Kindes heilger Christ	471
236. Bethlehem und Golgatha .	474
237. Die Kirche zu Puteoli . .	477
238. Edelstein und Perle . .	774
I. Der Edelstein . .	477
II. Die Kerze . . .	479
239. Ritornelle	481
240. Sicilianen	482
241. Der Baum des Lebens .	483
242. Vierzeilen	484
243. Angereihte Perlen . .	485
244. Aus der: „Weisheit des Brahmanen“ . . .	485
Anmerkungen zum II. Band	489